Fragmente zur Deutſchen Literatur,

von

Johann Gottfried von Herder.

Herausgegeben
durch
I. F. Heyne.

Zweite u. dritte Sammlung.

Mit Grosh. Badisch. gnäd. Privilegio.

CARLSRUHE,
im Bureau der deutschen Claſsiker.
1821.

Sammlung
der
vorzüglichſten
deutſchen Claſſiker.

Ein Hundert und eilfter Band.

J. G. v. Herders Werke, XVIII.

Schöne Literatur und Kunſt.

Mit Großherzoglich Badiſchem gnädigſtem Privilegio.

Carlsruhe,
im Bureau der deutſchen Claſſiker.
1821.

J. G. v. Herders

ſämmtliche Werke.

Zur ſchönen Literatur und Kunſt.

Zweiter Theil.

Fragmente zur deutſchen Literatur.

Zweite und dritte Sammlung.

Mit Großherzoglich Badiſchem gnädigſtem Privilegio.

Carlsruhe,
im Bureau der deutſchen Claſſiker.
1821.

Vorrede zur erſten Ausgabe.

Dieſe Fragmente ſollen nichts minder, als eine Fortſetzung der Literaturbriefe ſeyn: man darf alſo über ihren Titel nicht erſchrecken. Es ſind Beiträge, Beilagen zu denſelben, nach dem Schluße aller ihrer vier und zwanzig Theile.

Ein Werk von vier und zwanzig Theilen, das die Literatur eines ganzen Volkes zu beurtheilen ſich übernahm, das in dieſem Urtheile, wie Cato, bei den Großen zuerſt anfing; das die Augen von ganz Deutſchland auf ſich richtete, und was noch mehr iſt, auch bis an ſein Ende auf ſich erhielt; das den Geſchmack beſſern wollte, und ihn auch merklich gebeſſert hat: ein ſolches Werk verdient ja nach ſeiner Vollendung vorzüglich ein Denkmal ſeiner Verdienſte.

Ich ſetze mich alſo, da ich vier und zwanzig Bände durchlaufen bin, auf den letzten Gränzſtein *) nieder, der mit Zahlen von Verdienſten, und Bemühungen; hie und da aber auch mit einigen Nullen menſchlicher Fehler pranget: hier ſitze ich, wie Marius auf den Trümmern Carthago's, da er die Schickſale Roms und Phöniciens überdachte, oder wie ein alter ehrlicher Markgraf, der über ſein Deutſches Vaterland denkt.

Ich ſehe eine Geſellſchaft Reiſende, mit unausſprechlichen Namen, mit großen Berichten aus dem Ländchen: Deutſche Literatur! mit Memoires, die ich gerne in eine Geſchichte der Literatur verwandelt wiſſen wollte. Meine Zweifel-, Frag- und Erklärungsſucht — oder, rühmlicher zu reden, meine patriotiſche Neugierde legt mir Fragen an ſie in den Mund — vielleicht Fragen, wie jene eines Deutſchen Arabers, die hie und da nicht ſollten, und nicht werden beantwortet werden.

Ich werfe mich indeſſen nicht zu einem Richter im Namen des Publikums auf, ein Amt, wozu ich mir nicht Beruf genug zutraue. Unpartheiiſch könnte ich ſeyn, weil ich ſelbſt weder unter ihrem Buchſtaben des Lebens A., noch unter dem Zeichen des Todes K. geſtanden: allein das Beſte fehlt mir: das Milchhaar kann mich nicht mehr begeiſtern, ein Daniel für die Suſanne gegen abgelebte hypokritiſche

*) Der vier und zwanzigſte Theil, der das Regiſter iſt.

Richter zu ſeyn? — Wirklich ein Beruf, der heut zu Tage im Reiche der Literatur ſo canoniſch geworden iſt, als er uns in der Bibel apokryphiſch dünkt.

Daher ſtrecke ich meine Faſces, und ſchleiche zu den Privaturtheilern, um nichts mehr, als meine Stimme, zu geben. Aber warum denn am Ende der Briefe? Es iſt immer mißlich, einen berühmten Kunſtrichter über ein Volk von Schriftſtellern in der Rede zu ſtören. Wie ging es jenem Therſites, da er dem Könige der Völker entgegen redete? Der göttliche Ulyſſes ſah ihn grimmig an, und brachte ihn durch die Stärke ſeines königlichen Scepters und ſeiner Drohungen zum Stillſchweigen: „da krümmte er ſeinen Rücken und „eine heiße Thräne entfloß ſeinem Auge; aber von „dem goldnen Scepter entſtand eine blutige Strieme „auf der Schulter: niedergeſchlagen ſaß er, mit „feigem Antlitz, und trocknete ſeine Thräne; aber „die Griechen, mitten in ihrem Mißvergnügen, „fingen herzlich über ihn an zu lachen." So ſchildert Homer *) den Therſites; wer wollte auch nur von weitem ſich zum Heere unſrer Therſite in Deutſchland geſellen?

Aber nach geendigtem Werke urtheile man: alsdann tritt der unumſchränkte Diktator ſelbſt vor die Schranken als Bürger; alsdann miſcht

*) Homers Iliade.

ſich der Schauſpieler unter die Zuſchauer, und hört das Urtheil derer am liebſten, die während der Rolle weder klatſchen noch pfeifen mochten; alsdann iſt das Aegyptiſche Todtenurtheil gerecht, und für die Wahrheit der Geſchichte nützlich, inſonderheit, wenn mündige Verwandte leben, die ſich vertheidigen können; alsdann kann man füglich zu vier und zwanzig Theilen Literaturbriefe einige kleine Beilagen machen.

Aber keinen bloßen Auszug! Dieſer iſt für die leicht, die aus dem Realregiſter ſich ein Collektaneenbuch machen wollen; aber für mich wirklich ſchwer, und in der That auch nachtheilig. Juſtinus ſpielte den Trogus, und Origines den Celſus durch Auszüge in den Fluß der Vergeſſenheit, und unſer Deutſches Publikum braucht die Literaturbriefe noch recht ſehr, ſo wie ſie da ſind.

Ich will mich blos nach ihrem Leitfaden, von der Literatur meines Vaterlandes unterrichten, und ein Gemählde derſelben in den letzten ſechs Jahren, im Schatten, entwerfen. Ich weiß, dies Gemählde wird einigen kleinlich, andern dunkel, den übrigen ſo ungeheuer vorkommen, als jene Statue der Minerve, die Phidias für die Höhe des Altars gemacht hatte, dem Athenienſiſchen Volke unten am Boden vorkam. Ihn wollte man ſteinigen, und das unerfahrne, aber reizende Bild des Alkamenes behielt den Preis, blos weil es ihnen beſſer in die Augen fiel.

Ich ſammle die Anmerkungen der Briefe, und erweitere bald ihre Ausſichten, bald ziehe ich ſie zurück, oder lenke ſie ſeitwärts. Ich zerſtücke und nähe zuſammen, um vielleicht das bewegliche Ganze eines Pantins zu verfertigen. Dazu habe ich Freiheit, wie ich glaube: denn wenn die Briefe ſich durch das Fruchtland anderer Wege bahnten, ſo kann ich ja zum Vortheil des Beſitzers dieſen Weg wieder überpflügen. Wenn ſie in manche Wüſten Ströme leiteten, ſo kann ich ja dieſe Ströme beſchiffen. Wenn ſie hie und dort im Meere Inſeln entdeckten: ſo kann ich ja nach dem feſten Lande umherſchauen. Immer aber ſage ich mit jenem Alten, der über die Literatur ſeiner Zeit um Rath gefragt wurde: „Kaum wagte ichs, eine ſo ſchwere „Frage zu übernehmen: ob es an unſern Fähigkei„ten liege, daß wir nicht können — oder an un„ſerm Geſchmack, daß wir die Alten nicht erreichen „wollen? Ich wagte es kaum, meine Meynung „zu ſagen, wenn ich nicht die Beobachtungen der „größten Männer unſrer Zeit blos aus dem Ge„dächtniß anzuführen hätte; fein ausgedachte, und „ſchön geſagte Gedanken, die ich ſchon als Jüng„ling von ihnen lernte.“ *)

Und dieſen Schutzengeln der Literatur widme ich auch meine vier Fragmente: ein kleiner Lorbeerkranz, der dem Olympiſchen Sieger unbemerkt von

---

*) De oratorib. dialog.

einem Fremden zufliegt, der ſich aus Stolz und Beſcheidenheit unter das Volk verſteckt. Möchte dieſer Kranz jener Roſe Anakreons gleichen, welcher er ſein ſchönſtes Lied *) geweiht hat. Als das Meer die Göttin der Schönheit und Jupiters Haupt die Pallas erzeugte: rang auch die Erde zu gebären, und es erſchien die Roſe:

Πολυδαιδαλον λοχευμα.
Μακαρων Θεων δ' ομιλος,
Ροδον ὡς γενοιτο, νεκταρ
Επιτεγξας, ανετειλεν
Αγερωχον εξ ακανθης
Φυτον αμβροτον Λυαιε.

---

*) Anakr. μελ. 53.

Einleitung.

(Die einen Traum von einem allgemeinen Gemählde der deutſchen Literatur enthält, und Anlaß giebt, die allgemeine deutſche Bibliothek, die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, und die Literaturbriefe zu prüfen.)

So ſehr die Schriftſteller der Journale ſich über ihre Leſer erheben: ſo ſind ſie doch beide mit einander Zwillinge eines Schickſals. Beide jagt die liebe Göttin Langeweile, die Mutter ſo vieler Menſchen und menſchlichen Werke, in die Arme der Muſen; beide fliehen aus Ekel über Arbeit oder Muße, über politiſche Neuigkeiten und Schriftſtellerei in den Schoos der Göttin Kritik, um ſich hier durch einen wachenden Schlummer zu zerſtreuen und zugleich auch zu ſammlen. Man wird ein Verfaſſer oder ein Leſer der Journale, um die Ruhe und die Geduld zu erlangen, die einem verwundeten Sohne des Mars oder der Pallas ſehr eifrig zu empfehlen iſt. *) Die Literaturbriefe waren im Anfange ein Zeitvertreib eines kranken Officiers, nachher des kranken Publikums, und oft auch kranker und ermüdeter Verfaſſer,

*) S. Vorrede zu den Liter. Br.

die vom Bücherleſen müde, und aus dem Felde des Autorruhms ſiech zurückkamen.

Daher iſt auch unſre Zeit um ſo viel reicher an Journalen, als ſie an Originalwerken arm wird. Der junge Schriftſteller nimmt alten Richtern das Brot vor dem Munde weg, weil er glaubt, urtheilen zu können, ohne denken zu dürfen; Arbeiten ſchätzen zu können, ohne ſelbſt ein Meiſter zu ſeyn. Der Leſer wiederum lieſet Advokatenberichte, um nicht ſelbſt richten zu dürfen; Auszüge und Kritiken, um keine Bücher durchzuſtudiren. Je mehr Bücher, ſagt Rouſſeau, deſto weniger Weisheit; je mehr Ehebruch, deſto weniger Kinder: je mehr Journale, deſto minder wahre Gelehrſamkeit. Man läuft auf die Märkte, Neuigkeiten zu hören: der Kunſtrichter als ein Proſelyt der Gerechtigkeit; der Leſer als ein Proſelyt des Thors; und der wahren Bürger ſind ſo wenig, daß man auch ſelbſt ſchon zu den Neuigkeiten Fremde braucht.

Indeſſen denke ich mir ein Journal, das mehr als Briefe, Auszüge und Urtheile zum Zeitvertreibe enthielte: ein Werk, das ſich den Plan vorzeichnete zu einem ganzen und vollendeten Gemählde über die Literatur, wo kein Zug ohne Bedeutung auf das Ganze wäre, er mag ſich im Schatten verbergen, oder ans Licht hervortreten: zu einem Gemählde, das die Natur des Titian mit der Grazie des Correggio und der bedeutungsvollen Idea des Raphaels zu verbinden ſuchte: kurz! ein Werk, das eine pragmatiſche Geſchichte im gelehrten Staat würde, ſo wie die Annales des Tacitus im politiſchen Staat dieſen hohen Namen verdienen.

Man laſſe mich meinen Traum verfolgen,

Dieſem allgemeinen und einzigen Werke müßte eine Geſchichte der Literatur zum Grunde liegen, auf die es ſich ſtützte. Auf welcher Stufe befindet ſich dieſe Nation? und zu welcher könnte und ſollte ſie kommen? Was ſind ihre Talente, und wie iſt ihr Geſchmack? Wie ihr äußerer Zuſtand in den Wiſſenſchaften und Künſten? Warum ſind ſie bisher noch nicht höher gekommen, und wodurch könnte ihr Geiſt zum Aufſchwunge Freiheit und Begeiſterung erhalten? alsdann rufe der Geſchichtſchreiber der Literatur aus: „Wohlan! Landesleute, dieſe Bahn laufet, und jene Abwege und Steine vermeidet: ſo weit habt ihr noch, um hierin den Kranz des Zieles zu erreichen!" Man ſtelle ihnen die Alten als Vorläufer, die Nachbarn als Nebenbuhler vor, und ſuche die Triebfeder des Nationalſtolzes ſo rege zu machen, als man das Nationalgenie unterſucht hat. Kurz! eine ſolche Geſchichte ſuche das, was ſie bei den Alten war, zu werden: die Stimme der patriotiſchen Weisheit und die Verbeſſerin des Volks. Sie ſuche das in der Literatur zu ſeyn, was der Schätzer der engliſchen Sitten und Grundſätze, der republikaniſche Browne, für den Staat war: eine Stimme patriotiſcher Weisheit, die Verbeſſerin ſeines Vaterlandes.

Jetzt mache ich den Riß zu dem Gebäude auf dieſe Grundlage: wiefern wird durch jede merkwürdige Frucht des Geiſtes ein neuer Stein und Pfeiler dazu gebracht werden? wie jener unglücklich gebauet; dieſer das gut gebaute unglücklich niedergeriſſen? wie jener Handlanger ein Baumeiſter, und dieſer Baumeiſter ein Kalklöſcher ſeyn ſollte? wie viel unerkanntes Verdienſt jener ſtille Fleißige habe, wie viel Aufmunterung dieſes Genie verdiene, um nicht

im Fleiße zu erſticken; wie viel Schaden jeder Lärmer dem Ganzen zugefüget, und wie er auf beſſere Wege zu lenken ſey? Dies alles zeige ein Kunſtrichter im Plan, der Gelehrte übe es aus, und der Pfleger der Wiſſenſchaften halte jene zur Ausübung an, befördere den Fleiß, und erwecke das Genie.

Wo iſt nun ein hundertäugiger Argus, um dies alles zu überſehen? Wo ein Briareus mit hundert Händen, um es auszuführen? Und wo ein Geſetzgeber, wider den auch die eigenſinnigen Genies, die Ziegenbärtigen Grammatiker, und der Pöbel von Ueberſetzern und Syſtemſchreibern keine Widerrede hätte? Wir arbeiten in Deutſchland wie in jener Verwirrung Babels; Secten im Geſchmacke, Partheien in der Dichtkunſt, Schulen in der Weltweisheit ſtreiten gegeneinander: keine Hauptſtadt, und kein allgemeines Intereſſe: kein großer allgemeiner Beförderer und allgemeines geſetzgeberiſches Genie. Wenn im Homer die Verſammlung der Griechen erſcheint: ſo bebt vom Gemurmel die Erde, und neun ſchreiende Herolde laufen mit Stäben umher, ſie zu bändigen, daß ſie die Götterſöhne, die Könige, hören ſollen.

Da dies Werk für einen nicht iſt; ſo theile man die Arbeit, oder den Plan. Den Plan? Dies ginge nicht ſo füglich an. Ein großer Theil der Wiſſenſchaften macht einen Körper, wo man kein einzelnes Glied nach bloßem Gutdünken pflegen kann, ohne dem Ganzen zu ſchaden: und dieſer Theil trägt den Namen Literatur. Ein weiter Name, deſſen Gebiet ſich von den erſten Buchſtabierverſuchen erſtreckt, bis auf die ſchönſte Blumenleſe der Dichtkunſt: von der Züchtigung elender Ue-

berſetzer nach der Grammatik und dem Wörterbuch bis zu den tiefſten Bemerkungen über die Sprache: von der Tropologie bis zu den Höhen, die nur das Sonnenpferd der Einbildungskraft auf Flügeln der Aurore erreicht: von den Handwerkſyſtemen bis zu den Ideen des Plato und Leibnitz, deren jede, wie ein Sonnenſtrahl, ſiebenfarbigtes Licht enthält: Sprache, Geſchmackswiſſenſchaften, Geſchichte und Weltweisheit ſind die vier Ländereien der Literatur, die gemeinſchaftlich ſich zur Stärke dienen, und beinahe unzertrennlich ſind.

So theile man alsdenn die Arbeit? — Nur theile man ſie recht, lenke ſie recht zuſammen, und habe ſtets das Ganze im Auge. Ein wahrer Kunſtrichter in ſolchem Journal muß nicht Bücher, ſondern den Geiſt beurtheilen, ſie mit ihren Schwächen und Größen gegen einander abwägen, und nicht ihr Syſtem, ſondern ihr Urbild verbeſſern. So lange man nicht Ideen in ihre Quelle zurückzulenken weiß, in den Sinn des Schriftſtellers: ſo ſchreibt man höchſtens wider ihn, und erregt — wenn er ſich nicht in unſre Stelle zu ſetzen weiß — ſtatt Ueberzeugung, Widerſpruch. Wie ſchwer iſts, Proben zu Grundſätzen zurückzuführen, und Verſuche zu Meiſterſtücken zu erheben, beſtändig mit und ſtatt ſeines Autors denken zu können, ſtatt ſeiner zu arbeiten und das Ganze nicht aus der Acht zu laſſen: wie ſchwer iſts, ſich und ſeinem Schriftſteller, und dem Leſer und der Schutzgöttin Literatur ein Genüge zu thun? ſo ſchwer, daß mein Plan lange ein Traum meiner Phantaſie bleiben wird.

* * *

Drei Werke ſind es, die mit dieſem Grundriß eine Aehnlichkeit haben, und die ich alſo darnach beurtheilen darf. Iſt mein Ideal eigenſinnig, ſo zeichne ich, wie es der Geſtalt und Schwäche meiner Augen erſcheint. Sie erheben ſich über die übrigen Journale ſo ſehr, als nach Virgils Gleichniß Rom über die Schäferhütten und die Cypreſſen über das Geſträuch. Indeſſen kann man doch auch über Rom urtheilen.

Die deutſche Bibliothek hat einen zu weiten Plan, um allgemein zu ſeyn. Da ſie ſich über die erſt gezeichneten Gränzen der Literatur auch den ſogenannten höhern Wiſſenſchaften mittheilet: ſo muß ſie die höhern Handwerks- und Kunſtwerke nur in einem philologiſchen Geſichtspunkte zeigen, der dem gemeinen Leſer zwar bequem, aber dem Liebhaber dieſes Feldes viel zu entfernt iſt. Entweder man befriedigt alſo den letztern nicht, der ſie im ganzen Licht erblicken will: oder man hat dem größten Theile der fremden Leſer die Frage vorzulegen: Verſteheſt du auch, was du lieſeſt? Entweder man thut dem Verfaſſer nicht genug; oder fodert vom exoteriſchen Leſer ein Pythagoräiſches αυτος εφα, oder das Sokratiſche Urtheil, das er über Heraklits Schriften fällte: „auch, was ich nicht verſtehe, iſt gut.“ Ich könnte aus jedem Theil ſolche Schriften anführen, die oft blos aus einem Nebengeſichtspunkt betrachtet ſind, ja von denen man gar nur ein allgemeines, und einſeitiges Urtheil fällen konnte; weil es in einer allgemeinen Bibliothek ſtehen ſollte. Auf die Art bildet man unvollkommene Polyhiſtors, aber keine Panſophen der Literatur: das Werk wird ungleich und mangelhaft: ex omnibus aliquid, ex toto nihil. Man ſieht es jedem Recenſenten an, daß er uns mehr ſagen

konnte;

konnte; allein um des Allgemeinen willen mußte er ſich in der Gottesgelahrtheit auf Toleranzpredigten, in der Arznei- und Rechtslehre auf die Gränzen dieſer Wiſſenſchaften, und in der Aeſthetik auf Auszüge einſchränken.

Gewiß! Recenſionen allein machen noch keine allgemeine Bibliothek aus; Vergleichungen und Ausſichten, Beobachtungen über Fehler und Tugenden, dieſe charakteriſiren den hohen kritiſchen Geiſt, der zum Bibliothekar einer Nation gehört. Das ganze Bild der himmliſchen Göttin lebte ſtets in der Seele des Zevxis, da er von ſeinen irdiſchen Göttinnen Reize borgte. Was in jeder Schrift neu iſt, und wozu Pfade eröffnet werden; für welche Klaſſe von Leſern jenes und dieſes Werk iſt; was man wegzuwerfen und auszubeſſern habe, um den Bau des Ganzen zu befördern — dies heißt eine allgemeine Bibliothek. Und von dieſem dürfte man bisher nicht eben viel neues in dem gedachten Werk wahrgenommen haben.

Bloße Auszüge mit einem flüchtigen Urtheil über einzelne Sätze; Auszüge, die gegeneinander nicht immer Ebenmaas haben; Auszüge, nach Geſetzen und Satzungen, nicht nach dem Genie des Verfaſſers, und der Wichtigkeit der Sache; ſind eine encykliſche Gelehrſamkeit, einer Spirallinie gleich, die um ihren Mittelpunkt läuft, um ihn ſpät zu erreichen. Ich ſehe ſelbſt die Schwierigkeiten ein, die dieſen ſchönen Plan, im Lehnſtuhl ausgeheckt, ſchwer genug machen, allein unmöglich iſt er nicht für einen Ort, wie Berlin, für einen Verleger wie Nicolai iſt, und für Verfaſſer, wie die meiſten bei der Bibliothek ſind.

Die Briefe über die N. Literatur haben kein Lehrgebäude liefern wollen, doch aber nennen ſie es ein Gemählde der Literatur*) in den letzten Jahren. Vielleicht könnte man die Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften**) in Deutſchland für ihre Grundlage anſehen; allein auch dieſe reden blos von Stückwerken von Betrachtungen, wie ich von Fragmenten: und als Gebäude wollen ſie alſo ihr Werk nicht beurtheilen laſſen.

Man dankt es alſo den Verfaſſern, daß ſie manchmal ihre Lieblingswendungen ergreifen, um von einer Sache überhaupt zu ſchwatzen: Briefeingänge, Präludien und Epiſoden, die mehr werth ſind, als ganze Kritiken.

Warum iſts nicht öfter geſchehen, daß ſie die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften zur Baſis ihrer Briefe gemacht, wie ſie es verſprachen? Oft wenn dieſe, ihres Namens Bibliothek eingedenk, Auszüge von Büchern lieferte, die ich mir ſelbſt machen konnte und mußte, wäre ein freies Urtheil im Geſchmack der Literaturbriefe willkommen geweſen. Vielleicht wären oft beider Urtheile verſchiedner gefallen, wenn ſie ſich mehr bemerkt hätten: indeſſen bleiben beide Werke die Pedanten zu einander, die manche Nachbarn nicht aufzuzeigen haben.

Die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften iſt in ihren Nachrichten von den Ausländern uns völlig und noch mehr als ein Journal étranger; daher ich bei dieſen Nachrichten zu leſen anfange und alsdann die Bibliothek auf gut alt βουστροφηδὸν zurückpflüge. Allein, wenn man dieſe fremden Nachrichten mehr in

---

*) ſ. Schluß der Lit. Br. **) Breslau 1766.

Auszüge ausbreitete; inſonderheit von Büchern, die oft ſelbſt eine kleine Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften ſind? Wenn man einländiſche Auszüge oft verkürzte, von Büchern, die man ſelbſt leſen muß? Wenn man bei dieſen ſich vorzüglich auf Urtheile, Beobachtungen und Ausſichten befliſſe? Wenn die eignen Abhandlungen beſtändig eine nahe Beziehung zum Titel des Buchs hätten? Wenn ſie öfters Gemählde der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften in Ländern und Gegenden enthielten, ähnliche Schriftſteller verglichen, und einem Sulzer fertiges Baugerüſt zu ſeiner allgemeinen Aeſthetik lieferten? Wenn ſie an dringender Kürze und ſchöner Gründlichkeit den Mosesſchen, Winkelmanniſchen und Hagedornſchen gleich kämen, und in ihrer Wahl fremder Stücke genau wären; wenn man die Nachrichten und Urtheile, wie zerſtreute Perlen in einen Halsſchmuck ſammlen, und bei der Kritik der Dichter härter ſeyn wollte — ich geſtehe es freilich, daß man eher eine Reihe von Einwendungen mit dem Worte Wenn machen, als dies Wenn ausbeſſern kann.

Die Literaturbriefe haben mehr Urtheil; allein ſchätzen ſie nicht die Merkwürdigkeit gewiſſer Werke beinahe blos nach dem Maas, wie ſie dabei Raum zum eignen Urtheil, zur Strafe und Spekulationen finden? Das Publikum war verwöhnt, bei allen wichtigen Werken ihre Stimme zu erwarten, und ihr Correſpondent wird doch gewiß mit andern Journalen haben buhlen müſſen, um die Merkwürdigkeiten alle zu erfahren. — Ihre Philoſophie iſt nach dem Ausſpruche Ciceros: „Philoſophire! aber mit wenigem“ und dieſe Mäßigung hat ſie, als Leitband, vor dem

Sinken bewahrt. Indeſſen fällt es mir ein, daß einſt in Athen zween Künſtler ſtritten; jener betrog die Vögel, und dieſer gar ſeinen Miteiferer, der nach dem Vorhange griff, und blos ein Gemählde ertappte. Wenn die Literaturbriefe in ihren Urtheilen oft einfältige Leſer bei dem Naſchen zum Beſten haben, ſo geht dies noch hin; wenn aber der Ordensbruder, der Philoſoph ſelbſt, nach ihren allgemeinen Anmerkungen greift und ſie verſchwinden; ſo iſts beinahe wider die Zunftgeſetze.

Beide Werke, die ich ohngeachtet ihrer Verſchiedenheit vergleiche, haben ſich indeſſen alle beide um den deutſchen Geſchmack ſehr verdient gemacht, und werden merkwürdig ſeyn, wenn gleich die Nachrichten des einen und der homiletiſche Eifer des andern nicht mehr zum Neueſten der Literatur gehören werden.

Ich liefere die vornehmſten Stellen der Literaturbriefe ausgezogen, und betrachtet: daher kann meine Arbeit vielleicht für einen Realauszug aus denſelben gelten. Wenn ich ihnen widerſpreche oder beiſtimme, citire ich blos, und überlaſſe dem Leſer, der jenes Werk beſitzet, die Citationen ſelbſt aufzuſchlagen. So vermeide ich den Ton eines Tadlers und Lobredners, und ſpreche mit einigen Verfaſſern pantomimiſch: wie es dort von jenem Griechiſchen Orakel hieß: ουτε λεγει, ουτε κρυπτει, αλλα σημαινει.

1767.

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

In der erſten Ausgabe erſchienen dieſe Fragmente als Beilagen zu den Briefen die neueſte Literatur betreffend. Sie unternahmen es, die Kritik dieſes nützlichen Werks zu beurtheilen, einigen Machtſprüchen deſſelben zu widerſprechen, einige Mängel in ihm zu ergänzen. Sie wollten aber noch mehr! Etliche nützliche Betrachtungen der Briefe ſollten zum Grunde gelegt, und an ſie Materialien zu einem Gebäude der Literatur in den letzten ſechs Jahren zugeführt werden.

Die Anfuhr wird unterbrochen, ehe ſie bis zur Hälfte gekommen iſt: wenigſtens findet es der Verfaſſer der Mühe werth, zuvor einige Bauſtücke beſſer zu ordnen, und dem Leſer von ſeinem veränderten Plane Rechenſchaft zu geben.

Beilagen von der Art, wie ich ſie liefern wollte, hätten ſich, wie ich denke, ihrer Nachbarſchaft würdig machen können; die beſte Nachbarſchaft hat indeſſen immer Vortheile und Nachtheile — und

zum Unglück wird die menſchliche Bequemlichkeit eher dieſe, als jene inne. Und ſo iſt auch meine Nachbarſchaft mit den Literaturbriefen ihnen, mir ſelbſt, und vielleicht auch den Leſern unbequem geworden. Ihnen: denn oft wurden aus ihnen Stücke zerriſſen und zuſammengefügt, die blos in meiner Abſicht zuſammen, oder von einander gehörten. Mir: denn oft mußte ich ziemlich weit von einer Stelle ausgehen, um, was ich wollte, zu ſagen. Dem Leſer: dem die Ungleichheiten der Schreibart ſo vieler Verfaſſer, die Abfälle des Brief- und Fragmententons zur Laſt werden mußten. Und überhaupt legte mir der ganze Plan Zwang auf: er verführte mich auf kleine Abwege, unterbrach meinen Gang bisweilen, und alſo ehrlich und gut! Wir geben uns einander die Hände, danken für gehabte Zeitkürzung, und ſcheiden jeder ſeinen Weg. Indeſſen werden wir hoffentlich auch in der Entfernung an einander denken, wenn wir gleich nicht zuſammen ſpatzieren.

Das Wort Beilagen iſt alſo vom Titel: die meiſten eingerückten Stellen, die ſich ausmuſtern ließen, ſind aus dem Buche weggeblieben: das Ganze iſt bis auf kleine Theile umgearbeitet, wobei ich mir einige Urtheile des Publikums zu Nutze gemacht: und ich darf ſagen, daß meine neue Auflage vielleicht für ein neues Werk gelten könne; wenigſtens hat ſie mir beinahe eben ſo viel Mühe gekoſtet. Die erſte Sammlung liefert Anmerkungen über die Sprache: die zweite über die Griechiſche Literatur: die dritte ſoll von den Römern, und

die letzte von den Morgenländern vollſtändiger, als zuvor, reden: ſo fern in den neuern Jahren die Nachahmung dieſer Völker unſerer Literatur eine neue Wendung und Geſtalt gegeben. Alles in der erſten Ausgabe, was ſich auf die Literaturbriefe bezog, Vorrede, Einleitung, und einzelne Erörterungen, wird dem vierten Theile als Zugabe angeſchloſſen werden. So ſind ja fleißig genug die Brocken geſammlet, auf daß nichts umkomme.

Alles bleibt indeſſen nur Fragment, und ich würde lachen, wenn man die erſte Sammlung für eine ſehr unvollſtändige Deutſche Grammatik: die zweite für eine ſehr mangelhafte Abbildung der Griechiſchen Dichtkunſt: den dritten Theil für gar keine ſtandesmäßige Anpreiſung der Römer; den vierten endlich für eine ſehr ungründliche Bibelauslegung förmlich und feierlich erklärte. Das bleibt immer zu ſehen, daß ich blos Stückwerke von Betrachtungen liefern wollte, ſo fern es mir die Muſe rieth — die Gelegenheit es erlaubte — und eine Stelle der Briefe, oder ein Buch es erforderte. Man will alſo etwas, was ich nicht mag, wenn ich alle unſere claſſiſche Schriftſteller, oder Dichter zur Schau aufführen ſoll: wer hat mich dazu gedungen? wo habe ich dies verſprochen? und war denn ſchon mein Buch zu Ende, um darüber zu urtheilen, wen ich mit Stillſchweigen übergangen? Es iſt ja ärgerlich, wenn man einem Schriftſteller ein Geſchäfte aufdringen will, dazu er ſich nicht verſtanden, und Fragmente über die letzten ſechs Jahre als ein Lehrge-

bäude der ſchönen Wiſſenſchaften betrachtet. Noch ärgerlicher aber iſts, wenn man ihm in die Rede fällt, und z. E. einen Dichter zurück geſetzt glaubt, wenn man die Stelle auf ihn warten läßt, als Deutſcher Pope zu erſcheinen.

Ich habe wie unter einer Blumendecke und oft mit Anſpielungen geſchrieben: wer es für den Zweck meines Hervortretens anſieht, dieſe Blumendecke zu zeigen, denket von mir klein; wer aber gar träumt, das ſie das Panier einer neuen Sekte des Geſchmacks, und ich das Muſter einer ſonderbaren Schreibart werden wolle — hat mir nie ins Geſicht geſehen. Was gehen meinem Stande und meiner Denkart alle Schulen der Aeſthetik, alle Sekten der Journale, alle Klaſſen des Modegeſchmacks in- und außer Deutſchland an? Nichts iſt unanſtändiger, als in ſolchen Geſichtspunkten beobachtet zu werden, für den, der als Liebhaber, als Patriot ſchrieb, über Sachen, von denen er weder Titel, noch Lohn hat. Ich habe meinen Geſchmack aus mehr als einer Nation, Zeit und Sprache ſelbſt zu bilden geſucht: und durfte alſo für meine Nation, für meine Zeit und Sprache ſchreiben, wie ich wollte.

1768.

Vorrede.

Es läßt ſich nicht zweifeln, daß der ſelige von Herder in den Fragmenten noch manche Veränderungen gemacht haben würde, wenn er ſelbſt eine neue Ausgabe davon beſorgt haben ſollte. In dieſer würde auch noch ein letzter Theil hinzugekommen ſeyn. Vier Sammlungen verſprach er gleich in der Vorrede der erſten Ausgabe des erſten Theils, und noch deutlicher in der zweiten: „Die erſte Sammlung, ſagt er, liefert Anmerkungen über die Sprache; die zweite über die griechiſche Literatur; die dritte ſoll von den Römern, und die letzte von den Morgenländern, vollſtändiger, als zuvor, reden.“ Dieſe

vierte, als letzte zurückgebliebene Sammlung, iſt weiterhin in andere Schriften übergegangen, vorzüglich in die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts, und in die Schrift vom Geiſt der Hebräiſchen Poeſie. Daß er ſie nicht liefern würde, ſcheint er am Schluße der dritten Sammlung noch nicht beſchloſſen zu haben, denn er ſagt: „Ich werde kaum mehr als den vierten Theil liefern, weil ich corpulente Autorſchaften nicht liebe.“ Wohin das ganze Werk führen ſollte, giebt er eben daſelbſt mit folgenden Worten an: „Die Materien, von denen dieſe nur Vorläufer hätten ſeyn ſollen, — ſind Philoſophie und Aeſthetik.“

Die erſte Sammlung, oder erſtes Bändchen, hat er ſelbſt umgearbeitet, 1768, ein Jahr nach der erſten Ausgabe; alſo iſt natürlicher Weiſe gegenwärtig die zweite Ausgabe abgedruckt worden. Die Vergleichung beider Ausgaben lehrt, daß die ſpätere an Umfang, Stellung und Berichtigung unendlich gewonnen hat. Die übrigen beiden Bände ſind nur einmal abgedruckt geblieben. Im zweiten Bande, im vierten Abſchnitt: „von der griechiſchen Literatur in Deutſchland,“ erweckte ſein Hand-

exemplar die Vermuthung, daß dieſer Abſchnitt einſt zu einer beſondern Schrift beſtimmt geworden ſey; allein die Veränderungen, und ihrer waren wenige, gingen nicht über die erſten Blätter.

Die mir aufgetragene, und gerne übernommene Durchſicht dieſer Fragmente hat ſich blos auf Verbeſſerung kleiner Unrichtigkeiten in Druck und in Namen, und auf Abänderung ſehr weniger Ausdrücke, welche der Selige ſelbſt mit andern vertauſcht haben würde, einſchränken laſſen. Einigemale kam ich in Verſuchung, einige erläuternde Anmerkungen beizufügen; mich hielt aber ein gewiſſes Gefühl von Unſchicklichkeit zurück, daß einer ſolchen Schrift Noten beigefügt werden ſollten, welche den Genuß der Anſicht eines ſchönen, kühn ſich aufſchwingenden Genius ſtören mußten. Ohnedem bezieht ſich das Meiſte auf die Stellen in den Literaturbriefen, welche der Leſer zu vergleichen oft gar nicht Umgang nehmen kann. In der That ein Nachtheil, der die Fragmente drückt, daß ſie nicht für ſich ſelbſt durchgehends geleſen werden können.

Ich hatte nicht nöthig, von dem Geſetze, das in der Ankündigung der neuen Ausgabe der Schrif-

ten aufgeſtellt iſt, Gebrauch zu machen, und etwas wegzulaſſen, was Beziehung auf verlebte gelehrte Streitigkeiten haben könnte.

Dieſe erſte Blüthe des Geiſtes und der Empfindung des ſeligen von Herder entfaltete ſich in jener Zeit, da die Literaturbriefe ſich in der Kritik der Deutſchen Literatur ein entſchiedenes Anſehen erworben hatten. Gleich den jungen Pflanzen, die ſich in rauhen Tagen nur ſchüchtern in die Luft wagen, trat der junge feurige Mann, zwar mit Muth und Kraft, aber doch mit liebenswürdiger Beſcheidenheit und Vorſicht, auf, und wagte Urtheile zu äußern, welche mehrere, die in den Literaturbriefen ausgeſprochen waren, berichtigten, milderten, verbeſſerten. Aber nicht leicht geht er im Tadel zu weit; eher geht er im Leben weiter, als es ſein mehr gebildeter Geſchmack in der folgenden Zeit hat billigen können. Dagegen gehet der Scharfblick des jungen philoſophiſchen Kritikers in vielen Fällen weit über die Briefe hinaus, wenn er auch zugeben muß, daß der tiefer eindringende Scharfſinn, durch die Briefe erweckt, zuerſt auf den Gegenſtand geleitet und auf den rechten Geſichtspunkt gerichtet war.

Weit indeſſen entfernt, jene Männer, deren Einſichten er die erſten Keime der ſeinigen zu verdanken hatte, aus dem Geſichtskreiſe der Leſer bringen zu wollen, rückt er ganze Stellen der Briefe, und zwar mit Anpreiſung, ein, ſetzt ſie in das günſtigſte Licht, und nun commentirt er darüber, mit Umſicht andrer noch nicht bemerkter Seiten, tiefer eindringend, und doch vorſichtig und edel ſchonend. So kündigte ſich ein Herder an! auf andre Weiſe andre, die keine Herder ſind! Oft iſt es ein hingeworfener Funke, den er auffaßt, der ſich dann in der jungen feurigen Seele zu einer Flamme entzündet, die das ganze Dunkel der Sache aufhellet. Nun giebt er neue Anſichten und Einſichten; Einſichten eines Genies mit dem feinſten Gefühl und edelſten patriotiſchen Sinn für deutſches Volk und Literatur vereiniget; immer dringt er mit Kraft und Muth weiter vor, klärt auf, ordnet, ſtellt zuſammen oder läßt von einander. So entſtanden jene neuen Aufſchlüſſe über das Weſen der Sprache, und die Eigenheiten der unſrigen; die feinen Bemerkungen über ihre Bildung, über die Vortheile und Nachtheile, die ſie durch und aus andern Sprachen erhalten hat, und

was unſre Literatur durch die alte und durch aus=ländiſche Literatur noch gewinnen kann. Ueberall grünt es und blüht es, wohin er ſeinen Blick richtet, quocunque deus circum caput egit honestum! Selbſt, wo eine reiche Phantaſie ſich in Blumen und üppiges Laub zu verlieren ſcheint: man ziehe es weg, und ſehe, welche goldne Früchte dahinter verſteckt liegen.

Auf mich machte das Durchleſen der Fragmente einen eignen Eindruck durch die Vergleichung deſſen, was ſeit der Zeit, daß die Fragmente geſchrieben ſind, in unſrer Literatur erfolget iſt; wie vieles erinnerte ich mich nun, das ich von den geſchwornen Ausrufern unſrer Tagsliteratur als unerhörte, neuerfundene Weisheit hatte lobpreiſen hören, wovon das Weſentliche bereits in den Fragmenten gebohren, auch wohl entwickelt iſt! wie vieles ſeitdem als Geſetz angenommenes, wovon Herder als Hierophant und Geſetzgeber anzuſehen iſt! wie manche Staubwolke iſt erregt worden, wo der klare Horizont bereits in jener Schrift das Auge erquickte; wieder andere Fächer, worin man nicht weiter gekommen iſt, als wo die Fragmente ſtehen blieben, auch wohl eini=

ges ſchwach und ſchief ausgeführt, was er beſtimm- ter vorſchrieb.

Wäre nicht unſre neue Literatur ein Meer, wo eine Welle die andre treibt und ihre Spur ver- tilget, um wieder ſelbſt zu verſchwinden: ſo hätte z. B. vieles, was Herder über das Leſen der al- ten Claſſiker, poetiſche Sprache und Proſe, Ueber- ſetzung der Claſſiker, inſonderheit über das Stu- dium der Griechen ſagt, nicht ſo in Vergeſſenheit kommen können, daß es jetzt als neu geſagt er- ſcheinen muß. In den Stellen, wo Herder von Homer ſpricht, iſt bereits, ohne alle Ruhmredig- keit, ſo vieles und beſſer geſagt, was zwanzig, dreißig Jahre nachher als neu erfundne Weisheit ausgerufen worden iſt. Ich erſtaunte ſelbſt, wie ich alles dieſes jetzt las. Zwar hatte ich mit dem Seligen über dieſe Gegenſtände mich unterhalten; allein dies geſchah ſpäter, als jene Fragmente er- ſchienen; unſre frühſte Bekanntſchaft entſtand erſt in den Jahren, da er von Bückeburg aus auf einer Reiſe durch Göttingen ein vertrauliches Band mit mir knüpfte. Die erſte ſeiner Schriften, die ich las, waren die kritiſchen Wälder. Meine eignen Studien, zumal ſeit meiner Anſtellung in Göttin-

gen, in einem ganz andern Felde, erlaubten mir nicht, die Deutſche Literatur in alle ihre Fächer zu verfolgen; ich mußte mir meinen eignen Weg bahnen, und konnte nur Bewunderer und Freund eines Mannes ſeyn, deſſen Andenken der Nachwelt immer heilig, mir theuer und werth ſeyn wird.

Heyne.

Frag=

Fragmente

zur

Deutſchen Literatur.

Zweite Sammlung.

I.

Vorläufiger Discurs.

Von dem Urſprunge, und den Geſichtspunkten, in denen der Kunſtrichter erſcheinet.

Der erſte Kunſtrichter, war nichts mehr als ein Leſer von Empfindung, und Geſchmack. Er weidete ſich an den Schönheiten und den Erfindungen ſeiner Vorgänger, den Bienen ähnlich, die den Saft und das Blut der Blumen trinken, ohne doch, wie die Raupen und Heuſchrecken, kunſtrichteriſche Gerippe der Pflanzen zurückzulaſſen. Er war jenem unſchuldigen Paare gleich, dem ſich im Garten des Vergnügens jede Frucht des Schönen und Guten darbot, ehe es vom philoſophiſchen Erkenntnißbaum genaſcht hatte. Es hat in der Literatur auch ein Alter gegeben, da die Weisheit noch nicht Wiſſenſchaft, und Schriftſtellerei; die Wahrheiten noch nicht Syſteme;

die Erfahrungen noch nicht Verſuche waren: ſtatt zu lernen, was andere gedacht, erhob man ſich ſelbſt zum Denken — vielleicht verdient dies auch den Namen eines goldenen Zeitalters.

Ein anderer dachte dem Gefallen und dem Eindrucke nach, den Schönheit und Wahrheit auf ihn machte; und fing an die Wahrheit ſeines Schriftſtellers in den Leib ihrer Mutter, Erfahrung, und die Schönheit in die Lenden ihres Vaters, des Vergnügens und Gefühls zurückzuleiten. Vielleicht fühlte er ſich ſelbſt zu unfruchtbar, um Vater zu ſeyn, daß er alſo wie die Türkiſchen Verſchnittenen ein Kenner und Beobachter der feinen Reize zu werden ſuchte, die jetzt blos für ſein Auge, nicht für den Genuß waren. So ward aus dem Manne von Gefühl ein Philoſoph.

Der Philoſoph hatte bald das Unglück, Werke zu ſehen, die die Erſtgeburt ihrer Originale nicht erreichten; er mußte alſo auf die Urſachen dieſer Unfruchtbarkeit denken. Bald das noch größere Unglück, völlig ſchlechte Werke zu ſehen; und jetzt fing er an, die Vorzüge der erſten auf dieſe anzuwenden: er prüfte, lehrte und beſſerte. Das war der eigentliche Kunſtrichter. Iſt es nicht beinahe wahr, daß er ſo entſtanden iſt, als ſich nach der älteſten und neueſten Philoſophie das Lebendige gebiert, aus einer gährenden Fettigkeit: es ſey dieſe der Nilſchlamm, oder Chaldäens rothe Erde, das Chaos des Epikurs, oder Needhams faulender Tropfen.

Das bleibt noch immer ein Plan fürs Denken: „wie aus dem, der bisher blos empfand, ein Denker; und aus dem Genie ein Weiſer wurde? wie

„weit jedes von dieſen dem andern entgegen geſetzt „ſey, und wie weit dieſe ſich einander ſchwächenden „Kräfte zuſammen kommen müſſen, um die Tempe„ratur des Virtuoſen auszumachen? wie aus der „Natur Kunſt, aus der Kunſt Künſtelei, und aus „dieſer wieder Barbarei hat entſtehen können?“ Die allgemeinen philoſophiſchen Beobachtungen hierüber würden ein Mährchen von kritiſchen Troglodyten, nach Art des Montesquieu hervorbringen, und dies Mährchen könnte man denn in Geſchichte verwandeln und aus Völkern und Staaten beſtätigen.

Nun erſcheint der eigentliche Kunſtrichter — in welchem Geſichtspunkt? Gegen Leſer, gegen Schriftſteller, und gegen das ganze Reich der Literatur überhaupt.

Dem Leſer erſt Diener, dann Vertrauter, dann Arzt. Dem Schriftſteller erſt Diener, dann Freund, dann Richter; und der ganzen Literatur entweder als Schmelzer, oder als Handlanger, oder als Baumeiſter ſelbſt.

Dem Leſer ſetzet er die Speiſen in ihrer Lüſternheit und Anmuth vor, und ſucht durch ſeinen eigenen Appetit ihren Geſchmack zu erregen: dies ſind die Auszüge, die gemeinen Tagebücher. Der Leſer iſt ſchwach im Verdauen; er giebt ihm Wein zur Stärkung; er hat einen verdorbenen Geſchmack; daher braucht er jetzt ordentliche Cur. Dies ſind die kritiſchen Anmerkungen, die dem Leſer Geſichtspunkte im Leſen darlegen, die ihm Erläuterungen, Prüfungen, Anwendungen darlegen — und dieſes Talent gehört immer nothwendig zum wahren kritiſchen Geiſt.

Du ſchreibſt, als wenn du für dich ſchriebeſt: nein! Kunſtrichter! du ſchreibſt für Leſer: dieſe nie aus den Augen zu laſſen, dich nach ihren Schwächen, nicht aber Fehlern zu bequemen, dich nach der Verſchiedenheit ihrer Fähigkeit, Luſt und Abſicht zu richten; die Stummen ſprechen, die Blinden ſehen, und die Tauben verſtehen zu lehren; die Seuche eines falſchen Geſchmacks mit Gegengift zu heilen, oder ihr zuvorzukommen; kurz! Leute von richtigem Gefühl, von Einſicht, von Geſchmack zu bilden — das iſt dein großer Zweck.

Dem Schriftſteller, was ſoll der Kunſtrichter ſeyn? Sein Diener, ſein Freund, ſein unpartheiiſcher Richter! Suche ihn kennen zu lernen, und als deinen Herrn auszuſtudieren; nicht aber dein eigner Herr ſeyn zu wollen. *) „Unſer Geiſt nimmt oft „eine gewiſſe Unbiegſamkeit an, die uns hindert in „die Gedanken anderer uns gleichſam hineindenken „zu wollen, und folglich ſehr oft die unſere dadurch „zu verbeſſern. Man bemerkt dieſes nicht an ſich „ſelbſt, wenn man einen andern über eine Materie „lieſet, über die man ſelbſt noch nicht gedacht hat. „Iſt aber dies leztere geſchehen: ſo fängt die Steiſigkeit an ſich zu zeigen, die vermuthlich aus eben „dieſer Urſache, auch außer andern, bei alten Leuten „häufiger angetroffen wird, als bei jungen. Es ge„hört entweder eine beſondre Gabe des Himmels, „oder eine anhaltende Kreuzigung des Fleiſches dazu, „um weich und beugſam genug zu bleiben, und „wenn vollends der, welcher Bücher lieſet, um ſie

---

*) Lit. Br. Th. 17. p. 107.

„zu beurtheilen, unverdorben bleibt: ſo hat er gewiß „eben ſo viel Lob verdient, als der heilige Aldhel„mus, der ſich nackt und bloß zu jungen Mädchen „ins Bette legte, und doch der Empörung der Sinne „ſiegreich widerſtand." Es iſt ſchwer, aber billig, daß der Kunſtrichter ſich in den Gedankenkreis ſeines Schriftſtellers verſetze, und aus ſeinem Geiſt leſe; allein wie wenige Schriftſteller haben den Stab des Popilius, um uns in dieſen Kreis einzuſchließen. — Iſt der Verfaſſer von der Art, daß wir ihm nachdenken müſſen; ſo vergißt der Kritikus immer, daß er mit dem Griffel in der Hand lieſet; läßt er uns aber die Freiheit, mit ihm zur Seite zu denken; ſo fühlt der Kunſtrichter, er habe einerlei Polhöhe; und wird alſo ſein Rathgeber und Beurtheiler. Wenn endlich, wie in den meiſten Deutſchen Büchern, die Vorreden Entſchuldigungen und demüthige Complimente enthalten; ſo wird der Kritikus Richter und Geſetzgeber. Er darf nicht den Autor einholen; mit ihm in einer Reihe gehen, will er nicht; er geht alſo zuvor und kommandiret.

Endlich hat der Kunſtrichter eine Beziehung auf das Reich der Wiſſenſchaften, als Mitbürger. Gemeiniglich hat er ſchon als Schriftſteller geleſen, und zeichnet bei den Recenſionen die Schattenlänge ſeiner untergehenden Autorſchaft. Oft reißet er nieder, um die Ausſicht zu verbeſſern; oft ſpringt er, wie Remus über die Mauer ſeines Bruders, um ſeine Eiferſucht zu verewigen: oft läuft er mit ihm in die Wette, um zuerſt vom Ziele den Kranz zu erwiſchen; oft wühlet er in Trümmern verfallner und hingeworfner Arbeit, um ſelbſt einen Tempel

zu errichten: und kann er dieſen Bau zu Ende bringen und mit dem Kranze eines vollkommenen Syſtems, ſo wird er auf Rechnung vieler das Orakel. Nicht Kolom, der hier eine Inſel und dort eine erfand, ſondern der ans feſte Land trat, gab der neuen Welt ſeinen Namen.

Ein kritiſches Werk, das in allen dieſen drei Abſichten groß bliebe: was wäre das für ein Schatz einer Nation! Die reichſte Abwechſelung ſtatt der gewöhnlichen kritiſchen Monotonie müßte entſtehen, wenn der Kunſtrichter allen dieſen Geſichtspunkten auflauerte: bald Leſer von unverdorbnem Geſchmack, bald ſolche, die nicht zu leſen wiſſen, erwiſchte und ſie zu denen führte, die mit ihm leſen; wenn er nicht als Deſpot, ſondern als Freund und Gehülfe des Verfaſſers lieſet, mit ihm, oder ihm nach, oder ihm vordenket, und alles mit der Sorgfalt lieſet, als wenn er es ſelbſt ſchriebe. — Ich glaube, es iſt Shaftesburi in einer ſeiner leider! noch unüberſetzten Abhandlungen, der von ſich ſchreibt, daß ihm beſtändig ein Freund, oder ein Bild der Einbildungskraft vor Augen ſchweben, und ihn als Muſe begeiſtern müſſe — Dieſe Dulcinea hat ein Kunſtrichter mehr als irgend jemand nöthig.

Aber es ſchleicht dem Kritikus ein Gaukler nach, der ſeinen Charakter parodirt: er giebt uns, anſtatt ein Buch bis auf Herz und Nieren zu zergliedern, krüppelhafte und todte Gerippe von Auszügen: ſtatt ein Pygmalion ſeines Autors zu werden, ſchlägt er ihm, wie Claudius den Statuen Roms, das Haupt ab, und ſetzt das ſeinige darauf: als ein zweiter Pluto bewacht er altes angeerbtes Geräth, und ehr-

würdigen Auskehricht der Literatur: er eifert in den petites maisons der Gelehrſamkeit gegen elende Ueberſetzer: die Brille eines Compendiums oder das Fernglas eines Syſtems in der Hand, nähert er jetzt dieſe Wahrheit, jetzt entfernt er jene, um das Schattenſpiel ſeiner Lieblingsbegriffe nur beſtändig zu erblicken; und eben dies iſt ein Kunſtrichter nach dem gewöhnlichen Geſchmack: er wird ſeinen Leſern ſo unentbehrlich, als die Zeichen und Wetterprophezeihungen im Kalender den Tagewählerinnen ſind: er wird geleſen, gelobt und vergeſſen: ſeine Ephemeriden, gleich den Inſekten dieſes Namens, haben eine Woche, einen Monat, eine Meſſe, ein Jahr zu ihrem Lebenslauf.

Leſer! mit dem ich jetzt ſpreche, folge dieſen Winken, die nicht Einfälle, ſondern oft und leider! bei den beſten Werken gemachte Beobachtungen ſind. Ich laſſe dich los, um die vielen Deutſchen Journale, die die Modekrankheit unſrer Zeit ſind, in dieſen Ausſichten zu betrachten, und wie du es für gut findeſt, in der Stille zu ordnen. In der Stille! denn alle unſere Kritici ſind Richter; jedes Journal reimt ſich mit Tribunal: hierin iſt die Deutſche Literatur ihrem Vaterlande ähnlich; viele Fürſten und kein gebietender Oberherr! Man muß alſo noch ſo lange in der Stille urtheilen, bis man die Kunſtrichter auch als Schriftſteller anſehen lernt. — —

Anmerkung.

Die beſte Art, einen Autor zu beurtheilen, iſt ſein eigner Plan: dieſer iſt, zu prüfen, zu beſſern

und auszumahlen. Dieſe Arbeit charakteriſirt und bildet Genies; ſchwer und nützlich zugleich!

Prüft man blos den Plan allgemein, und ſagt ſeine Gedanken drüber, ohne den Verfaſſer nach ſeinem Plan zu prüfen: ſo thut man weder dem Ehrgeitz, noch der Demuth deſſelben Genüge. Man hält ihn zu ſehr für Kind, wenn man ſein Ganzes verwirft, und zu wenig für Kind, wenn man ſein Probſtück nicht anſehen will.

Bei mittelmäßigen Verfaſſern, deren freilich die meiſten ſind, verſtehe man die Kunſt, die Sokrat bei Heraklits Schriften anwandte: ein Täucher zu ſeyn, um Perlen heraufzuholen.

Die entgegengeſetzte Straße iſt, Stellen herausnehmen, um an ihnen zum Ritter zu werden: Oerter zu ſuchen, wo man ſeine Lieblingsgedanken ausſchüttet. Dies unterhält; aber oft auf Koſten des Autors.

Man muß mehr Kunſtrichter über Fehler, als Schönheiten ſeyn! inſonderheit Schriftſteller auszubilden. So lange man nicht Werke liefert, bei denen es ſelbſt ſchwer wär, zwei Fehler zu erwiſchen, bei denen wenigſtens die Schönheiten überwiegend ſind, bei denen kein falſcher Geſchmack zu merken oder zu fürchten iſt: ſo kann der Kunſtrichter immer ſich die leichtere Arbeit wählen, Fehler zu bemerken: eine Arbeit, die ihm überdem Würde giebt. — Und das ſelbſt bei guten Verfaſſern! Wo viele Schönheiten ſind, muß ich auch die kleinſten Fehler rügen: die Schönheiten findet das Genie ſelbſt, und der Kunſtrichter entfaltet nur die feinſten, die dem Auge ſelbſt des Genies entwiſchen könnten; die Fehler

muß man auch an Cramers rügen, wenn nicht ihrer, doch der Baſedows *) wegen; damit wer nicht Genie iſt, gewarnt werde gegen

— — maculas, quas aut incuria fudit
Aut humana parum cauit natura — —

Je mehr der Kritikus ſich vertheidigen muß, deſto minder wird ſeine Gerechtigkeit unwiderſprechlich. Der alte Syrus hat wohl nicht Unrecht: „Lobe die Freunde öffentlich und tadle ſie insgeheim!“

Was Iſokrates ſich zum Muſter nahm: „ſtumpfes Eiſen zu wetzen!“ das iſt auch der Zweck der Kunſtrichter gegen Schriftſteller, und das Verdienſt der Literaturbriefe. Haben ſie nicht das Füllhorn der Grazie ganz ausgeſchüttet: unde parentur opes; ſo haben ſie doch Blumen geſtreut um den Altar der Göttin Literatur — falls nicht ſchlechte Schriftſteller in gute umſchaffen können; doch die elenden etwas zur Furcht und Behutſamkeit gebracht. Die Quelle des guten Geſchmacks iſt geöffnet: man komme und trinke!

---

*) Lit. Br. Th. 5. p. 289.

II.

Einleitung.

Seitdem der Nationalſtolz einer gewiſſen Schule in Deutſchland ſich etwas gebeuget hat: „unſer „Deutſchland dürfe keinem Volk, es ſey alt „oder neu, wenn es nur undeutſch iſt, an Werken „der Einbildungskraft etwas nachgeben" — ſeitdem die Nachahmungsſucht einer andern Sekte auch etwas kalt geworden: man müſſe, was nur Orientaliſch, Griechiſch und Brittiſch hieße, durch rauhe Kopien auf Halbdeutſchen Boden verpflanzen; ſeitdem Kunſtrichter, durch beide Abwege gewarnt, die Mittelſtraße wählten, und auf den Trümmern Gottſchediſcher Originalwerke und Schweizeriſcher Nachahmungen, die Deutſche Literatur überſahen: ſeit der Zeit iſt keine Klage lauter und häufiger, *) als über den Mangel von Originalen, von Genies, von Erfindern — Beſchwerden über die Nachahmungs- und gedankenloſe Schreibſucht der Deutſchen.

*) Lit. Br Th. 1—24.

Die Literaturbriefe unterſchieden ſich gleich vom Anfange durch den eifernden Ton hierüber; man konnte es merken, daß ſie über jedes Feld der Deutſchen Literatur ihre Ausſichten ausbreiten wollten; und da ſchon das Cirkelrad von Fehlern beinahe herumgetrieben war: da Schweizer und Gottſchedianer einander möglichſt widerſtanden, und gleichſam durch ihre gegenſeitigen Kräfte, die in einander wirkten, eine gewiſſe ruhige Denkart hervorbringen mußten: ſo foderte es die Zeit, daß Kunſtrichter, die beider Partheien Ausſchweifung ſahen, eine mittlere Schwäche inne werden mußten: und auf dieſen Zeitpunkt trafen die Briefe.

Bloßer Tadel macht kleinmüthig; beſtändige Klagen endlich verdroſſen, und ewige Vorſchriften matt und gezwungen: kommt es nun noch dazu, daß der Tadel nicht immer gründlich, die Klagen wiederholt, und die Vorſchriften zu einſchränkend ſind: ſo ſieht man den Schulmeiſter, der nach der bekannten Fabel, dem Kinde im Waſſer eine Strafpredigt hält, den Philoſophen dem Hungrigen vorpredigen: ſey nicht hungrig! und den Arzt dem Kranken zurufen: ſey geſund!

Um alſo mehr zu thun, als zu klagen: kann man dreierlei verſuchen. Zuerſt als Weltweiſer, das Genie, und Originalgeiſt, und Erfindung zergliedern, ſeine Ingredienzien auflöſen und bis auf den feinſten Grund zu dringen ſuchen. Ich wünſche unſerer Zeit zu dieſen feinen Unterſuchungen Glück; ſie ſind ein neuer Begriff unſerer Weltweisheit: ſie ſind von großem Nutzen in der Geiſterlehre, und es iſt ein Vergnügen, viele Deutſche ge-

meinſchaftlich in einerlei Goldader, aber an verſchiedenen Orten graben zu ſehen. Sulzers *) Abhandlung in den Schriften der Berlinſchen Akademie: die Unterſuchungen zweier Ungenannten in der Sammlung vermiſchter Schriften, und in den Breslauer Sammlungen wetteifern, um dieſen Begriff ins Licht der Sonne zu ſtellen.

Allein zur Erweckung der Genies trägt dies Zergliedern nichts bei: bei aller Mühe bleibt die vivida vis animi ſo unangetaſtet, als der rector Archaeus bei den Scheidekünſtlern: Erde und Waſſer bleibt ihnen; die Flamme verflog, und der Geiſt blieb unſichtbar; allen ihren chymiſchen Zuſammenſetzungen können ſie nach dem, was ſie bei der Scheidekunſt gewahr wurden, zwar Farbe, Geruch und Geſchmack, nie aber die Kraft der Natur geben. Je mehr Seelenkräfte der Weltweiſe herzählet, die zum Genie gehören; je mehr Ingredienzien er in dieſem Salböl der Geiſter antrifft, je mehr kann ich zweifeln, ob mir nicht eine davon entging: und niemand war groß, der an ſeiner Größe zweifelte, und jemand höher, als ſich ſchätzte. Je feiner die Regeln ſind, die du aus der Natur des Genies herleiteſt: deſto furchtſamer wird der Verſuch, der ſich endlich nichts höhers vorſetzt, als Fehlerlos zu ſeyn.

Jener Baumeiſter im Plutarch, ſagte hinter den prächtigen Entwürfen ſeines Vorgängers: alles, was er geſagt hat, will ich thun! — Und der kann zuerſt ein Meiſter in Iſrael werden,

---

*) Lit. Br. Th. 6. und 22.

der andern vorarbeitet: die armen Stümper, quibus peiore ex luto finxit praecordia Titan, werden ihm gern nachfolgen. Woher glühet uns bei der Youngiſchen Schrift über die Originale ein gewiſſes Feuer an, das wir bei blos gründlichen Unterſuchungen nicht ſpüren? Weil der Youngiſche Geiſt drinn herrſcht, der aus ſeinem Herzen gleichſam ins Herz; aus dem Genie in das Genie ſpricht; der wie der Elektriſche Funke ſich mittheilt.

Man kann ſagen, daß hiezu mehr Beobachtung, und zu dem erſten mehr Spekulation erfordert wird: bei dieſer ſchränket man ſich mehr ein, bei der Beobachtung breitet man ſich mehr aus. Iſt man ſelbſt Genie, ſo kann man durch Proben die meiſte Aufmunterung geben, und den ſchlafenden Funken tief aus der Aſche herausholen, wo ihn der andre nicht ſucht. Man wird auch eher auf die Hinderniſſe dringen, die das Genie und den Erfindungsgeiſt aufhalten, weil man ſie aus eigner Erfahrung kennet. Und endlich wird man den Thoren am beſten die Originalſucht ausreden können: wenn man mit der großen Stimme des Beiſpiels ſie zurückſcheucht. Durch feine Spekulationen iſt nie der Geiſt einer Nation geändert: aber durch große Beiſpiele allemal; und neben dieſer Hoheit, ein Muſter werden zu können, braucht bloß ein gutes Auge, andre zu ſehen, und einen guten Willen, ſich mittheilen zu wollen.

Weil es aber gefährlich iſt als ein zweiter Prometheus, den Elektriſchen Funken vom Himmel ſelbſt zu holen; weil es ſchwerer iſt, Künſtler, als ein Sophiſt über die Kunſt zu ſeyn; weil das Kunſtrichteranſehen immer Verminderung befürchtet, wenn

es ſich ſelbſt der Beurtheilung unterziehen ſoll: ſo iſt der Mittelweg die gewöhnliche Straße: man *betrachtet die Werke der Andern*, um durch ſie aufzumuntern. Und dies iſt die dritte und üblichſte Art, zu der ein gutes Auge zu ſehen und zu vergleichen, Aehnlichkeit und Unterſchied zu bemerken, und ein guter Verſtand gehört, rathen zu können.

Ich will alſo die Deutſchen Nachahmungen mit ihren Originalen vergleichen; ihren Werth gegen einander abwägen, und fragen: warum Apoll den Deutſchen noch immer ſagen kann, was er dort durchs Orakel den Aegiäern ſagte: *ὑμεις Αιγιεες ουτε τριτοι, ουτε τεταρτοι.* Ich ſelbſt bin zwar nicht ein Vertrauter des *Apollo*; allein Homer führt den Achill dort redend ein: „Wohlan! laßt „uns einen Wahrſager oder Prieſter, oder Traum„deuter fragen: warum Phöbus Apollo auf uns ſo „ſehr zürne? denn wahrlich auch der Traum kommt „vom Jupiter!“ — *Kalchas* ſagte die Wahrheit, und fand folglich den Widerſpruch, auf den er ſich gefaßt machte. *Agamemnon* hieß ihn einen Wahrſager des Unglücks; aber Lügenprophet getraute ſich ſelbſt *Agamemnon* nicht zu ſagen. *)

*) Iliade B. 1. V. 64. ꝛc.

III.

Von den Deutſch-Orientaliſchen Dichtern.

1.

Ein Theil unſrer beſten Gedichte iſt halb Morgenländiſch: ihr Muſter iſt die ſchöne Natur des Orients: ſie borgen den Morgenländern Sitten und Geſchmack ab — und ſo werden ſie Originale. Wenn nicht neue; ſo liefern ſie doch wenigſtens fremde Bilder, Geſinnungen und Erdichtungen. Darf man ſie prüfen? Es iſt mißlich; denn wie oft vermengt man, aus Dummheit oder Bosheit, das, was man an Dichtern tadelt, mit dem, was man in andern Geſichtspunkten gern annehmen will: das, was wir nachahmen, mit demjenigen, was wir glauben. Indeß wage ichs; und kann es wagen, da inſonderheit ein groſer Mann in Deutſchland, der Morgenländiſche Philologie und dichteriſchen Geſchmack genug beſitzt, um hievon zu

urtheilen, in einigen Stücken öffentlich Bahn gebrochen hat. *)

Können wir die Morgenländer nachahmen? Können wir ihnen in der Dichtkunſt gleichkommen? So frage ich, und leite blos den Leſer auf Wege, die er ſelbſt fortſetzen, oder nach Belieben vorbeigehen kann.

Die ſchöne Natur des Orients iſt nicht völlig die unſrige. Wenn David von den brauſenden Tiefen des Jordans nahe an ſeinen Ufern ein Trauerlied ſinget: ſo wird ſo ein charakteriſtiſches Ganze daraus, als Michaelis im 42ſten Pſalm zeiget. Wenn die bibliſchen Dichter von den Schneegüſſen des Libanon; vom Thau des Hermon; von den Eichen Baſans; vom prächtigen Libanon, und angenehmen Carmel reden; ſo geben ſie Bilder, die ihnen die Natur ſelbſt vorgelegt hat: wenn unſre Dichter ihnen dieſe Bilder entwenden, ſo zeichnen ſie nicht unſre Natur, ſondern reden ihren Originalen einige Worte nach, die wir kaum nur halb verſtehen. Das vortreffliche Buch Hiob!

---

*) Der große Mann, den ich hier meyne, iſt Michaelis, ein Schriftſteller, der über mein Lob erhaben iſt. Würden wir ſeine verſprochnen Arbeiten, die hebräiſchen Alterthümer, die Einleitung ins A. T. bald erhalten: ſo könnte alsdann vielleicht ein Gelehrter von Geſchmack, Sprachenkenntniß und Philoſophie, aus allen ſeinen Schriften inſonderheit aus ſeinem Lowth die Grundlinien zur Erklärung der Morgenländiſchen Gedichte entwerfen, die ich hier vorbilde; und dieſen könnten die Ueberſetzer folgen.

woher nimmt es alle ſeine Schätze der Schönheit? Aus inländiſchen, aus Egyptiſchen Bildern. Erdichtungen und Gegenſtänden! Nun ſage man, wie einer unſrer Dichter, der Egypten oft nicht einmal aus Reiſebeſchreibungen kennt, vom Leviathan und Behemoth ſingen darf? Wie manches Lob Gottes in Deutſchen Gedichten könnte ich anführen, wo die größten Bilder ſo übel zuſammengeſetzt ſind, daß ein prächtiges, neues, ungewöhnliches — Unding herauskommt: o überließen doch unſere Dichter dergleichen einigen Kanzelrednern, die es ſehr gut zu brauchen wiſſen!

Und wenn wir dieſe Bilder auch endlich verſtehen — erklären, und aus den lebhafteſten hiſtoriſchen und geographiſchen Beſchreibungen ihre Schönheiten ganz fühlen lernen; nie haben dieſe hiſtoriſchen Beſchreibungen, Auslegungen, Erklärungen ſo viel Eindruck in uns, als die ſinnliche Gegenwart dieſer Oerter: nie das Leben der Anſchauung, als wenn wir ſie ſelbſt ſähen; als wenn unſere Seele durchs Auge brennende Pfeile empfände, als wenn uns die Muſe wirklich ergriffe und weckte; als wenn wir *μȣσοληπτοι* oder *μȣσόπατακτοι* würden; und ſo waren es die Poeten des Orients: „Ich bin der „Rede ſo voll, daß mich der Odhem in meinem „Bauch ängſtiget; ich muß reden, daß ich Odhem „hole: ich muß meine Lippen aufthun und antworten!“ So muß es jeder großer Dichter ſeyn:

— — — Poscere fata
Tempus erit. Deus! ecce Deus!

Nie iſt die geſunde Einbildungskraft ſo lebhaft, als die Erfahrung, und nie die Ideale Gegenwart der ſinnlichen gleich.

Der Verfaſſer der Jüdiſchen Schäfergedichte, dem ſonſt Anlage zur Dichtkunſt nicht fehlt, hat meine Warnung durch ſeinen unglücklichen Flug beſtätigt. Dieſe ſowohl, als ſeine Schilderungen berühmter Gegenden des Alterthums, haben lange nicht die Gewalt, uns in dieſe Gegenden zu verſetzen: ſeine Einbildungskraft kämpft, um — lauter alte Züge zu wiederholen, Norden nach dem Orient zu verpflanzen; alles, was er geſehen und geleſen, aufzubieten; alle vier Welttheile zu vereinigen, um — etwas Unbeſtimmtes, und Schlechtes zu liefern. Seine Einbildungskraft und ſeine Sprache — alles ſichert ihn vor dem Verdachte, beſchnitten zu ſeyn: er verläßt ſein Land, um in der Fremde zu betteln. Die poetiſchen Gemälde aus der heiligen Geſchichte*) verlieren in dieſem Betracht immer viel von dem ungeheuren Beifall, den ihnen einige gegeben: indeſſen ziehen ſie ſich unter poetiſche Empfindungen zurück, und als ſolche mag ich ſie nicht betrachten.

Singen wir überdem Occidenttaliſche Gegenſtände, und mit Tönen dem Morgenlande entwandt: ſo wird ein ſolch Gemiſch daraus, als jeder in Horazens Bilde auslachet — Und doch lachen wenige, wenn der Jordan und Hermon, und Cherubs u. dgl. neben dem Rhein und dem Harz ſtehen:

---

*) Th. 6. p. 247.

wenn ſich die Orientaliſchen Tiger mit unſern Låmmern gatten. „Wir können Vergleichungen „mit dieſen Gegenſtänden allerdings nutzen!“ Wir können Bilder borgen, um ſie für uns anzuwenden, aber uns nicht durchgängig ihnen überlaſſen, nicht in dieſer fremden Bilderſprache durchgängig reden: nicht ſie mit der unſern ungeſchickt vermiſchen: nicht uns den Glanz der Mittagsſonne rauben, um den Schein einer Lampe zu genießen; oder dieſe gar in das Sonnenlicht tragen.

Käme es nur erſt ſo weit, daß niemand ſchriebe, was er nicht verſtünde: befleißigten wir uns mehr, den Orient zu beſchauen, die heiligen Gedichte zu verſtehen, und wirklich erklären zu können: ſo würden wir es gewiß verlernen, mit Orientaliſchen Maſtkälbern zu pflügen; wir würden uns, wenn wir ihre Kunſt nur ganz einſehen, zu Schilderern unſerer eigenen Natur ausbilden. Nicht Armuth, ſondern Unſchicklichkeit oder Bequemlichkeit hindern uns daran, unſere Schätze zu brauchen, und lieber, wie Horaz ſagt, pauperes nostro in aere zu ſeyn.

2.

Auch die Vaterlandsgeſchichte der Morgenländer iſt nicht die unſere. So ſehr ſich immer Voltaire, und die ſeines Theils ſind, beklagen, daß wir ein eckles dummes Volk aus einem Winkel der Erde ſo ſehr erheben; ſo wahr es iſt, daß ihre Geſchichte allerdings mehr Platz in unſerer Hiſtorie

und Aufmerkſamkeit einnimmt, als ſie an ſich verdienen möchte: ſo fehlt uns doch noch immer zu viel, unſern dichteriſchen Stoff bis auf kleine Nuancen aus ihrer Geſchichte zu bergen. Unſer Publikum, das die Juden blos aus einem Hübner oder Iken kennet, wird einen ewigen Commentar nöthig haben, und Schönheiten, die für das Auge daſtehen, mit dem Fernglaſe anſehen müſſen. Und der Dichter ſelbſt wird Mühe genug haben, in den Orientaliſchen Gedichten die beſtändigen feinen Anſpielungen auf ihre Rettungen von Feinden, auf ihre Urväter, auf die Aegyptiſche Errettung, auf ihre Reiſe durch die Wüſte u. ſ. w. nur überall bemerken zu können; nur höchſtens die Hälfte von ihnen zu verlieren. Sie ganz beſitzen zu wollen, ihre Schilderung ſelbſt zu übernehmen — das thut nur der, ſo das Lächerliche einer halbgetroffenen Nachahmung nicht einſieht. Wer hätte uns eher den Moſes im Heldengedichte ſingen können, als Michaelis; und dennoch ließ er ihn liegen, nach der weiſen Horaziſchen Regel:

Si quae desperas tractata nitescere posse, - -
- - - relinque.

Könnten wir doch nur erſt ihre Gedichte aus ihrer Nationalgeſchichte ganz erklären; alsdenn überſetzt und ahmet nach! Was iſt z. E. der 68ſte Pſalm, wenn ihn der Ausleger des Lowth erklärt, und was iſt er bei Cramer?

Geſetzt, wir könnten alles dies wiſſen; ſingen wir denn für Juden? die ſich für das einzige Volk

Gottes hielten? die von dem feurigſten Nationalſtolz belebt wurden? Jedem Volk gießet bei ſeiner erſten Bildung der Patriotismus Flammen in die Adern — bei keinem aber hat er dies gährende Blut länger erhalten als bei dieſem. Von allen Völkern der Erde abgeſondert, brachte es ſeinem Schutzgott Nationalgeſänge, erlöſet von Feinden, die ſie anſpieen, ſangen ſie Triumphslieder, die ihr patriotiſcher Geiſt belebte: entfernt von Fremden, die ihnen unrein waren, ſangen ſie bey Nationalfeſten — wer kann ihnen nachſingen? Unſer Gott iſt ein Vater der Menſchen, nicht eines Volks, ein Gott der Chriſten, nicht einer chriſtlichen Religion! — „Aber werden einem Juden dieſe Gegenſtände nicht „eben ſo alt geworden ſeyn, als uns?" Ich gebe es zu: und habe doch nicht meine Parallele verlohren. Ihnen ward es mit der Zeit gleichgültiger; aber uns noch ungleich eher und ſtärker; weil alle dieſe Geſchichten für uns fremder und entfernter ſind. Man ſey unpartheiiſch; wer kann wohl bei uns den beſten Crameriſchen Dankpſalm mit der Entzückung ſingen, wenn er Nationalwohlthaten betrifft, als Iſrael in ſeinem Heiligthum? Wer ſinget die Cantate des Zachariä mit eben der Theilnehmung, als Mirjam und Moſes die ihrige am rothen Meere? Es kann immer ſeyn, daß „ein „Genie im Talmud als in einer Wiſſenſchaft „ſeine völlige Nahrung finden könne," *) aber ein poetiſches Genie, das nach Materialien zur

*) Litter. Br. Th. 2. p. 216.

Dichtkunſt gräbt? Schwerlich! wenn es unſerm National- oder Seculargeiſt ſich bequemen will.

3.

Mit dieſem Nationalgeiſt ſind auch die Nationalvorurtheile ſehr genau verbunden; Meynungen des Volks, über gewiſſe ihnen unerklärliche Dinge: Fabeln, die ſie ſogleich mit dem Stammlen der Sprache von ihren Erziehern lernen, die ſich alſo aus den älteſten Zeiten von den Stammvätern herunter erben: die ſich bei einem ſinnlichen Volk, das ſich, ſtatt der Weisheit und Wiſſenſchaften, mit dem Hirtenleben, dem Ackerbau, und den Künſten abgiebt, ſehr lange Zeit erhalten können, und dem Dichter alſo vielen Stoff darreichen, zu Erdichtungen, die das Herz des ſinnlichen Volks ſinnlich rühren können. Er weckt das auf, was in ihnen ſchläft, er greift ihre Seele bei der ſchwächſten Seite an, und erinnert ſie an ihre Begriffe der Erziehung, mit denen ſich ihre Einbildungskraft gleichſam zuſammen geformt hat: an die Traditionen ihrer Väter, die alſo auch ihre Lieblingsvorurtheile geworden ſind, weil ſie ſich nach dem Naturell ihres Denkens, ihres Clima und ihrer Sprache richten. Daraus entſtehet alsdenn für die Dichter eine heilige Mythologie, die national iſt, und ihnen jederzeit eine Zauberquelle war, um Fiktionen zu ſchöpfen, und Bilder zu erheben, in die ſie, die zu den erſten Zeiten des Volks auch Propheten und Rich-

ter waren, ihre ſinnreiche Weltweisheit, Tugend- und Lobſprüche einkleideten.

Alle Morgenländer haben an dieſen geerbten Mährchen einen ſehr reichen Ueberfluß, wie alle Reiſebeſchreibungen zeigen; ihre Dichter bedienen ſich deſſelben alſo ſo ſorgfältig, als Homer und Virgil ſich bekanntermaaßen auf alte Sagen und Ueberlieferungen gründeten. Die Juden, ein ſinnliches Volk, hatten auch keinen Mangel daran, und warum ſollten ſich ihre Dichter nicht dieſer unſchuldigen Kunſt bedienen, um über ſie zu ſiegen? Ein großer Glaube über Träume, Zaubereien, Erſcheinungen und Beſitzungen iſt dem Dichter ſo vortheilhaft, als er dem Weltweiſen ein Dorn im Auge iſt; und mit welcher Mühe ſuchte Gott dieſen in Judäa auszurotten? Beſchwörungen, Zaubereien durch Schlangen; dieſe Meynung hatten ſie mit den Morgenländiſchen Völkern gemein, wie die öftern Stellen ihrer Dichter bezeugen. Aus Aegypten hatten ſie einen ganzen Schatz dieſer Nationalmeynungen herübergeholt: von denen Michaelis einige, wie aus einem Herkulanum, gezogen hat.

Für uns ſind dieſe Fabeln halbverloren, oder fremde, oder todt; da unſere mehr wiſſenſchaftliche und denkende Lebensart ſie ausgetilget, oder geläutert hat. Die ſchrecklichen Donnerwetter, die an dem Meere aufſtiegen, und über ihr Land nach Arabien hinzogen, waren in ihren Augen Donnerpferde, die den Wagen Jehovahs durch die Wolken zogen; ihnen hat David alſo ſo viel große Bilder, und inſonderheit den vortrefflichen 29ſten Pſalm geweihet. Bei uns ſind die

Cherubim nicht eigentlich mehr lebende Idole der Phantaſie; noch glauben zwar Kinder und Weiber das, was unſer Dichter ſingt: „Gott fährt in „den Wolken, um Donnerkeile zu ſchleudern;“ der Weltweiſe aber und ſein Bruder, der philoſophiſche Dichter, wird, ſeitdem Prometheus den elektriſchen Funken vom Himmel ſtahl, eher den elektriſchen Blitzfunken, als ſo oft wiederholte Bilder ſingen. Wo iſt bei uns der Engel des Todes, mit ſeinem flammenden Schwerdte, deſſen Gefolge und Verrichtungen jene ſo gut kannten? Er iſt enweder ein Unding, oder nach den Idolen unſers Pöbels ein Gerippe! Wo ſind die Engel des Herrn, auf Flügeln der Winde, und auf den Flammen des Feuers? Es ſind Diener der Natur, die unſere Einbildungskraft ſelten perſonificirt! Was iſt die Feſte des Himmels, wo der Thron Gottes ruhet? Luft! Was der Regenbogen, der ſich zu ſeinen Füßen wölbet? Bei den alten Skaldern die Brücke, auf der die Rieſen den Himmel ſtürmen wollten, die noch jetzt ein flammender Weg zum Schrecken erſcheint: aber für unſern Dichter, ein Farbenſpiel. Solcher Nationalvorurtheile könnte ich eine große Menge anführen: und die meiſten haben ſich entweder in unſerer erleuchtetern Zeit ſchon verlohren, oder verfeinert, oder ſind nach dem Unterſchiede unſers Klima und unſerer Denkart ganz anders. Die Religion der Skalder*), die Odin aus den Morgenländern brachte; wie ſehr veränderte ſie ſich auf dem rauhen Scandinaviſchen Grund und Boden? Ihr Himmel und ihre Hölle, ihre Weltentſtehung durch Froſt,

*) Mallet Geſchichte von Dänemark, Th. 1.

und ihre Rieſen, ihr großer Wolf, und der Bändiger deſſelben, ihre Zaubereien und Heldenthaten ſind mit ſolchen Localfarben aus Norden gemahlet, als in verſchiedenen andern Gegenden, hier Drachen und dort Elephanten, das Paradies und die Hölle der Araber, die Brücke Poul-Serra der Perſer, und die Schildkrötengeſchichten der Amerikaner gezeichnet ſind. Es wäre ein angenehmer und nützlicher Verſuch, dieſe Nationalvorurtheile vieler Völker zu ſammlen, zu vergleichen, und zu erklären.

Für den Dichter ſind dieſes Nationalvorurtheile, die ihm nicht immer entwandt werden können, ohne ungereimt, oder lächerlich zu werden. Miltons Brücke über das Chaos mag freilich im Munde eines Arabers, des Sadi, beſſer klingen, als in dem ſeinigen: Klopſtocks Oeffnungen am Nordpol, ſeine ätheriſchen Wege, ſeine Sonnen im Mittelpunkte der Erde dürften vielleicht zu ſehr die Wirbelwelt der Leſer verrücken, ſie mögen ehrlich Ptolemäiſch, oder Copernikaniſch denken; dieſe Erdichtungen ſcheinen ſelbſt einer ſinnlichen Denkart entgegen. Und überſieht man überdem die Erdichtungen, die die Schweizer in ihre Morgenländiſchen Gedichte eingewebet; (vom Blute des unſchuldigen Abels, bis auf das Blut des Zacharias, Barachiä Sohn) ſo kann man ſich bei ihren Engeln und Teufeln, und Schlangen und Ungeheuern oft, wenn man gleich nicht als Philoſoph leſen will, kaum jener Frage erwehren, die der Cardinal von Eſte an ſeinen Arioſt that: mein lieber Ludwig, wo habt ihr alle das närriſche Zeug herbekommen?

Möchte man doch bedenken, daß der Geſchmack

der Völker, und unter einem Volke der Geſchmack der Zeiten ſehr genau ſeinen Fortgang mit Denkart und Sitten habe: daß alſo, um ſich dem Geſchmack ſeines Volks zu bequemen, man ihren Wahn und die Sagen der Vorfahren ſtudieren müſſe: und, um auch dem Gott der Zeit ein Opfer zu bringen, man dieſe und fremde Meynungen nach der herrſchenden Höhe des ſinnlichen Verſtandes paſſen müſſe. Von beiden gebe ich ein Exempel. Der Romaniſche Geſchmack der Spanier und Italiäner iſt ein Zweig von dem Aberglauben der Morgenländer, den man ziemlich genau dort aus der Mauriſchen und hier aus der Saraceniſchen Ueberſchwemmung herleiten kann. Er ward in beiden Ländern gemein: in beiden vermiſchte er ſich mit dem Gothiſchen Ritter- und Rieſengeſchmack: nachher miſchte ſich der katholiſche Hang zu Kreuzzügen, und heiligen Abentheuern dazu! — und nun ſehet! wie ſehr Lopez di Vega Pulci, Arioſt und Taſſo dieſes Gemiſch zu brauchen gewußt; aber freilich zu nichts mehr und minder, als Nationalſtücken. Wer es alſo beklagen möchte, daß keine ſolche Morgenländiſche Invaſion nicht auch bei uns den Saamen poetiſcher Fabeln geſtreut hat; dem rathe ich, dieſe dichteriſchen Schweißtropfen der Cultur ſeines Bodens zu widmen. Er durchreiſe, als ein Prophet in Ziegenfellen, die Mythologien der alten Skalder und Barden ſowohl, als ſeiner eignen ehrlichen Landsleute. Unter Scythen und Slaven, Wenden und Böhmen, Ruſſen, Schweden und Polen giebt es noch Spuren von dieſen Fußſtapfen der Vorfahren. Würde man, jeder nach ſeinen Kräften, ſorgſam ſeyn, ſich nach alten Nationalliedern

zu erkundigen; ſo würde man nicht blos tief in die poetiſche Denkart der Vorfahren dringen, ſondern auch Stücke bekommen, die, wie die beiden Lettiſchen Dainos, die die Literaturbriefe *) anführten, den oft ſo vortrefflichen Ballads der Britten, den Chanſons der Troubadoren, den Romanzen der Spanier, oder gar den feierlichen Sagoliuds der alten Skalder beikämen; es möchten nun dieſe Nationalgeſänge Lettiſche Dainos, oder Coſakiſche Dummi, oder Peruaniſche, oder Amerikaniſche Lieder ſeyn. Will aber jemand dies nicht thun, wohl! der bequeme ſich nach ſeiner Zeit, da das Licht der Philoſophie die heiligen Schatten der Dichterei vertrieben, und ſinge für unſern reinen Verſtand.

4.

Der Geiſt der Religion hat ſich verändert. In den Zeiten, da die Dichtkunſt blühete, herrſchte noch eine gewiſſe wilde Einfalt, nach der Gott auch die Religion einrichtete, die die Bändigerin der damaligen Zeiten war. Ich zeige hiezu nur drei Geſichtspunkte. Sie begriff mehr unter ſich, ſie hatte einen andern Zweck, ſie gieng einen andern Weg, als unſere.

Sie begriff mehr unter ſich.) Es iſt bekannt genug, daß ſie ſich ins Detail der kleinſten Geſetze, Veranſtaltungen und Ceremonien einließ: daß ſie

*) ſ. Lit. Br. Th. 2.

eben ſowohl auf den Märkten, als in dem Heiligthum die Theokratie eines Schutzgottes regierte, der Propheten und Dichter und Richter in einer Perſon aufweckte, und begeiſterte. Daher waren alle ihre Poeſien heilig; ſie mochten prophetiſche Geſänge, oder Laſten von Flüchen, oder Troſtlieder, oder Geſetze und Sprüche enthalten. Unſere Religion hingegen ſondert ſich von der politiſchen Regierung und den Richterſtühlen ab: ſie iſt nichts minder als theokratiſch, und der prophetiſche Geiſt ſchweigt.

Jene hatte einen andern Zweck.) Ein wildes ungebildetes Volk im Zaum zu halten, das über den Acker und Landweiden wenig ſeinen Geiſt erhob. Hier war eine ſinnliche Dichtkunſt das Mittel, ihre Seele etwas aufmerkſam zu machen. Geſänge von zeitlichem Glück und Unglück, ſchallten von jenen Bergen Griſim und Ebal: der größte Theil der Pſalmen beſchäftigt ſich mit dem zeitlichen Zuſtande des Volks und kann meiſtens blos durch erbauliche Accomodationen und Katachreſen etwas geiſtliches bedeuten. — Unſere Religion hingegen iſt geiſtig, und mit den erhabenſten Zwecken auf eine glückliche Ewigkeit.

Jene war ſinnlich und lange nicht ſo moraliſch, als die unſere.) Das Volk war noch nicht zu der feinen Moralität tüchtig, die unſere Religion fodert; es mußte alſo mit ſinnlichen Gebräuchen unterhalten werden. Reinigungen und Opfer, Gebräuche und Satzungen, Prieſter und Tempel; alles beſchaftigte ihr Auge, alles füllete ihre Gedichte mit Anſpielungen, die ſie darauf ziehen ſollten. Die ganze Sprache hat ſich alſo verändert, und bei-

nahe auch die ganze Reihe von **Begriffen**. Ihr Engel des Todes war nicht unſer Teufel: es war ein unmoraliſches Weſen, das Gott ſandte; die andern Engel hatten nicht ſo unabtrennbar einen Begriff der moraliſchen Güte mit ſich: ihr Gott ſelbſt mußte ihnen in den ſtärkſten Leidenſchaften geſchildert werden, damit er ſie rührte; ſie ſahen auch bei ihren heiligen Gedichten nicht immer darauf, ob jedes Gleichniß tugendhaft und wohlanſtändig wäre; wenn es nur ſchilderte — Unſere Religion hingegen iſt keine Tochter der Einbildungskraft, ſondern eine Schweſter der Vernunft und moraliſchen Güte. —

Und nun! ſind alle Gedichte, die bei ihnen Stücke der Religion waren, es auch für uns? Ich glaube nicht! und wenn man ſie alſo nachahmen wollte? So müßte es ſeyn, „als wenn David z. „E. **chriſtliche** Pſalmen ſchreiben würde." Freilich iſt dies der Zweck, der bey **Klopſtocks Liedern** in der Vorrede ſteht, den aber im Ganzen ſeine Lieder nicht erreichen möchten. Wirklich etwas zu viel Orientaliſcher Schaum, und chriſtliche Gegenſtände Orientaliſch behandelt — Und worinn denn? Ich ſchätze dieſe Lieder ſehr, denn ſie wirken mehr auf das Herz, als einige andere. Und darnach beurtheile ich den Werth eines Liedes. Aber zu viel morgenländiſche, bibliſche Sprache, als daß ſie immer nach unſern Ideen **beſtimmt** genug ſeyn ſollte: gewiſſe morgenländiſche Wiederholungen, die ſtatt zu ſeufzen jähnen machen: und dann nicht die gehörigen Beweggründe und Reizungen zu den Empfindungen, die ſie erwecken ſollen. **Klopſtock**,

der ſelbſt eine empfindungsvolle Seele zeigt, hat ſich gewiſſe Gegenſtände der Religion, inſonderheit bei den Martern des Erlöſers einige Nuancen, ſo eingedrückt, daß, wenn er auf ſie geräth, er ſich verweilt, und in Empfindungen ausbricht, die er bei dem Leſer nicht genug vorbereitet hat: und bei denen alſo mancher nichts empfindet. Wenn unſre ganze Einbildungskraft in Arbeit iſt: ſo kann ſich aus dem ganzen rührenden Gemälde ein Zug (nicht immer der bedeutendſte) am tiefſten eindrucken, der nachher jedesmal das ganze Gemälde zurückbringt, und alſo auch durch die Einbildungskraft die ganze Empfindung wieder aufregt — aber dies letzte geſchieht bei einem fremden Leſer nicht durch den einzelnen Zug, ſondern durch das treue Ganze, das man ihm alſo vormalen muß. Um dies mit einem Beyſpiel zu beweiſen: ſo habe ich einen frommen, redlichen Greis gekannt, der in ſeinen letzten ſchwachen Jahren, bei ſeinem Unterricht und Gebeten nie ſo ſehr bewegt wurde, als wenn er auf den Zug im Leiden Jeſu ſtieß: er hieng (nach ſeinen Provinzialismen) Mutter-Faden-nackt am Kreuz: bei dieſem an ſich unwichtigen Umſtande, der ſich aber ſeiner Phantaſie in den erſten Jahren vorzüglich eingedruckt hatte, ſtand er ſtille, ergötzte und beruhigte er ſich, da ſein Zuhörer indeſſen jähnte. — Uebrigens weiß Klopſtock die menſchliche Seele genau zu treffen; manche Geſänge ſind Muſter einer ſtillen andächtigen Empfindung, inſonderheit wenn ſie zu den ſanften gehört, und nichts glückt ihm mehr, als ſeine Todesbetrachtungen.

Es

Es iſt mir lieb, daß ich über viele ältere bibliſche Gedichte nicht urtheilen darf; was hat man nicht aus vielen Charakteren gemacht? Ein völliges lächerliches Unding, das dem Charakter ſeines Volks, ſeiner Zeit, und ſeiner Religion widerſpricht. Gerade wie diejenigen, die eine ganze Straße niederreiſſen, um darauf einen einzigen Pallaſt zu bauen; die nichts darnach fragen, wie viel andre ſie umbringen; zufrieden, wenn ſie, ohne alle Rückſicht auf Mütter, Weiber und Kinder, auf Nation, Zeit und Geſchmack, einen Menſchen darſtellen können.

Compos'd of many ingredient Valours
Iust like the Manhood of nine Taylors,

wie Hudibras ſingt.

5.

Ueberhaupt hat ſich die ganze poetiſche Sphäre bei beiden Nationen geändert. Die geſittete Freiheit, in der wir leben, läßt Künſte und Wiſſenſchaften blühen; die etwas rauhere, die mit Gährungen des Staats, und mit Unterdrückungen kämpft, läßt, wie bei den Römern und Griechen, die Beredſamkeit ihre Wunder thun; aber wilde Einfalt iſt das Feld der Dichter. In dieſer haben die Hebräer ſehr lange gelebt, beſtändig treu dem Ackerbaue und der Viehzucht, den ſinnlichen Begriffen, und ihrem Vaterlande: nie hat alſo die Zeit der Beredſamkeit ihre Blüthe erreichen, ja die Periode der Weltweisheit kaum anbrechen können.

Daß die Hebräer nie große Redner gehabt haben, beweiſet der Herausgeber des Lowth in ſeiner Vorrede; der überhaupt durch ſeine Noten und Epimetre mehr als Lowth ſelbſt geworden, und viele Dinge hingeworfen hat, die durchaus verdienen angewandt, erklärt und fruchtbarer gemacht zu werden. Wir können alſo nach einem Jeſaias ohnmöglich unſre große Redner bilden.

Nie haben ſie alſo auch einen völlig ausgebildeten Rednerperioden gehabt; ihre Poeſie hat einen Rhythmus, den die Chöre und Jubelſprünge geboren haben, der von zu ſtarker Deklamation war, als ein Sylbenmaas zu halten, der durch Muſik und Tanz belebt wurde. Welch ein Unterſchied iſt es nun, in einer durchaus proſaiſchen und philoſophiſchen Sprache, deren Accente lange nicht ſo tönend ſind, wo man ſchreibt, geleſen zu werden, wo, wenn die Muſik ſich mit der Poeſie verbindet, jene die herrſchende wird, in dieſer Sprache eine Orientaliſche Poeſie durch poetiſche Proſe nachzuahmen, die unſerer Sprache Gewalt anthut. Inter mulierum saltantium choros adolevit poesis orientalis: carmina rarius scribebantur, recitabantur cantabanturque frequentius. — — Inter saltantium choros, non semper pios, natam poesin Hebraicam dixerim, cum motum corporis canticis haecque illi accommodarent: cui poesis origini versuum parallelismos acceptos fero. Nun bleibt es doch wohl immer unnatürlich, Lieder, die dort nach lermenden Chören eingerichtet waren, wie ſie ſind, nachahmen zu wollen, und ſein eignes Chor zu ſeyn.

6.

In der Poeſie wird vieles von der Sprache beſtimmt: und ich glaube, aus dieſem unperiodiſchen Melodiſchen der Hebräiſchen Gedichte zum Theil den kurzen paraboliſchen Ton erklären zu können, der Weisheit in ein Bild kleidet, ohne dies Bild auszupuͤtzen, und periodiſch ordnen zu wollen. Nein! kühne Vergleichungen, und wenig ausgeführte Gleichniſſe; aber deſto öftere Wiederholung deſſelben Bildes, deſſelben Gleichniſſes. In keiner hohen Hebräiſchen Ode findet man den abgemeßnen Schwung, der eine Griechiſche, und noch mehr eine Römiſche charakteriſirt: in keiner die ausgemalten Pindariſchen Bilder, die hier immer Stückweiſe erſcheinen, abbrechen und wieder kommen: in keiner Elegie, die dämmernde Stimme, die durch ihren ſterbenden Fall und anhaltendes Wimmern, allmählich rührt: — überall mehr der wiederholte Schlag, der eine Saite des Herzens nach der andern plötzlich trifft, und eilt, um eine andre zu treffen. — Man hat dieſen innern Charakter aus ihrer Hitze der Einbildungskraft herleiten wollen; allein ein Hurone in einer unperiodiſchen Sprache muß ſo, wie ſie, ſingen.

Wir aber, in einer periodiſchen Sprache: Wir müſſen alſo jene zerſtückten Bilder, die ſich wiederholen, zu einem Ganzen ordnen, und ſie in einem gebildeten poetiſchen Perioden mehr in der Perſpektiv eines Gleichniſſes zeichnen; der uns eigne poetiſche Ton mahlt überdem ſonſt mehr Begriffe als Bilder, und unſre ſelbſt dichteriſchen Gleichniſſe zeigen ſich,

nach jenen zu rechnen, mehr in dem Lichte eines Beweiſes. Ein Muſter der Nachahmung hierin iſt der Klopſtockiſche Pſalm auf den König von Dänemark. Wirklich die Hebräiſche Zerſtückung der Sprache, und doch die Griechiſche Zuſammenſetzung der Bilder; hie und da kleine Waſſerfälle; doch aber bleibts immer ein ſanfter Strom, der über klare Steine rollet. Ein Gemälde, ein Wort entwickelt ſich aus dem andern, und macht es vollkommner; — Vielleicht Klopſtocks ſchätzbarſtes lyriſches Stück! Eben ſo weiß er in ſeinen Kirchenliedern oft den Orientaliſchen Parenthyrſus zu Kirchencadenzen herunter zu ſtimmen, und im Meßias iſt ſein Wechſelgeſang zwiſchen Miriam und Debora ſchön; Orientaliſch in Sprache und Bildern; und Deutſch in der Anordnung derſelben.

Man erinnere ſich aus meinem vorigen Fragmente, daß der Reichthum einer Sprache ſich gleichſam mit der Haushaltung der Menſchen verändere, daß uns unſer Wohlſtand viele Freiheiten entzogen, die jene genoſſen; daß unſer Stadtleben es nothwendig verhindert, daß unſre Poeſie nicht botaniſch ſeyn kann, wie Michaelis die morgenländiſche nennet, daß unſere politiſchen Wörterbücher unſerer ſinnlichen Sprache Würde entzogen haben u. ſ. w. man erinnere ſich deſſen, und vergleiche den Charakter unſrer Sitten und Zeiten mit jenen, ſo wird man finden:

Der poetiſche Sinn iſt nicht mehr derſelbe. Jener wirkte ſchnell und heftig; nicht aber eben zart und dauerhaft Die Saite ihrer Empfindung des Poetiſch Schönen (ich will nicht wie Montesquieu bis auf ihr Faſerngewebe, und auf das Temperament

ihres Klima zurückgehen) wird ihren Sitten und Zeit gemäß heftig getroffen, und bald verlaſſen. Unſer poetiſcher Sinn iſt mehr langſam und überlegend, als brauſend; ſelbſt das ſanfte Griechiſche Gefühl wird unter unſerm Himmel nicht reif; wie ſollte er denn die übermäßig frühzeitigen Früchte der Morgenländer reifen? Unſre Saite der poetiſchen Empfindung giebt nach: wir bleiben kälter, als die Griechen mit zarten, oder die Morgenländer mit heftigen Sinnen: wir bleiben ſelbſt im poetiſchen Fluge, wie die Strauße, dem Boden des Wahren treuer, und kommen zur Rührung oft durch den Weg der Ueberlegung.

Ahmen wir alſo nach, wie es uns gefällt: ſo wird vielleicht ein unpartheiiſcher Fremder, der den Orient kennet, ohne ihn von Jugend auf blos als ein Erbſtück der Religion zu kennen, der Geſchmack genug hat, um unſre Nachahmungen mit jenen Originalen zu vergleichen, vielleicht folgenden Charakter angeben:

„Die morgenländiſchen Werke des Genies zeich-„nen ſich aus, durch den hohen Ausdruck einer Ein-„bildung, die Erdichtungen liebt, Sittenſprüche in „Figuren, Bilder und Schatten einhüllet, die ſich „nicht blos auf Flügeln der Morgenröthe bis an die „Grenzen der Natur aufſchwinget, ſondern ſich oft „über dieſe Grenzen wagt, und im Reiche des Un-„natürlichen, aber wunderbaren Chaos umherirret. „Die kältern vernünftigen Deutſchen haben dieſer „brennenden Phantaſie ſich nachſchwingen wollen, „mit Flügeln, die ihnen die Natur nicht gab, wie „Horaz vom Dädalus ſinget: ſie zeichnen fremde,

„oft unverſtandne und wenigſtens zu entfernte Bil-
„der: ihre geborgten Erdichtungen ſind Geſchöpfe
„ohne Erde: ihre nachgeahmten Empfindungen keine
„Empfindungen: der Ausdruck erreicht ſein Original
„oft nur, wo es ſich dem Uebertriebenen nähert.“
Ich habe viel geſagt; den Beweis überlaſſe ich einem jeden, der morgenländiſche Gedichte zu leſen weiß.

7.

Elend nachahmen ſollen wir alſo gar nicht, und ein Hudemann iſt in ſeinem Lucifer und in ſeinem Tode Abels der Bemerkung und der Aergerniß unwürdig — aber wie können wir uns von ſolchen Hudemanns befreien? Wenn wir uns aufmuntern, die morgenländiſchen Gedichte, als Gedichte zu ſtudiren, erklären zu lernen und bekannt zu machen. Unmöglich können wir ſie überſetzen und nachahmen, ehe wir ſie verſtehen, und die morgenländiſche Philologie, die in unſerm Deutſchlande ſeit einiger Zeit blühet, wird, wenn ſie ſich mit Geſchmack vereinigt, ſchlechte und dumme Nachahmer zerſtreuen.

Der beſte Ueberſetzer muß der beſte Erklärer ſeyn; wäre dieſer Satz auch umgekehrt wahr: und wären beide verbunden: ſo würden wir bald ein Buch hoffen können, das ſo hieße: „Poetiſche Ueber-
„ſetzung der morgenländiſchen Gedichte; da dieſe aus
„dem Lande, der Geſchichte, den Meynungen, der
„Religion, dem Zuſtande, den Sitten, und der
„Sprache ihrer Nation erklärt, und in das Genie

„unſrer Zeit, Denkart und Sprache verpflanzt wer„den.“ In der Vorrede würde man mit Recht ſagen können: „Dieſe Ueberſetzung hat nothwendig „das ſchwerſte und mühſamſte Werk ſeyn müſſen, „zu dem in der Erklärung die Bemerkungen einiger „wenigen Philologen von Geſchmack, und in der „Ueberſetzung die Cramerſchen Pſalmen nichts als „kleine Beiträge haben ſeyn können, oft um uns zu „helfen, Geſichtspunkte zu zeigen und behutſam zu „machen. Allein wir halten es auch für eine Ori„ginalarbeit, die mehr Einfluß auf unſere Literatur „haben kann, als zehn Originalwerke. Sie unter„ſcheidet die Grenzen fremder Völker von den unſri„gen, ſo verwirrt ſie auch laufen mögen: ſie macht „uns mit den Schönheiten und dem Genie einer „Nation bekannter, die wir ſehr ſchief anſahen, und „doch von Geſicht kennen ſollten: ſie iſt ein Muſter „einer Nachahmung, die Original bleibt. Sollte ſie „alſo auch nicht das Glück haben, neue und wirk„lich neue Genies zu erwecken: ſo wird ſie doch we„nigſtens den Nach- und Nebenbuhlern ausländiſcher „Götzen eine Wand von Dornen vorziehen, daß ſie „ihren Steig nicht finden. Sie wird ſie ergreifen, „zurückreißen, und ſagen: Siehe hier deine Natur „und Geſchichte, deine Götzen und Welt, deine Denk„art und Sprache: nach dieſen bild dich, um der „Nachahmer dein ſelbſt zu werden. Und willſt du „von einer der vorzüglichſten Nationen ihre Schätze „nützen: ſiehe hieher! Ich ſuche dich mit der Kunſt „bekannt zu machen, wie ſie Geſchichte und Religion „in Gedichte zu wandeln wußten; raube ihnen nicht „das Erfundne, ſondern die Kunſt zu erfinden, zu „erdichten, und einzukleiden!“

Wo iſt ein Ueberſetzer, der zugleich Philoſoph, Dichter und Philolog iſt: er ſoll der Morgenſtern einer neuen Epoche in unſrer Literatur ſeyn! Aber leider! Arabiſche Wurzeln wachſen gern auf dürrem Grund und Boden: ich werde vielleicht ein pium desiderium hingeſchrieben haben. Es ſey! Vortheil genug, wenn dies mein Fragment nur einem einzigen Schriftſteller die Feder aus den Händen windet, wenn er uns neue Heldengedichte im Orientaliſchen Geſchmack liefern will! Vortheil genug, wenn es einen einzigen Hexametriſten vermöchte, ſein Gedicht nach den vorgelegten Geſichtspunkten zu verbeſſern; auch ſchon Vortheils genug, wenn es einen Kunſtrichter bildete, über Werke dieſer Art beſſer zu urtheilen.

Ich kann nicht wichtiger ſchließen, als wenn ich das erhabenſte Orientaliſch-Deutſche Werk: den Meßias, kritiſch prüfe, über den man, wie ich glaube, noch nicht eine ſo genaue Unterſuchung hat, als es dieſes große Stück verdienet. Einige haben nicht über ein Fragment *) urtheilen wollen, weil es noch kein Ganzes wäre! Wunderbar! Kann ich denn nicht über den Geiſt der Theile, über jede Erdichtung in demſelben, als über ein Ganzes urtheilen, ohne ein Prophet ſeyn zu dürfen, oder dem Verfaſſer Unrecht zu thun?

Ueber Fragmente, denke ich, ſoll man am erſten urtheilen, um dem Verfaſſer zu helfen, oder wenigſtens ſeine Stimme auch zu geben; dadurch, und

*) Th. 19. p. 155. ꝛc.

dadurch allein arbeitet ein Künſtler vor den Augen des Publikums: er hat ein unvollendetes Tagewerk hingeſtellt, und ſteht hinter demſelben, um nach den Urtheilen der Kenner begangene Fehler zu verbeſſern, und künftigen zuvorzukommen. Hätte Klopſtock gleich im Anfange, ſtatt eines poſaunenden Lobredners, einen kritiſchen Freund gefunden: hätte er nicht gleich ſo viel blinden Beifall, und noch blindere Nachahmung geſehen: vielleicht würde manches in ſeinem vortrefflichen Gedicht noch vortrefflicher ſeyn.

Aber ſo gehts! Ueber kleine Geiſter, über Lehrlinge und Geſellen, die Verſuche machen, ſind Kunſtrichter gleich in Menge da; ſie ſind Fliegengötter, auf die auch immer die Variante dieſes Namens (Beelzebub und Beelzebul) paſſen mag! Aber es tritt ein Genie auf, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiters! „Sogleich erbebt von ihrem „mächtigen Geſchrei der Himmel und die Mutter „Erde: Apoll, der Erleuchter der Menſchen, beſiehlt „ihnen das nützliche Geſchäft an, der Göttin zuerſt „einen Altar zu bauen, und durch ein heiliges Opfer „den Vater Zevs und ſeine gewaffnete Tochter zu „ergötzen!“

Freilich urtheilten auch viele, wie jener Schuſter am Bilde Apelles: allein die rechne ich nicht: ſie hätten ſchweigen ſollen: auch Klopſtock hat ſie nicht gerechnet. — „Und wird er deine Anmerkungen rechnen?“ Das weiß ich nicht: aber menſchlich und billig aufnehmen, das wird er. Jeder urtheilt, was ſeine Augen ſehen. *) Die meiſten aber ſehen doch

*) Th. 1. 10. 13. 16. 17.

einerlei. Sollte alſo auch mancher Klopſtockianer mir entgegen rufen, was Nicomachus dort zu jenem ſagte, der das Bild der Helena, von Zeuxis gemahlt, tadelte: „Nimm meine Augen: und „ſie wird dir eine Göttin ſcheinen!" Ich ſchreibe doch, vielleicht, was viele bei ſich gedacht, oder gar ein Genie, das ſich bei Klopſtocks Meßias ſo findet, als Alexander am Bilde Achills, was dies Genie ſchon dunkel in ſeiner Seele fühlet.

Wer könnte die Jüdiſche Seite dieſes Gedichts am beſten beurtheilen? Ein Rabbi, der für ſein Volk Patriotismus, Kenntniß ſeiner Gebräuche, und eine morgenländiſche Einbildungskraft hätte! Und wer die Chriſtliche Seite? Ohne Zweifel ein Chriſt, der für ſeine Religion Patriotismus, Kenntniß ihres Umfanges, und chriſtliche warme Empfindungen beſäße! Beide können ſich widerſprechen, von entgegengeſetzten Seiten die Sache betrachten, um das Urtheil einigermaaßen vollſtändig zu machen. Ich laſſe ſie ſprechen!

Geſpräch
zwiſchen
einem Rabbi und einem Chriſten
über Klopſtocks Meßias.

Der Rabbi. Ich habe Ihr Verlangen erfüllt, und Klopſtock geleſen! Ich habe ihn zweimal und mit neuem Vergnügen geleſen. Kaum hätte ich einem nördlichen Deutſchen die reiche morgenländiſche Einbildungskraft zugetrauet, die er bewieſen.

Der Chriſt. Nun! habe ich alſo nicht Recht, daß er auf Deutſcher Erde ein Orientaliſches Denkmal gebauet hat, das die Ehre unſrer Nation wäre, wenn es vollendet würde?

Rabbi. Allerdings; und daß er ſich über die Mythologie der Griechen ſo glücklich zu ſchwingen gewußt, fodert viel Genie!

Chriſt. Und daß er überall aus ſich ſelbſt die Lücken hat ausfüllen können, um aus einer kurzen Geſchichte, Gedicht, Epopee, und eine chriſtliche Epopee zu machen — fodert noch mehr!

Rabbi. Nicht ganz aus ſich hat er ſie ausgefüllet: die heilige Geſchichte liefert ja dazu Stoff genug; ich wünſchte alſo, daß er dieſen Stoff mehr gebraucht hätte; auch einige Rabbiniſche Züge hat er glücklich anzuwenden gewußt und —

Chriſt. Nur nicht, daß dieſe Anwendung auf Koſten ſeiner Originalerfindung gehe. Auch aus

Milton hat er Züge genommen: wer ſie aber ſo glücklich wie er nimmt, und anwendet, hat ſie ſelbſt erfunden.

Rabbi. Wir ſcheinen ohngeachtet unſers verſchiedenen Geſichtspunktes ſo ziemlich ähnlich zu ſehen; einmal haben Sie ſchon mein: ich wünſchte! gehört, das zweitemal es unterbrochen — wollen wir uns nicht näher unſre Zweifel ſagen?

Chriſt. Eben das habe ich von Ihnen erwartet: bei einem Meßias muß man ſich nicht blos vergnügen, ſondern auch unterrichten. Dazu hat der Verfaſſer ſeine Abhandlung von der heiligen Poeſie vorausgeſchickt.

Rabbi. Nicht völlig dazu! wenn wir ſie zum Maasſtabe des Meßias annehmen müßten, ſo hätten wir die Richtigkeit dieſes Maasſtabes vorher ſelbſt zu prüfen. Klopſtock ſagt ſo hier, als in allen ſeinen proſaiſchen Diſcourſen viel; aber immer bleiben auch Unterſcheidungen, Beſtimmungen, Zuſätze für den Leſer übrig.

Chriſt. Gut! ſo wollen wir die Prüfung frei vornehmen: begegnen wir uns mit dem Verfaſſer manchmal: um ſo viel beſſer! haben wir etwas gegen ihn, den Kritiker: ſo wollen wirs auch nicht verſchweigen.

* * *

Rabbi. Nun dann! Kommt Ihnen ein Meßias, wie der ſeinige, wohl als ein recht behandeltes Sujet zur tragiſchen Epopee vor? Mir nicht! Die Wuth ſeiner Feinde wäre ein Unding, wenn er in

dem Glanze völlig gewandelt hätte, in dem ihn K. erblicket. Hätte er ihn nicht in Umſtände ſetzen ſollen, wo man ſein Verhalten gegen die Feinde ſelbſt ſähe? aus dem ſie, ſeiner Unſchuld unbeſchadet, einigen Schein zur Wuth gegen ihn, um das ganze Volk aufzubringen, ziehen könnten. Was Jeſus ihnen ärgerliches gethan hat, wird erzählt, nicht aber im Anfange des Gedichts handelnd zum Grunde gelegt: ſo ſehen wir Effekt, ohne die Urſache ſelbſt geſehen zu haben: der Epopee entgeht etwas an poetiſcher Wahrſcheinlichkeit.

Chriſt. Ich gebe Ihnen einigen Beifall, aber aus andern Gründen. Der Meßias erſcheint nach den Weiſſagungen des A. und den Erzählungen des N. Teſtaments viel menſchlicher, als ihn K. mahlet. Die Epopee fodert nicht ein Ideal, was übermenſchlich wäre: ſondern was die höchſte Rührung verurſacht: nun entgeht aber dem Gedichte des K. viel von dieſem Leben, weil wir den Heiland zu wenig menſchlich ſehen; und es bleibt doch immer wahr: nichts bewegt eine menſchliche Seele, als was ſelbſt in ihr vorgehen kann. Sähen wir öfter unſern Bruder, den größten Menſchenfreund; ſo würde dies eher das Ziel erreichen, „die ganze Seele zu be„wegen und jede Saite der Empfindung zu treffen."

Rabbi. Wie? wenn unſer Jeſaias den Meßias geſungen hätte? — Warum hat K. nicht mehr den erhabnen prophetiſchen Ton ins Epiſche umgeſtimmt? Hat er wohl durchgängig den Geiſt, der die Haushaltung des ganzen A. Teſtaments belebte, angewandt, da Jeſus doch einem Volke erſchien, das ihn unter

dieſen Bildern erwartete? Geſetzt, ſein Meßias wäre der Vorausverkündigte; ſo zeige ihn auch K. in dieſem ganzen Lichte.

Chriſt. Hätte unſer Johannes, der ihn bis an ſeinen Tod begleitete, und ſein Plato ward, mit dem feurigen Pinſel der Apokalypſe ihn ſchildern wollen; ſo hätte er ihm ſo viel individuale Beſtimmung gegeben, daß jeder rufen müßte: „das „iſt er! Johannes hat ihn geſehen!“ Nun hat ihn freilich K. nicht geſehen; aber als Schöpfer hätte er ihm Weſen und Leben geben ſollen: „Der Dichter „ſtudirt den Grundriß ſeiner Geſchichte, mahlt ihn „nach den Hauptzügen aus, die er in ihm gefunden „zu haben glaubt, und muß uns durch ſeine mächtigen Künſte dahin bringen, daß ich zu der Zeit, „da ich ihn leſe, und auch noch länger, vergeſſe, „daß es ein Gedicht iſt.“

Rabbi. Wenn der Schauplatz und die meiſten Auftritte in einem Chriſtlichen Gedichte nicht recht Jüdiſch ſind, ſo wundere ich mich nicht eben; ein Chriſt wie die meiſten ſind, halten unſern Staat, Sitten und Gebräuche für zu niedrig, als ſie zu ſtudiren, und ſie müſſen doch ſtudirt werden, weil ſie von dem Geiſte der heutigen Zeit ſich ſo weit entfernen. Aber Klopſtock, der wider dies Jüdiſche Coſtume nie offenbar handelt, und der es oft in feinen Zügen bemerkt, dieſem wünſchte ich, daß er Nationlgeiſt und Jüdiſche Laune durchgängig in ſein Ganzes gebracht hätte. Dazu gehört viel, aber das zeugt von Genie und zaubert uns mitten unter andre Völker.

Chriſt. Mir iſt eure Pünktlichkeit und euer

Talmudiſcher Stolz in Ceremonien zu fremde, um darüber urtheilen zu können; aber was ſollte ſein Meßias eher und würdiger ſeyn, als ein Lied des Urſprunges unſrer Religion. Jeder Chriſt fodert es, und kann es fodern, daß ſein Meßias als ein Geſandter Gottes erſcheine, der ganz und gar mit dem großen Gedanken ſich beſchäftigt, über die Völker zu herrſchen; daß ſein Erlöſer als ein Prophet erſcheine, der der Welt Licht und Freiheit und Seligkeit gebracht hat, der jetzt ſeine angefeindete Lehre mit Märtirerblut beſiegelt, und mit dieſem Blut des neuen Bundes in den Himmel geht, um König über ein neues Reich der Gnade zu ſeyn. Bei ſeinen letzten Augenblicken ſollte es ihm mehr am Herzen liegen: „was ſeine Heerde, ſeine Brüder, „ſeine Familie um ihn und für ihn leiden würden!“ Wenn der heilige Dichter in ſeiner Art das thut, „was ein andrer thut, der aus den nicht hiſtoriſchen „Wahrheiten der Religion, Folgen herleitet; wenn „unſre Lehrbücher aus der Religion ein Gerippe „gemacht haben: *) ſo ſollte jener der Offenbarung „folgen, um ſie in einem geſunden männlichen Kör„per darzuſtellen.“ Alsdann muß Klopſtocks Meßias die Pflanzung der Kirche, mit ihren Schickſalen und Wanderungen, mehr im Auge behalten, als Virgil die Gründung des Römiſchen Volks und Kaiſerthrones behalten konnte: dadurch eben bekam es bei einem Römer, bei einem Auguſt und Oktavia Intereſſe.

---

*) ſ. Klopſt. Abhandl. von der heil. Poeſie.

Rabbi. Und dann hätte K. ſeine Apoſtel nicht ſowohl nach ſeinem weichen Herzen, als liebe gute Jünglinge mahlen ſollen: ſondern ihnen mehr mit großen Fehlern auch das Große göttlicher Propheten geben —

Chriſt. Oder ſie wenigſtens als Schwache mahlen ſollen, die einſt zu Säulen der Kirche beſtimmt ſind, und bei denen er wenigſtens die Anlage zu ihrer künftigen Größe im Vorgrunde zeichnen ſollte.

Rabbi. Aber überhaupt iſt in ſeiner Epopee zu viel Gerüſt und zu wenig Gebäude; zu viel Rede und zu wenig Handlung. Wie vieles davon kann man wegnehmen, ohne Schaden, ja vielleicht zur Schönheit des Ganzen. Euer Jeſus wird entweder über der Menſchheit geſchildert, oder mit dem vollen weichen Herzen, das da ſpricht, und duldet, aber zu wenig handelt. Wer ihn nicht zum Voraus aus den Evangeliſten kennet: wird ihn aus dieſem Gedicht nicht in ſeiner ganzen Größe kennen lernen.

Chriſt. Vielleicht haben Sie noch zu viel Geſchmack an dem Parenthyrſus in Bildern, den man Ihrer Nation vorwirft; vielleicht iſt die Hoheit Jeſu mehr eine ſtille Größe! Nur freilich dürfte ſich dieſe mehr im Antlitz, in Mienen und Geſprächen, als in den menſchlichen charakteriſtiſchen Handlungen zeigen, die eben nicht Wunder ſeyn dürfen.

Rabbi. Sind nicht ſeine Engel größtentheils das im Gedichte, was ſie in den Kupfern ſind: weibiſche zarte liebe Knaben, die ſchweben und umherflattern, ohne recht in den Kerninhalt des Stücks ein=

eingeflochten zu ſeyn: Maſchinen die ihr poetiſcher Schöpfer nicht zu brauchen weiß. Wenig von dem Hohen, was ein Engel hat, wenn er nach dem A. T. auch nur der Fürſt eines Elements, der Regent eines Landes, und der Statthalter Gottes in einem wichtigen Auftrage iſt.

Chriſt. Freilich macht K. zwar einen Unterſchied, „zwiſchen einem Gedicht, das aus gewiſſen „Geſchichten des erſten Bundes genommen würde, „und einem, ſo das Innere der Religion näher an„geht, und zwar einen Unterſchied in Abſicht auf „die Weltlichkeit, wie ers nennet:“ allein dem unbeſchadet kommt es mir vor, daß er bei dem Innern zu ſehr das Aeußere vergeſſen, und da er ſein Hauptaugenmerk nur immer auf Moralität gerichtet, es mit ſeinen Engeln machmal vergißt, was er ſelbſt ſagt*): „Ein Engel ſoll mehr „als ein Jupiter ſeyn, der eben gedon„nert hat.

Rabbi. Ueberhaupt hat K. das Syſtem des alten Bundes bei ſeinen Engeln beinahe ganz verändert, und wirklich zum Schaden eines ſinnlichen Gedichts, das ſich nach dem Orientaliſchen Geſchmack bequemen ſoll. Er meynt „man müſſe der Religion, nicht aber der Schreibart „der Offenbarung nachahmen; es ſei denn die „Propheten, ſofern ihre Werke Meiſterſtücke der „Beredſamkeit ſind.“ Sind ihre Werke Be-

*) Nord. Auſſ. Th. 3. St. 110.

redſamkeit, ſo ſind ſie gewiß nicht Meiſterſtücke; als Meiſterſtücke alter Orientaliſcher Gedichte hätte er ihnen nachahmen ſollen, ſonſt iſt ſein Geſichtspunkt ganz verwerflich.

Chriſt. Und ſeine Hölle! — Immer wird es mir ſchwer, blos reine Geiſter zu gedenken (die wenigſtens nicht ſo ſinnlich als wir ſind) die aus einem innern giftigen Principio des Neides, gegen einen Gott, den ſie zu ſehr kennen, und gegen einen Meßias, von dem ſie zu wenig wiſſen, aus Grundſätzen, ſo unvernünftig, und ohne wahrſcheinlich gemachte Triebfedern ſo boshaft handeln werden. Alles, wozu er jetzt die Teufel braucht, hätte er aus der menſchlichen Seele und das mit mehrerer ſinnlichen Rührung hervorwickeln können. Aber er wird ſie brauchen, um den Triumph Jeſu über ſie zu zeigen.

Rabbi. Aber um eben dieſen zu zeigen, hätte er ſie mehr ſollen unternehmen laſſen. Zu der poetiſchen Bosheit, die er ihnen beilegt, gehört auch mehr Klugheit und Sphäre zu wirken; und die legt ihnen unſer Geſetz auch immer bey. Das wäre ein Triumph, wenn der Teufel mehr der Gott dieſer Welt, der Herr der Elemente, der Gewalthaber über Tod und Unglück wäre (wie ihn doch das A. T. und ſelbſt die Meynungen des damaligen Zeitpunkts darſtellen), den nachher Jeſus überwände.

Chriſt. Hier hätte kein Milton vor K. ſeyn ſollen; ſo wäre die ganze Hölle nach andrer Bauart angerichtet; nicht im Anfange ſo prächtig

eröffnet, um immer Episode zu bleiben; nicht ſo viel Himmel und Geſandſchaften. K. zeigt gegen den Britten, was ein Philoſoph mit Grunde behauptet: „Wenn ein Engländer und Deutſcher das Erhabne ſchildert; wird jener es furchtbar und ſchreckhaft zeichnen; dieſer aber auf die Pracht verfallen.“

Rabbi. Ueberhaupt hätte Klopſtock ſich mehr nach Nationalmeynungen, dem poetiſchen Sinn des A. T. und dem Geſchmack der damaligen Zeit Mühe geben ſollen. Befriedigen hat er eure Orthodoxie doch nicht können, und warum hat er ſich denn nicht einige Schritte weiter von ihr entfernen wollen, der Poeſie wegen. Sagen Sie mir es Chriſt! mit einem Worte; „wozu leidet K. Meßias?“ mit einem Worte? Sie ſind wirklich in Verlegenheit! — Sein Leiden vor Gott*) iſt mir nicht ſinnlich begreiflich gnug; und dies iſt doch der Mittelpunkt ſeines Gedichts.

Chriſt. Das wär freilich auf gut Jüdiſch! Aber, mein heterodoxer Rabbi! erinnern Sie ſich an jenes: Ne ultra! — Es mag immer wahr ſeyn, daß K. oft das Erhabene und Moraliſche auf Koſten des Epiſch-rührenden treibt; aber das iſt ſchon theils die Schwäche, theils die Mode unſrer Zeit, oder beides zuſammen. Wer kann davor, daß K. es für den letzten Endzweck der höhern Poeſie hält, nicht „alle unſre ſinnliche Kräfte zu be-

*) ſ. Meſſiade 5 Geſ.

„wegen,“ ſondern „die moraliſche Schönheit.“ Sie ſey das wahre Kennzeichen des Werths von jener.

Rabbi. Ja des ſittlichen Praktiſchen, nicht aber des dichteriſchen Werths; ein Kennzeichen der Güte freilich; nicht aber der Schönheit und der höchſten Schönheit. Ueberhaupt verdient in vielen Stücken die Klopſtockiſche Abhandlung von der heiligen Poeſie gründlich geprüft zu werden; und vielleicht ſage ich Ihnen ein andermal meine Gedanken darüber!

Chriſt. Und vielleicht zeige ich Ihnen künftig den Grundriß, den ich bei dem dritten Leſen des Meßias entworfen. Jetzt haben wir nur immer Abwege oder Lücken, Fehler oder Schwächen gezeigt; mehr kann die Kritik nicht; aber das Genie iſts, was jene Abwege und Fehler vermeiden, und auch Lücken und Schwächen vollfüllen muß.

Rabbi. Deſto lieber für mich, wenn ich Ihren Empryon vom Plan ſehe! Vielleicht hat er mit den Fehlern auch die Schönheiten K. vermieden, unter denen ſeine Fehler ganz verſchwinden. Nirgends iſt K. größer, als wenn er, ein Kenner des menſchlichen Geiſtes, jetzt einen Sturm von Gedanken und Empfindungen aus der Tiefe der Seele holt und ihn bis zum Himmel brauſen läßt: Wenn er einen Strudel von Zweifeln, Bekümmerniſſen, und Aengſten erregt; wie Philo, der verzweifelnde Iſchariòth, Petrus und inſonderheit das große Geſchöpf ſeiner Phantaſie, Abadonna, zeigt.

Chriſt. Und im Zärtlichen ſieht man K. immer ſein Herz ſchildern: Benoni, Lazarus

nnd Sibli, Maria und Porcia; Mirjam und Debora; alles vortreffliche und liebenswürdige Scenen. Ueberhaupt würde unſer Geſpräch, wenn es die Schönheiten auseinander ſetzen wollte, ſehr ſpät zu Ende kommen; alles iſt bei K. in Theilen ſchön, ſehr ſchön, nur im Ganzen nicht der rechte epiſche Geiſt.

Rabbi. Mir gieng es eben ſo! So lange ich las, hatte ich ſehr ſelten eine Kleinigkeit wider K. Hätten Sie mich damals um mein Urtheil gefragt; ſo würde ich ſchwerlich haben richten können, weil ich mich ergötzte, weil ich empfand. Freilich aber kam mir nachher das Ganze —

Chriſt. Wir vergeſſen aber, daß dies Ganze nur noch Fragment iſt.

Rabbi. Nun dann! ſo wünſche ich ihm eine ſolche Vollendung, als der Sohar vom Liede der Lieder ſagt: „an dem Tag, da es vollendet iſt, iſt „die Vollkommenheit und Schönheit ſelbſt geboren!“

IV.

Von der Griechiſchen Literatur in Deutſchland.

A.

Wie weit kennen wir die Griechen?

Die Griechen, die Lieblinge der Minerva, haben ſowohl in der Kunſt, als in den ſchönen Wiſſenſchaften mit ſolchem Glücke gearbeitet, daß das Ideal ihrer Werke und die ſchöne Natur ſelbſt beynahe ein Bild ausmachen ſollen. Wie Thucydides die Stadt Athen, das Muſeum und Prytaneum der Griechen nannte: ſo iſt aus Griechenland der Tempel und Hain der ſchönen Natur geworden, aus dem die meiſten Nationen Europens, die nicht Barbaren geblieben, Geſetze und Muſter bekommen haben.

Hier floß der Pieriſche Quell, aus dem Homer trank, und der Ungeweihten einen blaſſen Schauder einjagt: hier rauſchen die Thyrſusſtäbe dithyrambiſche Begeiſterung in die Vertrauten des Diony-

fus, daß ihr Lied, mächtig wie der Gott, Tiger bezwang und Löwen bändigte: hier tanzen Nymphen und Grazien, und Amors ſchweben um ihren Anakreon in ſanftem Fluge dahin und jede ſeiner Melodien wird wie ein himmliſcher Kuß der Liebesgöttin: Olympiſche Kränze fliegen um die Scheitel der Sieger, und ihr Laub hüpfet nach dem Doriſchen Saitenſpiel Pindars: hier wetteifern die Hirten, und lauſchend entkleidet die ganze Natur ihre Schönheit: hier tanzen die Chöre des Sophokles: hier das Odeum, die Gefilde der Muſen —

Odi profanum vulgus et arceo
Fauete linguis! Carmina non prius
 Audita Muſarum ſacerdos
 Virginibus puerisque cantat!

Ja, ſie ſind der Nachahmung werth, die Griechen mit ihrem feinen poetiſchen Sinne: ſie, deren ſchönes Ideal ein Abglanz der Natur iſt, wie die Sonne ſich im klaren Bache ſpiegelt; deren dichteriſcher Grundriß von der Göttin Eunomia gezeichnet, und von ihrer Tochter, der himmliſchen Grazie ausgemalet worden; deren Bilder ſich in den Glanz der Morgenröthe hüllen, deren Mund Melodie ſpricht, ſie ſind der Nachahmung werth.

Aber ehe wir ſie nachahmen, müſſen wir ſie erſt kennen. Wo ſind die Lieblinge der Muſe, die die Griechiſchen Blumen und Früchte auf den Boden Deutſchlands zu verpflanzen ſuchen? Welches ſind die Schutzengel der Griechiſchen Philologie? — Der unſterbliche Geßner, Erneſti, und Klotz:

ich will nur dieſe drei nennen, die viele Verdienſte haben, die Griechen unter uns bekannter zu machen; aber meiſtens für das Große in Deutſchland, blos durch Ausgaben. Der erſte iſt Deutſchland leider entriſſen: der zweite hat ſich, nach den Fußſtapfen des erſtern, den Weg kritiſcher Genauigkeit gewählt, und arbeitet in andern Bezirken: der dritte, von dem Deutſchland noch weit mehr erwartet, als er geliefert hat, iſt ein feiner Kenner der Griechen, ein genauer Kunſtrichter, er hat Verdienſte durch ſeine Ausgaben, und durch ſeine Urtheile; aber wie gerne wünſchet man mehr eigne Arbeiten von ihm über die Griechen.

Wo iſt ein Schutzengel der Griechiſchen Literatur in Deutſchland, der an der Spitze von allen zeige, wie die Griechen von Deutſchen zu ſtudiren ſind? Studiren heißt freilich zuerſt den Wortverſtand erforſchen, und das ſo gründlich, als es zu folgenden Stücken gehört: man ſuche aber auch mit dem Auge der Philoſophie in ihren Geiſt zu blicken: mit dem Auge der Aeſthetik die feinen Schönheiten zu zergliedern, die den Kritikern ſonſt gemeiniglich nur im Uebermaas erſcheinen, und dann ſuche man mit dem Auge der Geſchichte Zeit gegen Zeit, Land gegen Land, und Genie gegen Genie zu halten.

Diderot erdichtet ſich eine Geſellſchaft Menſchen, jedweder mit einem Sinn: und jeder iſt ein Narr des andern: ein Bild deſſen, ſagt er, was täglich in der Welt geſchieht! — und am meiſten, kann ich dazu ſetzen, in der kritiſchen Welt: jeder hat einen Sinn und urtheilt vom Ganzen. Der Fran=

zoſe zergliedert höchſtens einige Schönheiten flüchtig, bildet ſeinen Autor nach dem Geſchmack ſeines Landes, und glaubt ſich alsdann ſchon als den beſten Kunſtrichter: den Wuſt Lateiniſcher Wortkritiken ſieht er für Schlamm an, wobei er ſich verekelt. Wiederum der Holländiſche und Deutſche Wortgelehrte ſieht jenes ſeine franzöſirenden Anmerkungen für noch etwas ärgers als Schlamm an; der Franzoſe ſagt: ja, davon wuchſen Blumen und Früchte! und der Deutſche: das meinige iſt nicht fruchtbar, aber reinigend! Jeder ſchließt nach ſeinem einzigen Sinn.

Aber warum hat man denn nur einen? Wie? wenn viele Wortrichter ſchon vorgearbeitet — wenn die Franzoſen ihre äſthetiſche Bon-Mots nun denn oft genug wiederholt, und durchgearbeitet — wenn die Britten die hiſtoriſche Seite in Erklärung der Alten noch mehr werden erleuchtet haben; wird alsdann nicht ein Zeitpunkt für die philoſophiſchen Deutſchen kommen, die Vorarbeiten aller dieſer zu nützen, und ein ganzes philoſophiſches Gemälde über ſie zu entwerfen? Jene haben ſchon viel vorgearbeitet; wir auf unſerm Geſchäfte, bleiben etwas nach: und vielleicht dürften folgende drei Bemühungen uns näher bringen.

Wie? wenn uns jemand das Geheimniß der ſchönen Wiſſenſchaften ſo aus den Griechen aufſchlöſſe, als Baumgarten es aus den Lateinern zu eröffnen anfing, und Home es aus ſeinen Engländern gethan? Nicht blos die Veränderung und Neuheit des Geſichtspunktes würde der Aeſthetik gewaltig nützen: ſondern der Verfaſſer würde auch, wenn dies Buch, in welchem die Baum-

gartenſche Aeſthetik ſehr genützt werden könnte, auf Akademien zum Grunde läge, viel zur Umbildung des Geſchmacks beitragen: es würde die Lehrbücher verbannen, die die Franzöſiſchen oder Deutſchen Scribenten zu ihren Grundfaden wählen, durch die ſie Anmerkungen nach der Mode durchſchlagen: es würde eine Liebe zur Philologie einflößen, auf den Griechiſchen Parnaß völlig aufzuklimmen, an deſſen Fuß man ſchon ſo ſchöne Blumen findet: es würde zu einem philoſophiſchen Geſchmack gewöhnen, der in Leſung der Alten ſehr nützlich und nothwendig iſt.

Eine zweite höhere Stufe: wenn ſich Ueberſetzer fänden, die nicht blos ihren Autor ſtudirten, um den Sinn der Urſchrift in unſre Sprache zu übertragen: „ſondern auch ſeinen unterſcheidenden Ton fänden, „und die ſich in den Charakter ſeiner Schreibart „ſetzten, uns die wahren unterſcheidenden Züge, den „Ausdruck und den Farbenton des fremden Originals „ſeinen herrſchenden Charakter, ſein Genie und die „Natur ſeiner Dichtungsart richtig ausdrückten.“ — Dies iſt freilich ſehr viel; aber für mein Ideal eines Ueberſetzers noch nicht genug. Die meiſten Ueberſetzer wollen doch gern ein Wort mitreden, in der Vorrede, in kritiſchen Noten, oder im Leben ihres Autors, und die meiſten reden in der Vorrede Complimente, oder von den Ausgaben ihres Autors: in den Noten aber oft langweilige Erklärungen, die dem Leſer keinen guten geſunden Hausverſtand zutrauen; oder Zänkereien, die ihn noch weit weniger angehen, oder ein Kram von philologiſcher Gelehrſamkeit. Endlich wird das Leben des Autors dazu überſetzt: und ſo iſt ein Buch fertig: für den Ueberſetzer Tagelohn,

für den Verleger Meßgut, für den Käufer ein Buch in ſeine Bibliothek: für die Literatur? nichts! oder Schade! Null oder negative Größe. Aber —

Wenn uns jemand den Vater der Dichtkunſt, Homer, überſetzte: ein ewiges Werk für die Deutſche Literatur, ein ſehr nützliches Werk für Genies, ein ſchätzbares Werk für die Muſe des Alterthums und unſre Sprache, ja ſo wie Homer lange Zeit die Quelle aller göttlichen und menſchlichen Weisheit geweſen, ſo wie er der Mittelpunkt der Griechiſchen und Römiſchen Literatur wurde, auch das größte Original für die unſere —— alles dies kann eine Homeriſche Ueberſetzung werden, wenn ſie ſich über Verſuche erhebt, gleichſam das ganze Leben eines Gelehrten wird, und uns Homer zeigt, wie er iſt, und was er für uns ſeyn kann. Wie ſehr haben uns die Engländer hier ſchon vorgearbeitet? Thomas Blackwells Unterſuchung über das Leben und die Schriften Homers (und leider! iſt dies ſchätzbare Buch, das in England ſo hoch aufgenommen ward, kaum halb ins Deutſche überſetzt), eine Unterſuchung, die ſich den hohen Satz aufgiebt: „welch ein Zuſammenfluß von „natürlichen Urſachen konnte den einzigen Homer „hervorbringen?“ die dieſen Satz aus den Geheimniſſen der Griechiſchen Literatur-Geſchichte mit wahrem kritiſchen Geiſt erklärt, und zum Homer ein Schlüſſel iſt — Dieſe Abhandlung ſollte ſtatt Einleitung ſeyn: eine Einleitung, die faſt nie ſo nothwendig iſt, als wenn wir uns dem älteſten, dem göttlichſten, dem unüberſetzbaren Homer nähern. Nun folgen die wichtigſten Unterſuchungen der Alten

über den Homer: und was er bei ihnen alles geworden iſt? Was er bei uns ſeyn kann und ſoll? Wie wir ihn, ohne Mißbrauch nützen müſſen, ohne doch jemals Homere werden zu können?

Dies iſt der Eingang, und die Ueberſetzung? Beileibe muß ſie nicht verſchönert ſeyn, wie noch jetzt die neue Bitaubéſche als ein Gräuel der Verwüſtung daſtehet. Die Franzoſen, zu ſtolz auf ihren Nationalgeſchmack, nähern demſelben alles, ſtatt ſich dem Geſchmack einer andern Zeit zu bequemen. Homer muß als Beſiegter nach Frankreich kommen, ſich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern: ſich ſeinen ehrwürdigen Bart und alte einfältige Tracht abnehmen laſſen: Franzöſiſche Sitten ſoll er an ſich nehmen, und wo ſeine bäuriſche Hoheit noch hervorblickt, da verlacht man ihn, als einen Barbaren. — Wir armen Deutſchen hingegen, noch ohne Publikum beinahe, und ohne Vaterland, noch ohne Tyrannen eines Nationalgeſchmacks, wollen ihn ſehen, wie er iſt.

Und die beſte Ueberſetzung kann dies bei Homer nicht erreichen, wenn nicht Anmerkungen und Erläuterungen in hohem, kritiſchen Geiſte dazu kommen. Wir wollen gern mit dem Ueberſetzer dieſe Reiſe thun, wenn er uns nach Griechenland mitnähme, und die Schätze zeigte, die er ſelbſt gefunden. Als Leute, die dieſes Reiſens nicht ſehr gewohnt, zum Theil daran vereckelt ſind, mache er uns aufmerkſam, führe uns als Kundſchafter umher, die ſich nicht um Schulgeſchichten und Wortklaubereien, ſondern um das ganze große Staatsgeheimniß der

Griechiſchen Literatur bemühen. Man weiß, was Franzöſiſche Anmerkungen des Geſchmacks über die Alten ſind: meiſtens Zergliederungen einzelner, und oft unweſentlicher Schönheiten, die ihrem Publikum zur Zerſtreuung, Erholung und Ergötzung geſchrieben ſind. Man weiß, wie Schulmänner die Alten erläutern. Man kennet die Grimmiſchen Noten zum Anakreon; und die Ebertſchen zu Young; man kann alſo aus einer Morgenröthe auf den völligen Sonnenanbruch ſchließen, wie durch Homer ein Publikum könnte gebildet werden, nach Griechiſchem Geſchmack. Ich würde nicht gerne Poeſie und Hexameter bei dieſer Ueberſetzung vermiſſen; aber Hexameter und Poeſie im Griechiſchen Geſchmack; ſollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerkſam zu machen, wie weit unſre Sprache und Poeſie hinten bleibe. — Es iſt viel, was ich aufgebe, aber durch alles dieſes werden die Schönheiten kaum einigermaaßen erſetzt, die im Homer unüberſetzbar bleiben.

Um dies mehr ins Licht zu ſetzen, füge ich ein Urtheil des Geſchmacks über einige neuere Ueberſetzungen der Griechen, und alſo zuerſt über Steinbrüchels Ueberſetzung des Sophokles und Euripides dazu. Ich kann ſie nehmlich, um vollſtändig davon zu urtheilen, jungen tragiſchen Genies, Liebhabern der Griechen, und Deutſchen Sprachrichtern in die Hände geben; was werden dieſe darüber urtheilen?

Den Genies, die blos ätheriſch leſen, iſt ſie eine ſichere Handleiterin zu einer klaren Quelle. Sie ſehen den tragiſchen Geiſt der Griechen, ler-

nen das Eigenthümliche ihrer Denkart und ihrer Rührung: können ihre Einfalt und ihre Zuſammenſetzung, ihre Anlage und Fortleitung bis zur Erreichung des Zwecks verfolgen; aber wo wird in ihnen der Griechiſche Geiſt der Tragödie aus ihren patronymiſchen und mythologiſchen Geſchichten entwickelt? und wo iſt dies mehr nöthig, als in den Chören, die ganz in die Griechiſche Laune verwebt ſind? Bei allem Schweizeriſchen Schwulſt hört ein Genie wohl die wahre Sprache des Griechiſchen Kothurns, in ihrer ganzen Schreibart, und in den Bindungen, die dem poetiſchen Ohr im Griechiſchen ſo ſtark tönen, als ſie ſich im Deutſchen in die Proſe verlieren? Entgeht uns bei den Chören nicht das Colorit, der Schwung, der theatraliſche Tritt, die muſikaliſche Harmonie ihrer Originalſprache völlig, von denen ſich noch eins und das andre durch das Klopſtockſche freie Sylbenmaas hätte retten laſſen? Ein Deutſches Genie verſuche es nach Steinbrüchel, tragiſche Chöre nachzubilden, werden ſie wohl im Griechiſchen Geiſte ſeyn? Indeſſen gebe ichs zu, daß St. durch ſeine Ueberſetzung weit mehr Original iſt, da er Deutſchland mit den größeſten tragiſchen Poeten bekannt macht, als wenn er uns zehn mitleidige Schweizertragödien nach Griechiſcher Manier gegeben hätte. Von den Griechen hat unſer Theater noch am wenigſten, oder lieber gar nichts gelernt.

Die Liebhaber der Griechiſchen Literatur legen ihn aus der Hand! Man ſucht vergebens etwas, das uns das Genie der Griechen, ihres Theaters, und den Charakter ſeines Autors zu koſten und zu ſchmecken giebt.

Und die Sprache? iſt freilich in ihrem Dialekt unangenehm; nicht blos die Schweizerwörter werden unausſtehlich: ſondern das Colorit der Griechiſchen Einfalt ſoll durch eine übermäßige Farbengebung, die oft den Perioden verzerrt, erſetzt werden: da bleibt Sophokles gewiß nicht mehr die Sirene Griechenlands, wie ihn das Orakel nannte. — Aber die Kühnheit des Ueberſetzers verdient Aufmunterung, „die Griechiſche Wortfügungen unſrer Sprache anpaßt;" nur muß ſie keine blinde Nachfolger haben, die ein Exempel ſogleich zur erlaubten Gewohnheit machen; und gerechte Richter müſſen ſeyn, die das claßiſche Anſehen ſolcher Verſuche beurtheilen.

St. fahre alſo in ſeinen Bemühungen fort, und laſſe ſich die Kritiken blos zur Hülfe dienen. Auch Pindar — ein für die Deutſchen ſo verſchloßnes Buch, der den Griechiſchen Nationalgeiſt ſo ſehr in ſeiner Stärke zeigt, und für unſre Doriſche Sprache und Genies bildend genug ſeyn könnte — auch Pindar*) muntre ihn auf, ein großer Ueberſetzer, aber auch zugleich im Griechiſchen Verſtande, ein Dollmetſcher deſſelben zu werden. In tantis voluisse, laborasse, sudasse, sat est. Rühmlich kühn iſt die Muſe,

Pindarici fontis quae non expalluit haustus.

Statt daß ich jetzt ein Verzeichniß hinſetzen ſollte:

---

*) Lit. Br. Th. 2.

„welche Griechen und aus welchen Gründen ſie zu überſetzen wären“ will ich lieber die Ueberſetzung des Tyrtäus,*) und noch mehr Daphnis und Chloe aus dem Longus mit dem verdienten Lobe nennen. Auch mir thut es Leid, „daß die „ungenannten Ueberſetzer nicht darauf gefallen ſind, „den Griechiſchen Text beidrucken zu laſſen. Man „ſollte wirklich alle Gelegenheit ergreifen, bei unſrer „Nation die faſt verloſchene Liebe zur Griechiſchen „Sprache, deren Schriftſteller die reinſten Quellen „des Geſchmacks ſind, in etwas wieder anzufachen. „Wie rühmlich wäre es auf alle Art, wenn wir die „Engliche Nation lieber in dem Studio der Griechiſchen Sprache, als in gewiſſen andern Dingen nachahmen wollten.“ **)

Wo iſt aber noch ein Deutſcher Winkelmann, der uns den Tempel der Griechiſchen Weisheit und Dichtkunſt ſo eröffne, als er den Künſtlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt? Ein Winkelmann in Abſicht auf die Kunſt konnte blos in Rom aufblühen; aber ein Winkelmann in Abſicht der Dichter kann in Deutſchland auch hervortreten, mit ſeinem Römiſchen Vorgänger einen großen Weg zuſammen thun.

Dieſe Geſchichte der Griechiſchen Dichtkunſt und Weisheit, zwei Schweſtern, die nie bei ihnen getrennt geweſen, ſoll den Urſprung, das Wachsthum,

*) Lit. Br. Th. 17. p. 11.

**) p. 16.

thum, die Veränderungen und den Fall derſelben nebſt dem verſchiedenen Styl der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren, und dieſes aus den übrig gebliebnen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugniſſe beweiſen. Sie ſey keine bloße Erzählung der Zeitfolge, und der Veränderungen in derſelben, ſondern das Wort Geſchichte behalte ſeine weitere Griechiſche Bedeutung, um einen Verſuch eines Lehrgebäudes liefern zu wollen. Man unterſuche nach ihrem Weſen die Dichtkunſt der Griechen: ihren Unterſchied von den übrigen Völkern: und die Gründe ihres Vorzugs in Griechenland: hier würde ſich ein Ocean von Betrachtungen darbieten, wiefern ihr Himmel, ihre Verfaſſung, Freiheit, Leidenſchaften, Regierungs-, Denk- und Lebensart, die Achtung ihrer Dichter und Weiſen, die Anwendung, das verſchiedene Alter, ihre Religion und ihre Muſik, ihre Sprache, Spiele und Tänze u. ſ. w. ſie zu der hohen Stufe erhoben haben, auf der wir ſie bewundern. Man zeige uns das wahre Ideal der Griechen in jeder ihrer Dichtarten zur Nachbildung, und ihre individuelle, National- und Localſchönheiten, um uns von ſolchen Nachahmungen zu entwöhnen, und uns zur Nachahmung unſrer ſelbſt aufzumuntern. Der Ausdruck, die Proportion, das Aeußere ihrer Werke werde erklärt, und mit unſerm Styl verglichen. Alsdann von den verſchiednen Zeiten der Griechiſchen Poeſie; wiederum mit einer pragmatiſchen Anwendung auf unſre Zeit: wie die Römer von den Griechen gelernt haben, und wie wir von ihnen lernen ſollen. — Ein Ocean von Betrachtungen, in den ſich blos ein

Kenner der Alten, ein Weltweiſer, ein geſchmackvoller Kunſtrichter, und ich möchte beinahe ſagen, ſelbſt ein Dichter waaen kann: ein Ocean, aus dem die meiſten unſrer Weiſen nur Tropfen koſten; an dem die meiſten Dichter nur ſo trinken, als die zum Siege beſtimmten Streiter Gileads: und die Kunſtrichter? — bringen dem Götzen ihres Aeons mit demüthigem Stolze eine Handvoll Waſſer aus demſelben dar, wie jener Bettler dem Perſiſchen Monarchen.

Ein Werk von dieſer Art muß die Griechen unter uns bekannter machen, die wir ſo wenig kennen; es muß den Quell des guten Geſchmacks öffnen, und uns von elenden Nachahmern der Griechen befreien: den ganzen Knoten muß es entwickeln, wie weit kamen ſie? und warum ſo weit? — wie weit ſind wir ihnen nach? wie viel weiter können und ſollen wir? — was werden wir nie erreichen? und warum nicht? —

Zufolge der Bemerkungen der Literaturbriefe über das Ideal, *) und die vollkommenen dramatiſchen und epiſchen Charaktere, (Bemerkungen, die ich ſehr ſchätze) hatte ich hier eine Abhandlung über das Ideal der Griechen in jeder Dichtart eingerückt, und mit dem Ideal unſrer ausgearteten Zeit verglichen: bei der zweiten Umarbeitung meiner Fragmente vermehrte ich ſie; allein bei der dritten — ließ ich ſie aus, weil ſie mir

*) Lit. Br. Th. 7. p. 124. 125. Th. 9. p. 49. Th. 14. p. 252.

noch ſelbſt auf Seiten der Griechen zu wenig genug that, und auf Seiten unſrer nothwendig hie und da frei werden mußte. Ich fahre alſo lieber im Tone meiner Fragmente fort und frage:

B.

Wie weit haben wir ſie nachgebildet?

1.

Wie weit ſind wir denn im Nachbilden der Griechen? Vielleicht haben einige Deutſche Genies in der Stille blos unter dem Angeſicht ihrer Muſe die Alten ſtudirt, vielleicht in der Stille ihnen Werke nachgebildet, die für uns Griechiſche Schönheiten enthalten. Vielleicht *) iſt Bodmer unſer Homer, Gleim unſer Anakreon, Geßner unſer Theokrit, der Grenadier unſer Tyrtäus, Gerſtenberg ein Alciphron, Karſchin unſre Sappho, der Dithyrambenſänger unſer Pindar! Sehet da! ein glänzendes Siebengeſtirn, vielleicht vortrefflicher, als jenes am Hofe des Philadelphus.

Bodmer und Homer! Nein, ich wage es nicht, über zwei ſo ehrwürdige Greiſe zu urtheilen; Noah mag heiliger ſeyn, er mag moraliſcher ſeyn; ich finde doch nicht Antrieb, ihn in irgend

*) Lit. Br. Th. 1. p. 34.

etwas mit Homer zu vergleichen; und zum Glück beſinne ich mich, daß er älter ſey, als der Zeitpunkt, über den ich ſchreibe.

Aber Homer und Klopſtock! Wo hat K. ein Homer ſeyn wollen? Nach ſeiner Abhandlung von der heiligen Poeſie, ſcheint er mehr vom Virgil zu machen, und iſt auch eher Virgilianiſch als Homeriſch. Vielleicht beſingt er, als ein heiliger Virgil, die Gegenſtände des Orients; und vielleicht reizt eben dieſes Virgilianiſche mehr, als das Seltene in ſeinem Gedichte. Aber Homer? Ja! wenn ich Klopſtocks Inhalt der Geſänge läſe; ſo denke ich (wer wird dies nicht für wunderlich halten?) bei den Summarien denke ich noch an den Rhapſodiſten; aber bei dem Gedichte ſelbſt nicht mehr. Der große Reichthum von Worten, von ſchönem Ausdruck, von Mahlereien auf der Oberfläche; von ausgeführten Gleichniſſen, reißt mich fort, daß ich nicht Aufforderung genug habe, jenen Griechiſchen Sänger in ihm zu ſuchen, der arm an Worten und reich an Handlung war; der jede Schönheit ſeiner Bildung tief eindrückt, und ſeine Ideen nicht mahlt, ſondern mit lebendigen Körpern umhüllet, die von Morgenröthe ſtrahlen. Vielleicht iſt es für K. die größte Ehre, wie ich deshalb an das Zeugniß eines Franzoſen mich erinnere, *) gar kein Homeriſches Bild gebraucht zu haben: vielleicht iſt es unſrer geiſtigern Zeit gemäßer, daß er ſeine Bilder gleichſam unſichtbar in die Seele mahlet,

*) Bitaubé in ſeiner Ueberſetzung Homers.

ſo wie die ſinnlichen Griechen ſich an ihrem ſinnlichen Homer ergözten; vielleicht übertrifft das Moraliſche im K. alles ſchöne Sinnliche im Homer; ja vielleicht iſt ſein großes Talent, die Seele zu ſchildern, mehr werth, als alles im alten Griechen — alles dieſes vielleicht ſey meinethalben gewiß; eine ſo nützliche Unterſuchung mag eine poetiſche Bibliothek zur Ehre der Deutſchen anſtellen. *)

Ich ſchweife hier lieber auf den Machtſpruch eines Kunſtrichters aus: „Homer ward eben ſo wenig von allen Griechen verſtanden, als K. von allen Deutſchen! **) Die wahren Kenner der Dichtkunſt ſind zu allen Zeiten in allen Ländern eben „ſo rar, als die Dichter ſelbſt geweſen! So iſt es „wirklich!" Ohngeachtet dieſes Wirklich hier als ein Amen ſtehet: ſo will ich doch eben nicht im zweiten Chor antworten: Amen! ſondern etwas ausnehmen.

Daß alle Griechen den Homer verſtanden, wer wird dies behaupten, der jemals die Griechen auch nur von ferne geſehen? der da weiß, daß jede Sprache alle Viertheil Jahrhunderte ſich merklich verändert, und der die Zeit des Homers kennt, wo die Griechiſchen Staaten ſich erſt zu bilden anfingen, und alſo nothwendig mehr und wichtigere Veränderungen in der Sprache erfuhren, als wir in einer gebildeten Sprache, und einem ruhigen Staat. Man muß alſo nothwendig eine Zeit feſtſetzen, wann wurde der

*) Lit. Br. Th. 19. p. 155. 156.

**) Lit. Br. Th. 1. p. 49.

Homer ſo und ſo wenig verſtanden? Wie er ſang? Nun! da ſang er als *αοιδος*, und nothwendig alſo, wenn es damals *καλȣς κ'αγαθȣς* gab, die gute hübſche Leute bedeuteten, dieſen verſtändlich. Iſt das Leben Homers wahr, das man dem Herodot zuſchreibt, ſo zog er umher; fand in einigen Städten Beifall auf den Märkten, und Ehre in den Staaten; ſeine Sprache war göttlich, neu; aber im Ganzen verſtändlich; weil damals noch nicht ein Unterſchied zwiſchen der Sprache der Weiſen und des Volks, zwiſchen der Denkart der Vornehmen und Geringen war; was Homer ſang, war die Sprache der Götter und zugleich eine veredelte Sprache des Pöbels. Nur in einigen Republiken, wo die Mundart ſchon mehr politiſch geworden war, da war ſeine Sprache fremde, ungewöhnlich. In dieſer poetiſchen Zeit betrachtet, möchte alſo das eben ſo wenig, das der Kunſtrichter behauptet, nicht genau eintreffen: damals war ſeine Sprache eben die Sprache des Volks, die Kenner der Dichtkunſt waren häufiger, und die Dichter ſelbſt — wer die Dichterei der alten *ραψωδων* und *αοιδων* kennet, wird ihre Dichtkunſt unmöglich mit der unſrigen vergleichen.

Meynt aber der Kunſtrichter die Zeit, da Homer geleſen wurde: ſo trifft es eben ſo wenig ein. Die Glieder des Dichters wurden erſt in der 61. Olympiade geſammlet, da er doch nach der gemeinſten Rechnung immer vor den Olympiaden gelebt hat. Hier muß man nun ausmachen, wer waren die alle, die den Homer verſtehen ſollten? Ich nehme eine mittlere Größe an: laß es gute hübſche

Leute geweſen ſeyn (καλοι κ'αγαθοι)! Nun! weiß ja aber, wer im Plato auch nur bis in die Mitte ſeines erſten Geſprächs gekommen, daß Hipparchus, der Sohn des Piſiſtratus, unter vielen andern Proben der Weisheit, auch des Homers Bücher zuerſt nach Athen gebracht, und die Rhapſodiſten angetrieben, ſie bei den öffentlichen Spielen zu leſen; eine Gewohnheit, die nicht blos bis an Platons Zeiten reichte. Wo ſind nun die Panathenäa, wo unſer Homer unſerm Volk vorgeleſen und erkläret wird? — Ich ſage: erklärt ward: denn dies zeigt Platons ganzes Geſpräch: Jo — eine Unterredung, deren Name ſchon genug iſt, daß jeder, der ſie geleſen, das vorige eben ſo wenig einſchränken wird. Mit welchem Enthuſiasmus ſprach Jo, im Namen aller Rhapſodiſten, vom Homer? Konnte er ihn nicht bis auf ein Wort auswendig? war es nicht alle ſeine Arbeit, ſein ganzer Lebenslauf vor dem Tode, und auf dem Leichenſteine, dieſer hat den Homer auswendig gewußt, am beſten deklamiren, am gründlichſten erklären können! Was richtete nicht ſeine Rhapſodie bei dem Volke aus? — Und das alles, ohne Homer mehr zu verſtehen, als unſer Volk den Klopſtock? Ich glaube, die Parallellinien neigen ſich von einander; und ſie entfernen ſich merklicher... Daß Homer in den Schulen bei den Griechen geleſen wurde, ſagt Xenophon, — doch nein! hier ſtoße ich auf eine Stelle, die vielleicht zwiſchen Wieland und Jll. Gelegenheit zum Streit über καλος κ'αγαθος gegeben; ich ſetze alſo lieber das Zeugniß eines Griechiſchen Rammlers hin, des ſorgfältigen Iſokrates: οιμαι δε και την Ομηρȣ ποιησιν μειζω λαβειν

δοξαν, οτι καλως τους πολεμησαντας τοις βαρ-
βαροις ενεκωμιασε. Και δια τουτο βουληθηναι
τους προγονους ημων εντιμον αυτου ποιησαι την
τεχνην, εν τε τοις της μουσικης αθλοις, και τη
παιδευσει των νεωτερων. Ινα πολλακις ακουον-
τες επων εκμανθανωμεν την εχθραν την προς
αυτους υπαρχουσαν. *)

Wo wird nun in unſern Schulen unſer Homer in dieſem Zwecke geleſen? Das Geſchichtchen vom alten Homer weiß ein Knabe wohl aus ſeinen historiis selectis, daß Alcibiades jenem Schulmeiſter eine Ohrfeige gab, der nicht den Homer in der Schule hatte: Dummkopf, ſagte er, auch deine Schüler willſt du zu Dummköpfen machen? **) Dies Geſchichtchen hat nun wohl ein Knabe geleſen, aber Deutſche Homere? Viel eher, ſage ich, in der Angſt, den Griechiſchen ſelbſt. Und noch weniger gilt der Einwurf, den der Kunſtrichter wider die Bekanntſchaft Homers aus dem Xenophon macht, und, wie ich faſt dazuſetzen kann, myopiſch macht. Man warf dem Sokrates vor: er habe Stellen aus dem Homer angeführt, nicht die an ſich gefährliche Lehren enthielten, ſondern die er in einem für den damaligen Atheniensiſchen Staat gefährlichen Zweck angeführt. Nicht, als hätte ihn Sokrates grammatiſch oder poetiſch mißgedeutet; ſondern politiſch übel angewendet. Daß ich nicht nach meinem

*) Isocrates in Panegyr.

**) Plutarch. in vit. Alcibiad.

lieben Eigenſinn deute; ſondern, daß es Xenophon ſelbſt ſagt, zeigen ſeine Worte augenſcheinlich: „Sokrates, ſo ſagte ſein Ankläger, pflegt auch oft „Homers Gedichte anzuführen: daß z. E. Ulyſſes „den Vornehmern mit freundlichen Worten zugeſprochen: wenn ſich aber ein Geringerer unnütz „machte, ſo ſchlug er ihn mit ſeinem Scepter und „befahl ihm ruhig zu ſeyn. Dies hat er ſo ausgelegt, als wollte der Poet, man ſollte die Geringern blos mit Schlägen ziehen; allein, ſetzt Xenophon dazu, das hat Sokrates gar nicht gemeynet: „ſondern, ꝛc." *) Und was folgt hieraus? Daß Homer Lehren wider den Staat enthielte? Gar nicht! ſondern, daß Sokrates ſeine Lehren wider den Staat aus einem bei dem Volke ſo viel geltenden Dichter zu beſtätigen ſuche! Sagt der Ankläger, daß Homer die geringern und ärmern Leute zu ſchlagen rathe? Nicht! ſondern Sokrates mache dieſes den geringern und armen Leuten glaubend!

Dieſen geringern und ärmern Leuten konnte ja ein Sokrates leicht was glaubend machen, und Melitus mußte, als ein Verehrer des Homers, eben dagegen am meiſten eifern, daß Sokrates ſeine Lieblinge, die Dichter, ſo mißbrauchte. Die aufgebrachten Richter verurtheilten, ohne daß ſie im Homer nachſahen, ob dies der wahre Verſtand ſey (das that hier ja nichts zur Sache); ſondern weil er den Staat ſtörte: wenn ſie auch Leute geweſen wären, mit denen man in der Jugend den Homer

---

*) Im erſten Buch der denkw. Reden.

geleſen, ſo betraf es ja hier keine moraliſche Lehre, und noch weniger poetiſche Schönheit, ſondern eine politiſche Situation. Und ich kann noch weiter gehen, wenn in den fruchtbaren Folgerungen, die dieſer Fll. bei ſeinen kritiſchen Streitigkeiten ſonſt reichlich bewieſen hat, nachahme: eben weil die Richter den Lieblingsdichter ihrer Jugend in Sokrates Munde ſo gemißhandelt ſahen; eben weil ſie viel von dem Anſehen eines Poeten zu befürchten hatten, den jeder für göttlich hielt, den die καλοι κ'αγαθοι auswendig wußten — ſo nahmen ſie die Sache ſo ernſthaft.

Ueberhaupt zeigt dieſer ganze Prozeß, daß wir keinen Homer mehr haben können, dem die Ehrennamen: Vater der Weisheit, der Tapferkeit, der Dichtkunſt, im hohen Griechiſchen Sinne zukommen könnten; keinen Homer, der für uns ſo ein Original nach Sprache, Sitten, Geſchichte, Fabeln und Melodie ſeyn kann, als es jener für die Griechen war: jene liebten Heldenerzählungen von ihren Vorfahren aus einer alten Sage: Mythologien von Göttern, die ihre Väter, die Häupter ihrer Familien, die Stifter ihrer Staaten, und die Ueberwinder ihrer Erbfeinde waren — Unſere Leſer der Deutſchen Homere gehen vermuthlich in Beinkleidern oder langen Röcken nach Franzöſiſchem Schnitt: ſie leſen ſtatt Mythologien Gellertſche Fabeln, und ſtatt Hexameter und Rhapſodien ſingen ſie Kirchenlieder. Nach der Bekanntſchaft und Bildung des Geſchmacks iſt entweder Gellert unſer Homer; oder er ſoll noch geboren werden. Denen, die darüber ſtaunen, wie Gellert und

Homer zuſammen kommt, ſchreibe ich eine Stelle ab, die richtig genug iſt: *)

„Für ganz Deutſchland iſt es, ohne Wider„ſpruch, Gellert, deſſen Fabeln wirklich dem „Geſchmacke der ganzen Nation eine neue Hülfe „gegeben haben. (Fragt die erſte, die beſte Land„predigerstochter nach Gellerts Fabeln? die kennt „ſie — nach den Werken andrer unſrer berühmten „Dichter? kein Wort.) — Nach und nach haben „ſie ſich in die Häuſer eingeſchlichen. Dadurch iſt „das Gute in der Dichtkunſt in Exempeln und nicht „in Regeln bekannt, und das Schlechte verächtlich „gemacht worden. Denn der Geiſt und der Geſchmack „einer Nation ſind nicht unter ihren Gelehrten und „Leuten von vornehmer Erziehung zu ſuchen. Dieſe „beiden Geſchlechter gehören gleichſam keinem Lande „eigen. Aber unter dem Theile der Nation liegen „ſie, der von fremden Sitten und Gebräuchen und „Kenntniſſen noch nichts zur Nachahmung ſich be„kannt gemacht hat." Das iſt nun Gellert in Abſicht des Geſchmacks — aber was war Homer in Abſicht der Religion, der Künſtler, der Dichter, der Redner, der Weiſen, der Sprache, der Sitten, der Erziehung, für die καλυς κ'αγατυς der Griechen?

Dies böſe Griechiſche Wort verfolgt mich, ſo ſehr ich vor ihm fliehe, und mein Knoten iſt nicht eher aufgelöſet, bis es beſtimmt iſt. Denn ſo fragt

*) Abbt vom Verdienſt, p. 367. 77.

der Kunſtrichter: *) „Iſt es wahr, daß die alten „Griechen ihre Jugend aus dem Homer Weisheit „lehrten? Und wurde Homer auch nur von allen de„nen verſtanden, welchen das Beiwort καλοι κ'αγα„θοι zukam?" — Seine Frage iſt ſo viel als Nein! meine Antwort aber Ja! Aemilius Scaurus leugnet; Valerius bejahet; wem von beiden glaubt ihr Römer?

Außer dem, was ich ſchon angeführet, kann ich mein erſtes Ja mit folgender Stelle aus Xenophons Schmauſe gültig machen: „Mein Vater, „ſagt Niceratus, der mich zum tüchtigen, redli„chen Mann (αγαθος) machen wollte, hielt mich „an, alle Gedichte Homers auswendig zu lernen, „ſo daß ich noch jetzt die ganze Iliade und Odyſſee „herſagen kann." — Hier war ein guter, hübſcher Mann, der ſeinen Sohn auch dazu machen wollte, und ließ ihn alſo Homer lernen: ſo wurde alſo Homer mit der Jugend getrieben: ſo wurde er gewiß von denen verſtanden, die gute, hübſche Leute waren, denn ſie waren durch ihn dazu gebildet.

Aber heißt καλος κ'αγαθος ein guter, hübſcher Mann, oder iſt es ein Schweizer-Virtuoſe? Beide Partheien können Recht behalten, wenn ſie ſich anhören wollen, und wenn ſie Staub unter die Augen ſtreuen, **) hat es vielleicht keiner von beiden. Mehr als ein guter, hübſcher Mann, und weit weniger als ein Shaftesburiſcher Virtuoſo,

*) Lit. Br. Th. 1. p. 46.

**) Lit. Br. Th. 1. p. 52.

nach dem hohen Geſchmacke unſrer Zeit. Ich erinnere mich, die Abhandlung eines Grammatikers über dies Wort geſehen zu haben; und weil ich nicht gern thun mag, was ein andrer vor mir gethan, ſo will ich nicht ein Regiſter von den Stellen machen, wo dies Wort vorkommt. Ich ſchreibe aus dem Gedächtniß.

In jeder Sprache müſſen ſich alle Wörter verändern, die den eigentlichen Charakter des Zeitalters ausdrücken, und eben dies dünkt mich von καλος κ'αγαθος. In den älteſten Griechen erinnere ich mich nicht, es geleſen zu haben: es iſt ein Wort aus dem Zeitalter der ſchönen Proſe und der feinen politiſchen Sitten. In den Zeiten, da αρετη, Tugend, noch allein Tapferkeit des Körpers und Geiſtes bedeutete: galt blos ein braver Mann, αγαθος. So wiſſen im Homer die Helden kein beſſer Wort ihrer Würde, als wenn ſein Agamemnon oft genug ſagt: αγαθος γαρ ειμι. So wenig hier das αγαθος eine moraliſche Güte bedeutet, zu einer Zeit, wo Tapferkeit über alles galt: ſo wenig litte dieſes Zeitalter καλως κ'αγαθως im feinen Verſtande des Shaftesbury. Auch das Wort καλος hat dieſen Urſprung gehabt: und wurde von den ανδρασιν αγαθοις geſagt, die in der Schlacht ευ und καλως (tapfer) ſtritten. Aber mit der Zeit verfeinerte ſich der Geiſt der Sitten: das Wort αρετη hieß Brauchbarkeit: das Wort αγαθος und καλος hieß ein tüchtiger Mann in Geſchäften, und ſelbſt der Ehrenname ανηρ verlor etwas von ſeiner Mannheit. Weil in der damaligen Zeit die Weisheit auch noch allein eine Dienerin des Staats war:

ſo übernahmen es ſich alſo die Weiſen, ſolche brauchbare Männer zu bilden, die redliche Menſchen und tüchtige Bürger waren: ſo frägt Xenophon den Sokrates im Diogenes Laertius: ſage mir, wie kann man ein καλος κ'αγαθος werden? und dieſer führt ihn in ſeinen Unterricht. So ſagt Nicerat in der angeführten Stelle: mein Vater, der mich zum tüchtigen Mann (αγαθος) machen wollte, ließ mich den Homer lernen. So trugen es die Athenienſer, die vorzüglich nach dieſer politiſchen Cultur ſtrebten, beſtändig im Munde (καλος κ'αγαθος); und es war bei ihnen, wie ein Scholiaſt ſagt: summa omnis laudationis! Und alſo gewiß nothwendig mehr, als ein guter, hübſcher Mann bei uns.

Der Recenſent will auch nur einen einzigen Beweis, daß καλος κ'αγαθος etwas mehr, als dies bedeute? Wohl! es ſey eben die Stelle, *) in der er nichts, als den guten, hübſchen Mann finden will; Schade, daß ich mehr darin finde, und eben die Beſchreibung des καλȣ κ'αγαθȣ. Sokrates frägt den jungen Theages im Plato: τι ȣν; ȣκ εδιδαξατο σε ο πατηρ και επαιδευσεν απερ ενθαδε οι αλλοι παιδευονται, οι των καλων καγαθων πατερων υιεες; οιον γραμματα τε, και κιθαριζειν, και παλαιειν, και την αλλην αγωνιαν; Können hier καλοι καγαθοι füglich gute, hübſche Leute bedeuten, wie wir dies Wort brauchen? Nein! ſie ließen ihre Söhne, um ſie auch zu καλοις καγαθοις zu machen, Wiſſenſchaften (nicht

*) Lit. Br. Th. 1. p. 52.

blos das A B C leſen und ſchreiben), die Muſik, die nach der Griechiſchen Denkart weit mehr ſchöne Kunſt, als bei uns, und von der Dichtkunſt unzertrennlich war, und ſchöne Leibesübungen erlernen. Wer alſo ſeinen Verſtand, ſeinen ſchönen Geſchmack und ſeinen Körper ausgebildet hatte: der war ein Attiſcher καλοκαγαϑος: er war weder ein Weiſer, noch Dichter, noch Fechter; aber Anlage hatte er, Weiſer, Dichter und Olympiſcher Sieger zu werden. Wer einen Griechiſchen καλος κ'αγαϑος in ſeinem ganzen Glanze ſehen will: der leſe, obgleich nicht das Wort ſelbſt als Ueberſchrift drüber ſtehet, einige Pindariſche Oden auf ſeine Griechiſchen Jünglinge, die doch mehr als gute, hübſche Jungens waren.

Aber freilich auch nicht Virtuoſen im Wielandiſchen hohen Guſto! oder lieber gleich im Geſchmacke des Shaftesbury: dem Wieland nicht blos den Begriff des Virtuoſen, ſondern auch die Analogie mit καλος κ'αγαϑος abborgt. Dieſer Weltweiſe, der den Platonismus nach dem Modegeſchmack ſeiner Zeit einkleidet, und endlich auch in Griechenland dieſen Lieblingsgeſchmack findet, beſtimmt ſeine Virtuoſen ſo: *) the real fine Gentlemen, the Lovers of Art and Ingenuity; ſuch as have ſeen the World, and informed themſelves of the Manners and Cuſtoms of the ſeveral Nations of Europe, ſearch'd into their Antiquities and Records; conſider'd their Police, Laws and Conſtitutions, obſerv'd the Situation, Strength

*) Characteriſtiks Vol. 3. Miſc. Refl. p. 156. 182.

and Ornaments of their Citys, their principal Arts, Studies and Amusements; their Architecture, Sculpture, Painting, Muſick, and their Taſte in Poetry, Learning, Language and Converſation. Mit dieſem Begriffe vergleicht er nachher das honeſtum, pulcrum, καλον der Alten, und philoſophirt in ſeiner liebenswürdigen Laune Seiten fort. — Ob es nun gleich in Athen freilich auch ein Zeitalter gab, da die Liebhaberei der Künſte, der Geſchmack an Dichtkunſt, und den ſchönen Wiſſenſchaften, der feine Ton im Umgange, und der Urtheilsgeiſt über Policey und Alterthümer, die herrſchende Mode war: ſo kann ich mich doch nie überreden, daß die καλοι κ'αγαϑοι in dem weiten Verſtande des Shaftesbury damals geblühet. Es ſcheint vielmehr dieſer Philoſoph ſich ſelbſt zu mahlen, und den Geſchmack, der damals am Hofe Carls des zweiten galt, bis zu einem gewiſſen Ideal zu erhöhen und zu verfeinern, das immer in den neuen Zeiten ein Muſter eines brauchbaren, geſchickten, angenehmen Mannes ſeyn kann, aber den Begriff des Griechiſchen Worts immer umbilden muß, ſelbſt wie es Plutarch und die neuern Griechen brauchen. Shaftesbury fodert zu ſeinem Virtuoſen, wenn er in Griechenland exiſtirte, freilich das Leſen des Homers, und das zwar als das erſte A B C; aber ein moraliſches Leſen des Homers? Ein himmelweiter Unterſchied!

Wozu aber ſo viel über ein Wort? Ueber ein Wort, das immer der Ausdruck ihres Charakters, und der Gipfel ihrer Lobſprüche war, kann man nie zu viel ſagen: die Erklärung ſolcher Wörter ſchließt uns Denkart und Policey, Laune und Sitten, kurz

das Nationalgeheimniß auf, ohne das wir immer von einem Volke ſchief urtheilen, ſchief lernen, und unleidlich nachahmen. Ich würde es als einen Beitrag zur Griechiſchen und Römiſchen Geſchichte der Literatur einem Manne von Philologie, Geſchichtskenntniß und Geſchmack empfehlen, der Metamorphoſe genau nachzuſpüren, die im Griechiſchen die Worte: ανηρ, ανθρωπος, αγαθος, καλος, Φιλοκαλος, καλοκαγαθος, κακος, επιχειραγαθος: im Lateiniſchen: vir, homo, bonus und melior und optimus, honestus, pulcher und liberalis, strenuus und dergleichen Nationalnamen erlitten haben, die die Ehre oder Schande ihres Zeitalters waren, und ſich mit demſelben änderten — So lernt man Völker kennen, und nutzen. *)

Ich will es hier nicht unterſuchen, wie weit einige Schweizer, z. E. Wieland, Iſelin, Wegelin, Mably, uns wirklich Griechen zeichnen;**) wenn ſie ihre Erziehung und Politik uns anpreiſen. Beinahe vom Diogenes dem Laertier an, findet man in den Griechen, was man in ihnen finden will:

---

*) Man wird dies wirklich zu kühne Urtheil in den Schranken nehmen, in denen es der Verfaſſer ſagt: auch Irrthümer können verjährt werden; und welche Begeiſterung iſt verzeihbarer und ſchöner, als die für die Griechen? Vielleicht iſt der Verfaſſer ſelbſt in ſie verfallen. (Aus den Zuſätzen am Ende des dritten Fragments. Samml.)

**) Lit. Br. Th. 1. p. 44. 50.

verſchönerter Geſichter, unerträgliche Idole, halb Ideal, halb Griechiſch, halb nach neuerer Form. Freilich können wir den Griechen vieles ablernen; freilich ſie zum Muſter nehmen; aber Nachbildungen unſrer Zeit gemäß machen: ſonſt wird alles Caricatur! — Schon Plato und Xenephon mahlen uns den Sokrates verſchieden; aber, wenn Wieland *) auftritt und ſagt: „Seht! den Kopf des „Sokrates!" — Hier kann man, wie Marcell, dreuſt antworten: Wie? das iſt Sokrates? jener liebenswürdige Widerſprecher, jener ehrwürdige Unwiſſende, jener feine ironiſche Geiſt, und der redlichſte Bürger, kurz! der Weiſeſte unter den Weiſen Griechenlands — das ſollte Ihr Sokrates ſeyn? Nein! mein Herr! dieſer unausſtehliche Diſputirer mit vollem Munde, dieſer lächerliche Weisheit- und Tugendkrämer, dieſer grobe Zänker, und miſanthropiſche Schimpfer iſt ein Geſchöpf neuerer Zeit, ein Weiſer aus Schweizeriſchen Republiken. — Und doch hat W. ja wirklich die Griechen geleſen? — quid fures faciant, audeant cum talia domini? — So ſehr die Griechen ihren Homer nutzten, ſo wenig brauchten ſie ihn auf Wieland'ſche Art: denn Shaftesburys Geiſt und Schriften herrſchten damals wahrſcheinlich noch nicht bei der moraliſchen Bildung der Jugend; und die Art, wie Sokrates aus dem Homer lehrt, und man ihn bei der Bildung der Helden und brauchbaren Jünglinge anwandte, iſt ja augenſcheinlich ganz was anders! und in vielen

*) Lit. Br. Th. 7.

Stücken was anders, als wir heut nachahmen können, wenn wir auch Homere hätten?

2.

Pindar und der Dithyrambenſänger. *)

Homere dürften wir alſo nicht eben haben, aber einen Pindar? Die Zeit hat dem Pindar ſeine beſten Kronen, und unter andern auch den ſiebenfachen Epheukranz der Dithyramben geraubt — einer von unſern Dichtern ſetzt ſich ſelbſt dies Siegeszeichen auf, und ruft: Macht Raum, Mänaden! Iſt er der Vater Bacchus, oder trägt er blos den Thyrſusſtab, um es zu ſeyn?

Zum Voraus ein Wort in einer Parentheſe. (Ich glaube, wenige Beurtheilungen der Literaturbriefe ſind ſo ſchielend, und gebrechlich, als dieſe**), die einem Lehrmeiſtertone ſich nähert: die bei dem

*) Wenn in meiner Parallele das Raiſonnement über den Charakter der Alten nicht vollſtändig iſt: das thut nichts zur Sache. Treu muß die Vergleichung ſeyn, und nach den Quellen ſchmecken, ſo iſt der Zweck der Fragmente erreicht. (Aus den Zuſätzen am Ende des dritten Fragments. Samml.)

**) Lit. Br. Th. 21. p. 39.

Geräuſche arm, bei aller Pracht von Beleſenheit und kritiſcher Einſicht kurzſichtig, und bei allen Planen und Vorſchlägen dürre ſeyn möchte. Die angebohrne Lebhaftigkeit des Recenſ. verſpricht dem Dithyrambendichter ſcharf zuzuſetzen, und zuckt jedesmal zurück, um ſich in Präceptorpredigten zu verlieren. Was ſoll die Frage heißen: Kann man Deutſche Dithyramben machen? Kann man nicht Deutſche, ſo kann man auch keine Malabariſche Dithyramben machen, was die Sprache betrifft; und bei Dithyramben dürfte dieſe nur zuletzt in Betracht kommen. Was darf es der Recenſ. mit ſo vieler Gelehrſamkeit beweiſen, daß wir keine Dithyramben übrig haben? der Verfaſſer dürfte dieſes ja aus dem lieben E. Schmid allenfalls wiſſen! Und womit beweiſet es der Kunſtrichter denn, daß wir nach den überbliebenen Nachrichten keine Dithyramben machen können; — höchſtens! daß der Verfaſſer keine gemacht. Womit behauptet er es, daß jeder neue Geſchmack verkehrt ſeyn muß, der von den Regeln des weiſen Alterthums abgeht? Warum iſt ein Deutſches Heldengedicht, eine Ode, eine Dithyrambe ohne Griechiſche und Lateiniſche Muſter denn an ſich unmöglich? Was thun die Pindariſchen Oden des Leipziger Profeſſors hier zur Sache? In welcher Claſſe muß denn der Dithyrambiſt ſitzen, wenn er den Pindar intus et in cute kennen lernen, den ganzen Poeten in succum et sanguinem vertiren, und abſolut erſt nach 20 Jahren Imitationen nach der Pindariſchen Digreßion über den Berg Aetna machen ſoll? Welch ein Schulton herrſcht ſo durchgängig, ſo inſonderheit S. 59 — 61. Welche Sammlung von Pindariſchen Beiwörtern ſoll man (p. 70.)

Friedrich geben? Wie lange muß noch der Dithyrambiſt Mythologie lernen um nicht ihr Syſtem niederreiſſen zu wollen? Iſt es wahr, daß Pindar ſich keine Inverſionen des Fabelſyſtems erlaubt, und alles ſo ſtehen läßt, wie es ihm vom Präceptor diktirt worden iſt? — Und nun endlich die beſte und geiſtigſte Anmerkung wider die windichten, eitlen, jungen Menſchen, die ihrem Mädchen zu gut Gedichte herausgeben — wobei freilich der Beweis mangelt, daß der Verfaſſer der Dithyramben ſo ein windichter, eitler, junger Menſch ſey, der eine Strafpredigt über ſein Mädchen 6 Seiten lang anhören muß. Womit kann es der Recenſ. beweiſen, daß Pindar in ſeinen verlornen Hyporchematen und Dithyramben in einem ernſthaften philoſophiſchen Ton trunken geraſet? Wie mag ein Compliment laſſen, das man nicht aus freiem Willen, ſondern aus Muß im Vorbeigehen macht? Und wie viel nimmt der Recenſent für ein Kollegium, darinn er zeigt, wie man Pindars ganze Manier zu mahlen bis auf ſeinen Adler lernen ſoll, damit unſer Deutſcher Horaz auch für den Dithyrambiſten eine Ode weihen müßte? — Meine Parentheſe wird lang; aber dem Recenſenten würde die Antwort auf meine Frage noch länger ſeyn, die ich auch, „aus einer mir angebohrnen Lebhaftigkeit, thue; nicht als Kritiken, „ſondern als eine kleine Hülfe, mich ſelbſt auf den „Weg zu bringen, und, was ich denke, zu ſagen."

Ich bin nichts minder, als der Verfaſſer oder der Vertheidiger der Dithyramben; ich habe ſelbſt mehr wider ſie, als die Literaturbriefe, aber, wie ich hoffe, aus andern Gründen, und mit weniger

Schulton. Ohnmöglich kann dieſe Beurtheilung von einem Verfaſſer der Literaturbriefe ſeyn; vermuthlich iſt ſie eingeſchickt; weil ihr Ton gewiß zu merklich abweicht. — Aber genug! meine Parentheſe iſt zu Ende.) Können wir Dithyramben machen, Griechiſche Dithyramben im Deutſchen machen? Originaldithyramben machen?

Woher mag der Dithyrambe bei den Griechen entſtanden ſeyn? Darf ich eine Hypotheſe verſuchen? — Hypotheſen muß man verſuchen, wo man keine Nachrichten hat: wäre *Demoſthenes* περι διθυραμβοποιων, oder *Ariſtotels* größter Theil der Dichtkunſt nicht verloren, ſo würden wir wiſſen, ſtatt zu rathen.

Ein Volk in ſeiner Wildheit iſt in Sprache, Bildern und Laſtern ſtark: Trunkenheit und Gewaltthätigkeit ſind die Lieblingslaſter einer Nation, die noch Mannheit (αρετη) für Tugend, und trunkne Raſerei für Vergnügen hält. Alle die feinen Schwachheiten waren damals noch nicht, die heut zu Tage unſere Güte und Fehler, unſer Glück und Unglück bilden, die uns fromm und feige, liſtig und zahm, gelehrt und müßig, mitleidig und üppig machen. Dieſe Trunkenheit gebar wilde Vergnügen, den ungezähmten Tanz, eine rohe Muſik, und nach der damaligen ungebildeten Sprache auch einen *rohen Geſang.*

Nicht an Altären, ſondern in wilden Freudentänzen entſprang alſo die Dichtkunſt, und ſo wie man die Gewaltthätigkeit mit den ſchärfſten Geſetzen bändigte, ſo ſuchte man die trunknen Neigungen der

Menſchen, die jenen entwiſchten, durch Religion zu erhaſchen. Ihre Götter trugen damals Keulen und Blitze: die ſanften Grazien waren noch nicht geboren; man verehrte die Kräfte der Natur: rauh war ihr Gottesdienſt, wie ihre Natur, durch Opfer und Trunkenheit — und unter den älteſten Göttern war immer auch ein Oenotrius, ein Weingott, man heiße ihn, wie man wolle.

Jetzt wurde alſo die trunkne Dichtkunſt an die Altäre zur Entſündigung geführt. Hier befahl die Religion ihnen Trunkenheit in Wein und Liebe, und ihre Trunkenheit bequemte ſich alſo wieder der Religion: ihr Geſang war voll von der thieriſch-ſinnlichen Sprache des Weins, und der Wein erhob ſich wieder zu einer gewiſſen myſtiſchſinnlichen Sprache der Götter: ein heiliger Geſang in doppeltem Verſtande. Die Prieſter, zugleich Dichter und Staatsleute, webten aus Nationalſagen eine Mythologie zuſammen, die ſich zu ihren rauhen Geſängen bildete, mit denen ſie als mit einem Zaume, mit einem Stück des Gottesdienſtes, mit einem Zeitvertreibe und Vergnügen das Volk lenkten.

Linus, den wir im fernſten Schatten als den Vater der Dichtkunſt erblicken, ſchrieb noch mit Pelasgiſchen Buchſtaben den Feldzug des Bacchus. Anthes, der Böotier, ſang Bacchiſche Hymnen: Orpheus, der Bezähmer der Griechen durch Geſetze und Gottesdienſt, weihte die Trunkenheit in ſeine Eleuſiniſchen Heiligthümer ein, um ſie zu bezähmen, daher er auch ihr Opfer wurde. Muſäus und ſein Sohn Eumolpus ſangen ebenfalls den Bacchus — Kurz die älteſten Namen der Dich-

ter, die beinahe ſelbſt Fabeln ſind, alle haben ſich mit Bacchus beſchäftigt.

Wozu ſage ich alles dieſes? Um zu zeigen, daß der Dithyrambe aus den Zeiten der Wildheit und Trunkenheit ſeinen Urſprung und Leben ziehe, daß wir alſo von ihm auch nach Beſchaffenheit dieſes Zeitalters urtheilen müſſen. Entſprungen unter berauſchten Tänzen des Volks führte man ihn in die Tempel, um ihn zu zähmen. Sein Inhalt, ſeine Sprache, Sylbenmaas, Bearbeitung, Muſik, Deklamation, alles zeugt von der Zeit, die ihn hervorgebracht hat: er mag nun in Theben, oder dem wollüſtigen Korinth von einem oder dem andern erfunden ſeyn: genug, es war noch eine Zeit, da ſich die Delphine von dem Arion, dem angegebenen *) Erfinder, bezaubern ließen. Ich ſage: ſein Inhalt: denn da er den Vater des Weins von ſeinem Blitzſtrahle getroffen, mit brauſendem Munde ſang, und in einer ehrwürdigen heiligen Trunkenkeit ſang: ſo paßt er am meiſten auf den Abgrund der Zeiten, da man aus Aberglauben die Kraft einer göttlichen Gegenwart fühlte, da man, mit ſtarken ſinnlichen Empfindungen begabt, den Eindruck der Jugendlehren und Nationalſagen beinahe zu einer wirklichen Anſchauung erhob, da man aus Unwiſſenheit nicht blos die Fabelgeſchichten als Wahrheiten glaubte, ſondern mit der Einbildungs-

*) Wie Herodot anführt, den ich für mehr, als Fabelſchreiber halte.

kraft ſie bis zum Leben ausmalte, und alſo die Begeiſterung ſchmeckte, die Apoll über die Pythiſſe, Jupiter über die Sibyllen, Cybele über die Galler, und Bacchus über die Dithyrambenſänger ausgoß. Daher naheten ſich die Letztern der Entzückung, die einer Raſerei glich, Διονυσοιο ανακτος καλον εξαρξαι μελος οιδα διθυραμβον, οινῳ συνκεραυνωθεις φρενας: daher ſing er gemeiniglich mit dem begeiſterten: αμφι μοϊ αναξ, an: daher jene Ausbreitung der Seele, die im Parenthyrſus der Trunkenheit und der Beſchauung himmliſcher Dinge ausrief:

Auditis an me ludit amabilis
Insania? Audire et videor pios
Errare per lucos:

daher jene göttliche Wuth:

— — — immanis in antro
Bacchatur vates, magnum si pectore possit
Excussisse Deum: tanto magis illa fatigat
Os rabidum, fera corda domans, fingitque premendo.

Und von dieſer ſinnlichen Begeiſterung wurde die ganze Bearbeitung ſo belebt, daß Plato dem Dithyramben ſogar die Nachahmung abſprechen will. Voll kühner Bilder und großer Anſpielungen folgte er keinem weitern Plan, als den innerlich die Einbildungskraft mahlte, äußerlich zum Theil das Auge ſahe, und der Tanz foderte: und ſo ward er ein Gemälde der Einbildungskraft aus der Bacchiſchen

Geſchichte, des Bacchiſchen Gottesdienſtes, und des Tanzes: wo nüchterne Seelen wenig Verbindung, viel Uebertriebenes, und alles ungeheuer finden mußten. Und dieſe Bearbeitung, welcher Zeit war ſie am angemeſſenſten? Vermuthlich jener, da die Satyren Poſſenſtücke, die Komödien Satyren, und Oden und Tragödien noch nicht gebohren waren. Vor den regelmäßigen Stücken im ſchönen Styl mußte das große wüſte Unregelmäßige voran gehen.

Und eben dieſem Zeitalter iſt auch die dithyrambiſche Sprache gemäß, die in Worten neu, kühn und unförmlich; in Conſtruktionen verflochten und unregelmäßig war: eine Sprache, wie ſie vor ihrer Ausbildung iſt. Alsdann hat noch jeder Sänger das Recht, neue Worte zu machen, weil man von ihnen noch keine gehörige Anzahl hat; ſie können kühn zuſammengeſetzt ſeyn, weil Form und Lenkung nicht genug beſtimmt iſt. Hingegen eine völlig gebildete Sprache iſt nicht dithyrambiſch, ſondern vernünftig und mit Geſetzen umſchränkt.

So auch das Sylbenmaas: Geſetzlos, wie ihr Tanz und die Töne der Sprache; aber nothwendig deſto polymetriſcher, tönender und abwechſelnder.

So auch die Muſik: Die Phrygiſche Muſik die raſend machte, die Steine belebte, zum Treffen und Siege rief, und Empörungen in der Bruſt anrichtete: die nachher abgeſchafft wurde, weil ſie die Muſik verdarb, die Plato aus ſeinem Staat und Ariſtoteles aus ſeiner Erziehung verbannte — Kurz! die älteſte und roheſte Tonkunſt.

Alles alſo, was zum Διθυραμβωδες gehörte, Inhalt und Form, und Sprache und Muſik und Sylbenmaas trägt Spuren des ſinnlichen Zeitalters mit ſich, wo alles dies, und dies allein bey dem rohen Volke ſeinen Zweck erreichte, und hier iſt die Erklärung des Proklus: Διθυραμβος εϛι κεκινημενος και πολυ το ενθουσιωδες μετα χορειας εμφαινων, εις παθη κατασκευαζομενος, τα μαλιϛα οικεια τȣ θεȣ.

So war der Dithyrambe, ehe er völlig Nachahmung wurde. Als aber die Griechen in ein geſittetes Zeitalter übergingen; ſo ward ihre Religion über das Sinnliche mehr erhoben: ihre Begeiſterung ſank: ihre mehr gebildete Sprache entfernte ſich von dithyrambiſchen Freiheiten: ihr Sylbenmaas ward beſtimmter und gebundener: ihre Muſik Doriſch. Das wahre Διθυραμβωδες war alſo vorbei, und man ſuchte es nachzuahmen. Daher kann Ariſtoteles den Dithyramben unter die nachahmende Poeſie ſetzen, ohne doch dem Plato zu widerſprechen, der das Gegentheil, wiewohl in ganz andrer Verbindung, ſagt. Es blieb noch immer ein feſtliches Vergnügen, ſich in ihre Väterzeiten zurückzuſetzen, und die Sprache, das Sylbenmaas, die Muſik, die Denkart eines oder einiger erlebten Zeitalter zu gebrauchen.

In dieſer mittlern Zeit, da ſich das Dithyrambiſche gemildert hatte, mag es alſo die beſten Gedichte dieſer Art gegeben haben, die daher die Anfangsſtücke verdrängten. Nachher aber trieben die folgenden die Kühnheit immer höher, um ihre Vorgänger

übertreffen zu können; ſie miſchten (nach Platons Zeugniß in ſeiner Republik) alles untereinander: und gingen verloren, weil die damaligen Zeitalter zu ſehr den Geſchmack der Dichtkunſt, den Geiſt der Religion, die Stuffe der Sitten und Sprache verändert hatten.

Daher legten ſich auch, nach der wahrſcheinlichſten Lesart im Cicero, die Römer weit minder (minus) auf die Dithyramben; bei denen der Atys des Catulls nur ein weitläuftiger Verwandte der Dithyrambenkühnheit iſt. Der Himmel der Römer war nicht eigentlich mehr für dieſe Dichtungsart: ihre Religion war geiſtiger und politiſcher: ihr Bacchus lange nicht der mächtige König der Griechen: ja ſelbſt ihre kälteren Adern fühlten nicht mehr ſo ſtark den Blitzſtrahl des Weins: ſie ließen alſo die Reſte der Dithyramben untergehen. Ariſtoteles beſtätigt meine ganze Hypotheſe, durch die wenigen Worte, die er in ſeiner Dichtkunſt vom Dithyramben einmiſcht, in deſſen Stelle die Tragödien getreten ſeyn ſollen.

Sollen wir alſo die Dithyramben zurückfinden? Erſt beantworte man die kleine Frage: Könnten wir denn Dithyramben machen, wenn wir die Griechiſchen noch hätten? Von dieſer Kleinigkeit hängt, wie ich glaube, alles ab; und ein Kenner der Griechen würde darüber den Kopf noch ziemlich ſchütteln. Wo iſt bei uns eine Religion, die Bacchus zum Gott und ſeine Geſänge ehrwürdig, heilig, göttlich macht? Der Griechiſche Dionyſius würde die Trauben unſres Landes, und unſre Dithyramben wegwerfen, und ausrufen: procul profani! Wo iſt bei uns der Geiſt eines Zeitalters,

da eine Bacchiſche Begeiſterung durch Wein und Aberglauben ſinnlich gewiß, oder wenigſtens wahrſcheinlich würde? Die Begeiſterung der Muſe konnte bei einem Griechen ſo mächtig ſeyn, als ſie bei uns oft lächerlich wird, than Jugglers talking to Familiar. — Wo ſind unſere Bacchiſche Gegenſtände, die Heldengeſchichten, die bei den Griechen von Jugend an, durch Unterricht, und Gedichte und Geſänge und Denkmale ihre Seele belebten? Unſere Trinker wird der Rauſch auf ganz andre Gegenſtände führen, als auf eine Mythologie vom Bacchus, die für uns das Große, das Poetiſchwahre, das dem Nationalgeiſt Eigne, und darf ich dazu ſetzen, faſt ganz das Licht der Anſchauung verlohren hat! Wo iſt die Bilderwelt, die Welt voll Leidenſchaften, die Griechenland in ſeiner Jugend um ſich ſahe? Wir wandeln in einer politiſchen Wüſte. Wo iſt die Dithyrambenſprache? Die unſre iſt viel zu philoſophiſch altklug, zu eingeſchränkt unter Geſetze, und zu abgemeſſen, als daß ſie jene neue, unregelmäßige, vielſagende Sprache wagen könnte. Wo die dithyrambiſchen Sylbenmaaße? da unſere Sprache und alle neueren ſelbſt zum Hexameter, noch minder zu den Sylbenmaaßen des Pindars und der Chöre vieltrittig genug iſt und gegen Griechiſche Dithyramben völlig ungelenkig laſſen müßte. Wo ſind denn bei uns die Tänze, die trunknen Bacchusſprünge, an Freudenfeſten? Der Dithyrambe gehörte ja ſowohl zur mimiſchen, als lyriſchen Poeſie: und wie könnten wir ihn alſo nachmachen, da wir die hohe Tanzkunſt der Alten nicht haben, nicht kennen, und ſogar ſelbſt bei allen Nachrichten der Alten, nicht durchgehends begreifen können — Und von ihr bekam er doch Geiſt und Leben.

Aber wenn wir ihn alsdenn blos als eine Sache der Nachahmung betrachteten, bei der wir zwar nicht eben die Urſachen, Zwecke, und Hülfsmittel des Originals hätten, aber doch eine neue, eine beſſere Art der Gedichte bekämen? — Kaum! Dithyramben, nach dem Griechiſchen Geſchmack nachgeahmt, bleiben für uns fremde. Das trunkne Sinnliche, was bei ihnen entzückte, wäre vielleicht für unſre feine und artige Welt ein Aergerniß; das Raſende in ihnen wäre uns allerdings dunkel, verworren und oft unſinnig, weil der Dithyrambiſt, der Weißager und Unſinnige mit zuſammengeſchlungenen Händen zu gehen ſcheinen, und ein elektriſcher Funke nach ihren verſchiedenen Körpern auch unterſchiedene Wirkungen hervorbringt. Ihre Ungebundenheit würde für unſere grammatiſchen und äſthetiſchen Geſetzgeber wider die Regeln ſcheinen: die Einbildungskraft würde der geſunden Vernunft und dem Senscommun unſres lieben Zeitalters Eintrag thun — Vielleicht trug alles dies dazu bei, daß die Dithyramben verloren gingen; und gäbe es Dithyrambenſänger zu unſrer Zeit — wir würden ihnen einen Stier geben, um ihren βοηλατην zu bezahlen und ſie reiſen zu laſſen. Weß aber ſollte der Stier ſeyn, den wir ihm geben? — Des Volks nicht, denn er ſchriebe ja Dithyramben, nicht zu tanzen und mimiſiren; ſondern zu leſen! Der Grammatiker auch nicht; die würden vielmehr wider ihn ſchreien! Der ſchönen Geiſter auch nicht; deren ſchönes Ideal möchte dadurch verletzt werden! Der ernſthaften Kunſtrichter auch nicht — Er mache ſich alſo fertig, ohne Stier nach Hauſe zu reiſen.

Aber wie? er ſinge nach dem Geſchmacke ſeiner Zeit, mit einem kältern Feuer, ohne Gott Bacchus, ohne die dithyrambiſche Kühnheit und Sprache, Deutſche Dithyramben? Deutſche Dithyramben ſind ein Unding, gegen die Griechen betrachtet; und gegen unſre ſchon bekannten Dichtarten nichts neues! Ein ſolcher Dithyrambe nach dem richtigen Geſchmacke unſrer Zeit, ohne Bacchus, ohne Tanz, ohne Begeiſterung, ohne dithyrambiſche Sprache, in eingezognen Sylbenmaaßen, gehört ſo wenig in den Bacchustempel, als jene Geſchenke in den Tempel des Mars nach einem Griechiſchen Sinngedicht: *) „Wer „hing dieſe glänzende Schilde, dieſe Blutloſe Waf„fen, dieſe unverſehrte Helme hier auf? Dem Men„ſchenwürger Mars ſolchen häßlichen Schmuck? Will „ihn nicht jemand aus meinem Tempel werfen? Ich „erröthe ganz! Solche Verzierung gehört in eine „Brautkammer, an den Hof, in die Trinkſäle fei„ger Säufer; nicht an den Altar des Mars! Blu„tige Waffen, zerbrochne Schilde, durchſtochne Hel„me, die ſind mein Vergnügen!" Alsdann ſind ſolche Deutſche Dithyramben nach einem feinen Ideal unſrer Zeit — entweder hohe Oden der Einbildungskraft — oder begeiſterte Trinklieder; ſie mögen ſeyn, wie ſie wollen. Alsdann ſind Uz, Leßing, Weiße, Gerſtenberg in ſeinem Gedicht: Cypern; Schmid in ſeinem Noah, dem Weinerfinder; der Verfaſſer der erſten Cantate zum Scherz und Vergnügen, unſre Dithyrambendichter, oder vielmehr unſre alten Trinkbrüder, die ſich einen willkührlichen Namen geben.

*) ſ. Anthol. 1. B.

Ich verzweifle alſo beinahe an Dithyramben, ſelbſt wenn wir die Griechiſchen hätten — nun aber iſt alles bis auf die wenigen Nachrichten verloren, die nicht einmal einen unterſcheidenden Begriff von ihnen beſtimmen. Ein Scholiaſt hat den andern ausgeſchrieben, denn je weniger man weiß, deſto mehr wiederholt man das wenige und ertappet vielleicht den Dithyrambendichter, ſo wie den Cometen, blos in ſeiner größten Eccentricität. Horaz in ſeiner Ode über Pindar hat ja keine Definition geben wollen, und gewiß daran gar nicht gedacht, daß jemand einmal jedes von ſeinen Worten auffädeln, und ſich aus ſeiner Strophe einen Plan abzirkeln, einen Grundriß abzäunen würde, um in ihm künſtlich zu raſen, nüchtern zu taumeln, bei Waſſer ein regelmäßiges Evan! zu rufen. Die meiſten Poetikenſchreiber halten ſich bei der πολυπλοκια der Worte auf, gleich als wenn dies ein Hauptſtück und nicht eine nothwendige Folge des Dithyrambengeiſtes wäre.

Und überhaupt, da es ſchon eine kalte Begeiſterung iſt, die blos aus Beiſpielen aufgewärmt wird: ſo iſts lächerlich, ſich ohne Beiſpiele, durch Regeln, oder vielmehr ohne Regeln durch kleine Nachrichten, entzücken zu wollen; über Flicknachrichten ſich einen Weg zur Begeiſterung bahnen, aus Lappland über Zembla nach dem Pindus reiſen: da hat der dithyrambiſche Hegeſander recht:

μειρακιεξαπαται, και συλλαβοπευσιλαβηται
Δοξοματαιοσοφοι, ζηταρετησιαδαι.

Genug

Genug von dieſen dithyrambiſchen Anmerkungen. Ich muß hier den Plan eines Freundes verrathen, der zu Chriſtlichen und Deutſchen Dithyramben Riſſe und Verſuche gemacht hatte, die er aus dem Innern unſrer Religion und Nation gezogen, die trunkne Geſänge einer heiligen Religions- und Staatsbegeiſterung ſeyn ſollten. Es erſchienen unvermuthet Dithyramben: die zwar gar nicht in ſeinen Plan fallen, die ihm aber doch Gelegenheit zur Prüfung gaben, und ihm bei ſeinen Arbeiten das nonum prematur in annum riethen. Ich liefere alſo von dieſem Freunde nicht ſeine paradoxen Dithyramben, ſondern ſein Urtheil über die erſchienenen eines Ungenannten: es iſt frei, aber nirgends hinterhaltend.

Das Titelblatt verſpricht uns Dithyramben: die Vorrede verſpricht ſie nur halb: und das Buch ſelbſt liefert gar keine.

Zuerſt: Der Kunſtgriff, uns ſeine Sammlung von Liedern, als ein Ganzes in die Hände zu ſpielen, geht von der Einfalt der alten Dithyrambiſten völlig ab. Und von der Wahrheit ſelbſt: denn ſind dieſe Stücke Theile zum Ganzen, weil ſie auf einander folgen? So iſt ja alles, was ich in einen Band binden laſſe, auch ein Ganzes; aber kein Odenganzes. Ich glaube doch nicht, daß, um einen Sprung zu thun, Sicilien mit Johann Sobiesky und dieſer mit Peter gränzet. Der ſoll mein großer Apoll ſeyn, der mir zwiſchen dieſen Stücken Zuſammenhang nach Zeit, oder Ort, oder Inhalt, oder nach den Geſetzen der Einbildungskraft,

findet. Vermuthlich aber nach den Geſetzen der Einbildungskraft — denn die erſte Dithyrambe ſoll die Begeiſterung wahrſcheinlich machen. Nun! ſo hätte ſie auch an die Jungfer Maria gerichtet ſeyn können, um (alles zugegeben) die folgenden Gegenſtände zu beſingen. Dies wäre noch wenigſtens ein erbaulicher Standpunkt geweſen, um nachher Kirchenſeufzer an die heilige Mutter zu ſchicken — aber jetzt iſt es widerſinnig, daß eine trunkne Mänade an dem Wagen Bacchus jetzt Erdbeben, jetzt eine Entſetzung der Veſtung, jetzt die Schöpfung eines Reichs, jetzt Krieg, jetzt Frieden ſinget, 9 Uhrwerke ablaufen läßt, und alsdann vom Bacchus höflich Abſchied nimmt. Folgt es wohl aus der Begeiſterung des Bacchus, Krieg und Helden, bald dies, bald jenes zu ſingen, was oft gar nicht in den Mund eines Säufers gehört? Die Mänade wird abentheuerlich, die ſich jetzt an den Wagen des Bacchus dränget, den Augenblick am Hebrus und Rhodope, den Augenblick drauf bei Naxos iſt, wo ſie, (die Weitſehende!) Tokay und den Rhein ſieht, wo ſie ſchwärmt, wo ſie ſingen will, hochfahrend, wie die Schwingen der Windsbraut, wo ſie, vom Bacchus begeiſtert, ausruft: hört! und an ihren Begeiſterer und an ſeinen Wagen nachher niemals denkt, kaum an ihn einmal im Vorbeigehen denkt, da er durch einen Zufall eben über Meißens Gebürge ſpazieren fährt, bis ſie ſich ihm endlich empfiehlt und mit ihrer Daphne fortteilt: nun Vater! Bacchus hilf! — eine Mänade mit der Daphne! eine Liebe zwiſchen zwei Mädchen! die gute Mänade muß ſich vor dem Namen eines Bachanten ſchämen.

Kein Ganzes alſo! und noch weniger ein Bacchiſches Ganzes! Das Begeiſterte αμφι μόι ἀναξ der alten Dithyramben, ſchallt nie in unſern Ohren; nie ſingt die Mänade, als wäre ſie am Wagen des Weingotts: gar kein Standpunkt, den die erſte Dithyrambe angeben will, in allen Stücken. Iſt es Bacchus, der da begeiſtert, oder biſt du, liebe Muſe,

Thou that with Ale, or viler Liquors
Didst inspire *Wythers*, *Pryn* and *Vickars*,
And force them, tho' it was in spite
Of Nature and their Stars, to write,
Who, as we find in sullen Writs
And cross-grain'd Works of modern Wits;
With Vanity, Opinion, Want,
The Wonder of the Ignorant,
The Praises of the Author, penn'd
B'himself, or Wit-insuring Friend,
Canst make a Poet, spite of Fate — —

Der Bacchus dieſer Mänade iſt nicht der wahre Bacchus: nicht jener ſchöne Griechiſche Knabe *) „der „die Gränzen des Lebens betritt, bei dem die Re„gung der Wolluſt, wie eine zarte Spitze der Pflan„ze, zu keimen anfängt, der, wie zwiſchen Schlum„mer und Wachen, in einen entzückenden Traum „halb verſenkt, die Bilder deſſelben zu ſammlen „und ſich wahr zu machen anfängt, deſſen Züge „voll Süßigkeit ſind, dem aber die fröhliche Seele „nicht ins Geſicht tritt" — — Dieſer ſchwindelt

*) Winkelm. Geſch. der Kunſt Th. 2.

im Wagen: ihm glüht die Wange: er verſchüttet den Becher: er lacht: er ſchlurft Tropfen! — Ein beſoffner Satyr kann das ſeyn, nicht aber der Griechiſche Bacchus! Ich rathe der Mänade, ihm nicht zu folgen, damit es ihr nicht wie der Rhea gehe, die einen Kriegsknecht ſtatt des Mars umarmte. — Und daß das gute Mädchen ihn wirklich verkannt habe, ſehen wir aus der Dithyrambe: die Himmelsſtürmer! hier, hofften wir, hier wird im Streit Dionyſus eine Hauptperſon machen: wir werden ihn im ganzen Lichte ſehen:

— — Διονυσον εριβρομον, ευαστηρα
Πρωτογονον, διφυη, τριγονον, Βακχειον ανακτα,
Αγριον, αρρητον, κρυφιον, δικερωτα, διμορφον,
Κισσοβρυον, ταυρωπον, αρηιον, ευιον, αγνον,
Ωμαδιον, τριετη, βοτρυφορον, ερνεσιπεπλον.

Hier werden wir, wenn wir ihn mitten im Kampf erblicken, wie ihn die Alten mahlen, nicht ausrufen dürfen, wie jener Schiffer im Homer, *) da er ihn anſahe: „Entweder Zevs iſt er, oder der „Apoll mit dem ſilbernen Bogen, oder Neptun: „denn den ſterblichen Menſchen iſt er nicht ähnlich, „ſondern den Göttern im Olymp!" ſondern als den Allmächtigen, als den Bändiger der Rieſen und Ungeheuer werden wir ihn ſehen, oder, wenn alles

*) Hymne auf Bacchus.

mißglückt, ſo kennen wir wenigſtens ſeinen tapfern Eſel, deſſen Geſchrei diesmal Siegbringend iſt. — So hofften wir, aber alles vergebens! Die Rieſen ſind im Himmel; ſeine Zofe ſieht zu: und ruft endlich mit offnem Munde:

Welch ein Streit, o Liber!
Sind Götter im Kampf mit Göttern!

Bachus ermuntert ſich aus ſeiner Schlaftrunkenheit:* reibt ſich die Augen, will nicht ins Feuer! endlich ſehen wir ihn im Löwenpanzer, (den er vermuthlich lange geſucht haben muß) — aber dem ſchläfrigen Helden zum Glück redet Zevs Gewitter, und Evan erſcheint nicht eher, bis die Feinde weg ſind! — So unnütz iſt er durchgängig: daher frägt die Mänade auch ſo wenig nach ihm, es ſey denn, wenn er einmal Friedrich begegnet, und ausruft: das iſt er, das iſt er! daher giebt ſie ihm auch den Abſchied:

Fahr hin, fahre hin, du Löwenbezwinger,
Fahr hin, ich folge nicht mehr!

Nichts ſchlägt mehr fehl, als wenn man die Bilderreihe, die Folge von Auftritten, verfolgt, die innerlich die Begeiſterung und äußerlich das Auge leiten, die das vollkommene dichteriſche Ganze bilden, was ein Gemählde weit übertrifft, was vom Tonkünſtler Melodie borgt, um ſich zu beleben, was vom hohen mimiſchen Tänzer gleichſam Bewegung annimmt: kurz, was Handlung heißt, das wahre Kennzeichen des Bachiſchen Propheten!

Ich nehme das beſte und einzige dithyrambiſche Sujet in dieſer Sammlung: die Himmelsſtürmer! um dies fortgehende Gemählde aufzuſuchen. Im Anfange gar kein Standort, und kein Geſichtspunkt, den Pindar doch ſeinen verworrenſten Oden ſo ſorgfältig, und wenigſtens am Anfange und Ende einwebt, aus dem er ſie herführt, einigemal zurückleitet und auf dem er ſie krönet.

Mit güldenen Säulen wollen wir,
wie am prächtigen Pallaſte,
den feſterrichteten Eingang ſtützen:
Denn wer ein Werk beginnet,
der mache vortrefflich den Anblick. *)

Machen alle Dithyramben ein Ganzes aus: ſo taumelt die Mänade, nach dem Ende der vorigen Dithyrambe, an Bacchus Wagen: und

o Wunder!
ſie taumelt zurück in die Kindheit der Welt!
entſchlaf'ne Aeonen vorbei.

So fiel jener Gascogner aus dem Fenſter ein Maas von drei Jahren herunter! In die Kindheit der Welt zurücktaumeln! Ob Bacchus mit ſeinem Gefolge nicht ſelbſt in die Kindheit der Welt gehört? Iſt das Standort? Bacchus ſoll ja ſelbſt im Treffen ſeyn: die Mänade ſoll ja den

---

*) Pindar. εἰδ. 6. Olymp.

Sturm ſelbſt ſehen, nicht in Gedanken bis in die Kindheit der Welt zurücktaumeln: ſoll uns nicht etwas aus alten Aeonen erzählen, ſondern vormahlen, ſo vormahlen, daß wir nicht ihr Gemählde, ſondern die Handlung ſelbſt ſehen. So macht es ſchon Pindar der Odendichter — und Pindar der Dithyrambiſt? —

Die Handlung geht an: die Mänade ſieht den Aetna rauchen; beſinnet ſich aber geruhig, daß vormals ein Himmelsſturm geweſen: ſie macht uns alſo davon eine Erzählung, nüchtern, ohne Feuer und Gleichmaas: taumelt zwiſchen dem Präſens und Imperfectum: mahlt bald gegenwärtig, bald aus weiten Aeonen; ganz undithyrambiſch ſchwankt ſie zwiſchen der idealiſchen und ſinnlichen Gegenwart. Jetzt ſieht ſie; der wurzelt den Caucaſus aus; den Augenblick vorher: ich ſah die Himmelsſtürmer! den Augenblick drauf: ſie erthürmten ſich Stufen, ſie keichten, ſie ſchnoben — und plötzlich:

„Welch ein Streit, o Liber!“
Sind Götter im Kampf mit Göttern?
Die Aegis klingt
Und du Lyäus im Löwenpanzer!

Nun kommen wir endlich ins Feld, aber Schade! der Bacchante beſinnt ſich, daß Zevs Gewitter geredet habe, daß die Gebürge gekracht! Plötzlich befällt ihn wieder der Paroxismus: „und ihr, und „ihr? wo ſeyd ihr? — Antwort; ſie heulen ihm „tief im Bauche.“ Elend! wie kann der Bacchante ſeinem Bacchus Triumph zurufen, deſſen große

Thaten er gar nicht geſehen? Hat er das denn in ſeinem Geſange gezeigt, was er nachher aufkreiſcht: Sie waren, ſie kriegten, ſie ſind nicht mehr!

Und dies iſt noch, in Abſicht auf die Oekonomie des μυθος, der beſte Geſang: Leſer! ich bereite dich blos, ſie auch in andern zu ſuchen, und du wirſt ſie ſelten durchgeführt finden zu einem lebenden Ganzen. Sieht wohl die Mänade die Abreiſſung Siciliens? „Silen lehrte es ihr: „jetzt (im J. 1766.) liegt Trinakrien auf ihnen“ mit einem ſolchen Worte verliert die ganze Dithyrambe. Pindar iſt ſeiner Sache gewiſſer: er will darauf vor allen Muſen einen großen Eid thun. *)

Ου φιλονεικος εων
ουτ' ων δυσερις τις αγαν
και μεγαν ορκον ομοσσας
τουτογε οι σαφεως μαρτυρη-
σω· μελιφθογγοι δ'επιτρεψοντι Μοισαι.

Und hat der Bachante wirklich die edle Begeiſterung gefühlt, die ſtets nach der höchſten Blüthe greift, doch ohne Verzerrung des Arms. So wie ſein Bacchus im Parenthyrſus der Trunkenheit ſich als den Lermmacher zeigt: ſo ahmt ſein Prieſter ihm nach, und macht überall ein Geſchrei, das die Kälte erzeugt, die es verjagen ſoll.

*) Pind. Od. 6. Olymp.

Welche Trunkenheit!
Eleleu! welche Trunkenheit!

Iſt dies je die Sprache des Gefühls, der Trunkenheit, die ſich nicht trunken fühlt!

Heiliger Schauer!
Schauer durchwühlet die Bruſt.
Wie ſie ſchwillt!

Wer bricht je in dieſe Worte aus, der, ſich ſelbſt entriſſen, empfindet und ſieht! — Wenn man eine Sammlung unnatürlicher Ausrufungen leſen will, ſo hat man ſie hier zuſammen: bei Krieg und Frieden, bei Helden und Geſchichten! — Nein! immer bleibt es doch wahr: das Feuer der Alten brennt: der Glanz der Neuern blendet höchſtens, oder betrügt im Dunkeln, wie kaltes todtes, aber leuchtendes Holz.

„Alle vortreffliche Dichter ſingen nicht durch „Künſtelei, ſondern durch göttliche Begeiſterung: „wie die Corybanten nicht mit kalter Seele tanzen: „ſo ſingen ſie auch nicht mit kalter Seele; ſondern „ſo bald ſie in die verſchlungenen Labyrinthe der „Harmonie gerathen, ſo raſen ſie, ſchwärmen gleich „den unſinnigen Bacchanten, die in ihrer Begeiſterung Milch und Honig aus Bächen trinken — „Auch die Dichter ſchöpfen aus Honigquellen, und „brechen, wie die Bienen ihren Honig aus Blumen „ſaugen, ihre Geſänge von den grünenden Hügeln „der Muſen. Wahrlich; ein Dichter iſt ein flüchtiges, ein heiliges Geſchöpf, das nicht eher ſingen „kann, bis es, von einem Gott ergriffen, außer

„ſich geſetzt wird. Alsdann ſingt jener Lobgeſänge, „dieſer Dithyramben.“ *) — In der That! ich wollte lieber dieſe wenigen Worte gefühlt, als alle zehn Ditheramben geſungen haben: und doch fand der ſo begeiſterte Sokrates ſich blos tüchtig — Aeſopiſche Fabeln zu ſchreiben: alſo möchte mancher Dithyrambiſt auch in das Feld gehören, mittelmäßige dialogiſche Fabeln zu ſchreiben, aber „vom Verfaſſer „der Dithyramben.“

Aus der Vereinigung der beiden berührten Stücke, der Begeiſterung, die eine Folge von Gemählden leitet, entſpringt das, was man im Pindar als Unordnung bewundert, was man zu ſeinem Schwunge, und den Sprüngen ſeiner Ode rechnet. Es iſt immer ein beſonderer Einfall, **) den Einfall des großen Youngs von ſeiner Höhe abzubrechen, und im Pindar eine Ariſtoteliſche Logik zu ſuchen. Pindars Gang iſt der Schritt der begeiſterten Einbildungskraft, die, was ſie ſiehet, und wie ſie es ſieht, ſingt; aber die Ordnung der philoſophiſchen Methode, oder der Vernunft, iſt der entgegengeſetzte Weg, da man, was man denkt, aus dem, was man ſieht, beweiſet. Dieſe letzte im Pindar zu finden, iſt noch wunderbarer, als die Ordnung, die Rückersfelder und E. Schmid in ihm fanden; ſie aber, wenn ſie auch in Pindariſchen Oden wäre, auf Dithyramben anwenden zu wollen, verunziert viele Stücke,

*) Platons Jo.

**) de logica Pindari: ein Programm von eben dem Verfaſſer.

wo das hiſtoriſche Thema viel zu ſehr durchſchimmert, als das ſtattliche Gebäude zu ſeyn, womit Pindar ſeinen Odenplan vergleicht. Wer auch nur von einigen Pindariſchen Oden ſich ſelbſt völlige Rechenſchaft zu geben weiß: wird das beſtändige Hüpfen und rückweiſe Fliegen unſers Dithyrambenſängers doch nicht mit dem gewaltigen Zuge des Pindariſchen Adlers vergleichen, der ſich nicht auf Noten und Phraſes ſtützt, der nicht zurückſieht, ob man ihn auch erreiche; ſondern

— — er glüht, er glüht,
wenn er zur Sonne zielt, und in ihr Feuer ſieht
mit ſtarkem unverwandten hellen Blicke,
bis er am Thron des Zevs die ſiebenfache Laſt
der Donner mächtig faßt. —

Wenn Pindar ſich von ſeinem Punkte in der Einbildungskraft zu verlieren ſcheint: ſo findet er ſich mit deſto größerem Pomp, hier mit einem allgemeinen hohen Spruche, dort mit einer Anrufung an die Muſe ꝛc. zurück: So fließt ein majeſtätiſcher Strom, reich um Arme auszulaſſen, und ſparſam, ſie wieder an ſich zu ziehen, in ſeinem breiten Bette fort, und wälzt ſich mit hundert Händen brauſend vom Felſen herab, um ſich im Thale zuſammen zu finden: ein großer gewaltiger Strom, der Name ſeiner Gegend; — aber ein Regenguß, der ſich aus den Wolken auf Sand ergoß, zerfließt mit hundert Aeſten ohne Stamm im Sande: er verliert ſich namenlos und iſt nicht mehr.

Und wo iſt des Dithyramben Sylbenmaas? Er ſpielt auf einer Pfeife mit zwei und einem hal-

den Ton: wo iſt die Sprache? Wo verräth er die Freudentöne, die ein allmächtiger Griechiſcher Tanz belebte, der dem Bacchus nacheiferte, der die höchſte Muſik, die ſtärkſte Deklamation, die größte Dichterei vereinigte? — dazu ſind gar keine Gegenſtände und Anlagen, und dem einzigen Johann Sobiesky ſchenken wir ſeinen Tanz.

O Marſyas! ſo wirf die dithyrambiſche Flöte vom Munde, die dich wie den Alcibiades verunziert: erſt lerne von den Griechen Bacchiſche Gegenſtände wählen, dränge dich zu ihren Chören, Feſten und Tänzen: lerne den Vater des Weins, in ſeiner ganzen γενεσις und in ſeinen Thaten kennen: koſte, aus den Dichtern, und aus dem dichteriſchen Plato etwas von dem heiligen Trank der Corybanten; ſtatt dich bei elenden Commentatoren aufzuhalten, die einander ausgeſchrieben, lerne vom Pindar nichts ſterbliches zu ſagen, und prüfe deine Verſuche nachher nach dem, was uns Lucian noch zu guter letzt von den Griechen verrathen hat.

Το διδαξασθαι δε τοι
ειδοτι ραῖτερον. Αγνω-
μον δε, το μη προμαθειν.
Κουφοτεραι γαρ απειρατων φρενες. *)

Ich rufe dies unverdeutſcht dem Verfaſſer zu, dem ich aus vielen Urſachen wünſche, Pindar zu ſeyn:

*) Olymp. Od. 8. p. 216. nach der Schmid. Ausgabe.

theils weil wir ein gemeinſchaftliches verſchrieenes Böotien haben: theils weil in ihm allerdings Genie hervorleuchtet — zwei Urſachen, weswegen Pindar ſeinem Landsmanne zurief: *)

Δοξαν εχω τιν' επι
Γλωσσᾳ ακονας λιγυρας,
α μ'εθελοντα προσελκει
καλλιροοισι πνοαις. Ματρομα-
τωρ εμα Στυμφαλις ευανθης Μετωπα.
Οτρυνον νυν εταιρους
γνωναι τ'επειτ', αρχειον ονειδος αλα-
θεσι λογοις ει φευγωμεν, Βοιωτιαν
υν. Εσσι γαρ αγγελος ορθος
ηυκομων σκυταλα Μοισαν, γλυκυς
κρητηρ αγαφθεγκτων αοιδαν.

Würde ich die Himmelsſtürmer ſingen: ſo ſinge ich an, wo jetzt die Dithyrambe aufhört, bei dem Triumphsliede nach der Schlacht. Hier würde ich, als Bachante, mit meinen Schweſtern, den Mänaden, alle Thaten unſers Königs und ſeines Silens, den Siegsbecher in der Hand, ſo herjauchzen, als Gerſtenberg in ſeinen proſaiſchen Gedichten bei einem Mahle im Himmel die Götter ſingen läßt. Alles müßte Bacchiſch ſeyn: der Nektar, die Urſache des Anfalls, und der Nektar die Folge und

*) Od. 6. Olymp. p. 160. 61.

der Nutzen des Siegs. Den großen Peter würden Mänaden ſingen, die bei dem erſten Bacchusfeſte zu Aſtrakan, die Thaten dieſes Noah, und alsdann auch die ganze Schöpfung Rußlands mit einer vergnügten Redſeligkeit preiſen. Meine Dithyrambe auf den Krieg würde einen Weinberg zum Standort haben: in der Nähe eine Schlacht: Bacchus erſcheint: die Schwerter werden Thyrſusſtäbe, die Berge voll Blut, Hügel mit Strömen von Blut der Trauben. — Die Friedensdithyrambe würde auch anders: und Peter Feodorowitz und Sobiesky und Friedrich auch: Sicilien fiele weg — und im Detail müßte ſich alles ändern, wenn nicht der Titel sine vitulo, ohne den Preis der Dithyramben bleiben ſoll.

Ich beſchließe, da meine Beurtheilung ſchon eine Rhapſodie Pindariſcher Stellen geweſen, für die Leſer, die ſich an ſo viel Griechiſchen Wörtern geärgert, mit einem didaktiſchen Trinkliede, das freilich nicht ſo ſehr vom Trinkliede abweichen möchte, als die Dithyramben von ihren Originalen. Es hat zwar *) „immer eine Schwachheit an ſich, der die „mehreſten unſrer Poeten unterworfen ſind (daher „ſind ſie auch windichte, eitle, junge Menſchen). „Es vertauſcht offenbar den männlichen ernſthaften „Lehrton gegen einen tändelnden;" aber wer kann ſich helfen, es ſagt doch die dithyrambiſche Meynung eines Freundes über Griechiſche Dithyramben.

---

*) ſ. Litt. Br. Th. 21. p. 79.

Dithyramben ſoll ich ſingen,
hier bei Deutſchem Wein?
Nein! hier ſoll kein Griechiſch Lied erklingen,
Deutſcher Vater Bacchus! Nein!

Haben dieſe Trinkpokäle
Dithyrambenmaas?
Und daß ich Geſang des Bacchus wähle,
reichſt du wohl, mein kleines Glas?

Um mich tanzt wohl eine Schöne
Dithyrambentanz?
Und erſängen mir Epodentöne
dieſen Kuß und dieſen Kranz?

O ſo mögen Epheukronen
und ein hagrer Stier,
Alter Pindar! dir Geſänge lohnen;
doch nicht Weiße, Uz und mir.

Deine Dithyrambenkränze
hat die Zeit geraubt. —
Sieh! Entkränzter! ſieh! wie friſch ich glänze
ganz mit Roſenduft umlaubt.

Denn was gehn mich Türkenkrieger — 1)
Himmelsſtürmer 2) an?
Peter 3) pflanzte Wein! — ha! nicht der Sieger,
Er als Noah iſt mein Mann!

---

1) 2) 3) ſ. die Dithyramben.

Daß der **Krieg** 4) die Hölle mehre,
ſeufzt ein Kirchenlied!
Nur daß er auch Berge Wein verheere,
Darauf flucht **mein** heilig Lied!

Immer ſinge Friedrichs 5) Thaten,
braver Grenadier!
Eins nur! den Regierer ſeiner Staaten,
den Champagner, laß er mir.

Immer raſ' auf Pindars Leyer
hohe Dichterwuth!
Mich — mich hitzt des Rheinweins edles Feuer
bis zu eines Trinklieds Glut.

Wenn denn dies mir von den Spröden
Kuß und mehr erzwingt;
Wenn's dann den vom Wein entſchwornen Blöden
zitterndkühn zum Kelchglas bringt:

O ſo könnt ihr raſend machen,
die ihr raſend ſingt —
Laßt uns, Brüder! trinken, ſingen, lachen!
Da mein Lied den Becher ſchwingt!

---

4) 5) ſ. die Dithyramben.

3.

3.

Anakreon und Gleim.

Zwei Vergleichungen ſind mißlungen; aber der Tejiſche Sänger, milder und herablaſſender, macht mich kühn, ihn mit unſerm Anakreon, dem lieblichen Gleim, zu vergleichen. Wir haben mehr Anakreontiſche Dichter, als ihn, wenn wir das Anakreontiſch nennen, was von Liebe und Wein ſinget: wenn wir aber das μελος des Anakreons im Auge behalten, das meiſtens ein klein Gemälde von Liebe und Schönheit enthält: ſo wird man gleich die Liebes- und Weinlieder des Leßings, Weiße, Uz, Hagedorns und ſelbſt einige Gleimiſche als eine beſondere Claſſe Anakreontiſcher Gedichte anſehen. Ich nehme alſo nur von Gleim ſeine zwo erſten Sammlungen, und die ſieben Gedichte nach Anakreons Manier zur Vergleichung. Es iſt eine feine Kritik nöthig, um bei ſolchen liebenswürdigen Kleinigkeiten den Charakter des Sängers zu ertappen; und eine noch feinere, zwei aus ſo verſchiednen Gegenden und Altern zu vergleichen — einigen wird meine Parallele kindiſch vorkommen; aber dieſe einige ſind meiſtens ſolche, die es zu ihrer Beruhigung gar für unnütz halten, über Poſſen zu denken.

Anakreons Bilderchen nähern ſich meiſtens einem kleinen Ideal von Schönheit und Liebe; und wenn ſie dies nicht erreichen wollen, ſo ſieht man ein

ſeines Porträt, nach dem ſchönen Eigenſinn eines Vorfalles oder Gegenſtandes gebildet: ein allerliebſtes Griechiſches Liedchen, das die Gelegenheit charakteriſirt, die es gebar. Die erſte Gattung ſchwingt ſich auf zur feinen Idee der Wolluſt überhaupt; die zweite, die in die Umſtände eines Individualfalls gräbt, nähert ſich der erſten, und wo ſie ihr nachbleibt, giebt ſie ſich eine Art von Beſtimmtheit, Spuren der Menſchlichkeit, die, wie ein Grübchen im Kinn, der Eindruck des Fingers der Liebe, wie das Liſpeln des Alcipiades ſelbſt mit zur Schönheit wird —

Unſere gemeinen Anakreontiſten ſind Fledermäuſe, die in der mittlern Region bleiben, das Ideal nicht erreichen, und bei Andeutung des Vorfalls niedrig werden. Aber Gleim iſt hier der Vergleichung werth: er verſchönert mehr, als die Franzöſiſchen Anakreontiſten, weil er die Reife der Natur blos zu erheben ſucht; nur ſteht er dem Tejer nach. Ein Drittheil ſeiner Liederchen ſind ſchöne Portraite, bei denen der Vorfall durchblickt; zwei Drittheile aber kämpfen zwiſchen dem eignen Ton und der Annäherung zum Griechen: erhaben über die Aehnlichkeit, und noch entfernt vom Allgemeinen. Nun weiß man aber, daß die Griechen ihre guten Urſachen hatten, bei ihren Olympiſchen Bildſäulen lieber auf Schönheit, als Aehnlichkeit zu ſehen.

Daher iſt im Alten mehr Einfalt: Einfalt, die ſein Ganzes gebildet hat, und die ich an Theilen nicht bemerken darf. Im Neuen herrſcht ſie mehr im Detail, und im Ganzen iſt oft, ſtatt der ſchönen Einfalt, Kunſt bemerkbar. Man vergleiche Ana-

kreons Taube und Gleims Möpschen, Gleims Maler und Anakreons Maler, Anakreons Chryſos und Gleims Sünde u. ſ. w. bei nachgebildeten Stücken fällt der Geiſt beider Künſtler in ſeinem Unterſchiede am erſten in die Augen. Der Alte kennet ſich gleichſam minder; der Neuere läßt uns ſein Schönes durch Vorbereitungen und Folgerungen empfinden, und ſchließt oft ein Lied voll Griechiſcher Einfalt, mit einem Franzöſiſch witzigen Einfall, der ein Opfer für unſern witzigen Geſchmack iſt.

Beide Dichter ſind Söhne der Grazie, und Gleims Bild ſteht nicht ohne Bedeutung vor der Winkelmannſchen Abhandlung über die Grazie; allein der Grieche mahlet uns doch mehr eigentlichen Reiz; dieſer öfter Schönheit: jener zeigt den Reiz in Handlung, und die Empfindung in Wirkung; dieſer aber alles mehr in Worten, und Beſchreibung. Daher rührt bei dem Deutſchen der Reichthum an Worten und Wendungen, die die Oberfläche verſchönern; das Erläuternde, das dem Leſer gleichſam helfen will, darüber oft die Kürze verliert, und aus dem Contour weichet. Das ſchöne Stück: der Tod einer Nachtigall, dürfte in allem dieſem leiden; und durchgängig mehr todte Kunſt, als lebende Natur in unſerm Landsmann anzutreffen ſeyn.

So wie Anakreon für einen Griechen durch ſeine kleinen Umſtände Neuheit genug hatte: ſo unterſcheidet ſich der unſrige am meiſten durch einen geiſtigen Reiz, den er vor dem Griechen ſeinen Lie-

dern ertheilet *). Da dieſer Unterſchied nun feiner iſt: ſo fällt auch die Mannigfaltigkeit minder in die Augen, und ſeine gemeinen Nachahmer werden daher ſo bald einförmig, daß man von ihren Stücken ſagen kann, was jener von den Franzoſen behauptet: wer drei kennet, hat ſie alle geſehen.

Ich habe in allgemeinen Beobachtungen geredet, und erwarte von Gleim bei der neuen Ausgabe ſeiner Gedichte vielleicht eine weit beſſere praktiſche Beſtättigung, als ich habe zeigen können: um ihn Anakreon zu nennen. Ich habe dieſen Namen von der Taube des alten Griechen gehört, die ich unvermuthet antraf.

Anakreons Taube.

Woher du, liebe Taube?
Woher, ſo reich an Salben,
in deren Duft du ſchwimmeſt
und ſanft die Flügel ſchlägſt —
Wohin gilt deine Reiſe?

„Du kennſt mich nicht, mehr, Alter!
Anakreons Geſpielin,
die mit ihm trank und lachte,
und ſich aus ſeinen Händen

*) Die Lieder nach dem Anakreon von Gleim ſind nachdem ich dies geſchrieben, erſchienen; ich glaube aber, ſie beſtätigen meinen ganze Parallele ſehr augenſcheinlich, wenn ich ſie als Nachbildungen, nicht Ueberſetzungen betrachte.

die goldnen Körner raubte,
und ſchlief auf ſeiner Leyer,
und vor der Morgenſonne
ihn in den ſchönſten Träumen
Mit ihren Flügeln deckte —
Kennſt du mich noch nicht, Alter?

Ach! ich hab' ihn verlohren!
um deſſen Grab die Amors
und Grazien einen Hain
von Roſ' und Myrth' gepflanzet;
hier hab ich lang und immer
vergebens! meinen Herren
beſeufzet — und gegirret!

Zwar ſchenkte mich Cythere
ſtatt ſeines ſchönen Sperlings
bald einem ihrer Knaben: *)
der gab mir viel zu fliegen,
zu eſſen und zu trinken
und doch mußt' ich entfliehen! —
Und habe lang auf Bergen,
auf Feld und Baum gewohnet,
und mich ſchon alt genähret,
bis mich für meine Treue
Cythere einem zweiten
Anakreon jetzt ſchenket.
Dem hat ſie mich geſchmücket,
dem wieder jung geſalbet,
dem ſchickt ſie dieſes Kränzchen,
der wird mich willig pflegen.

*) Catull.

Nun Wandrer, weißt du alles
von deiner alten Freundin.
Faſt iſt mein Duft verflogen,
faſt machteſt du mich ſchwatzhaft,
wie S.* und P.** Spatzen."

4.
Tyrtäus und der Grenadier.

Aber Gleim gilt bei mir in einem andern Geſichtspunkt noch mehr — er iſt unſer Grenadier. *) Tyrtäus und der Grenadier — ich glaube bei dieſer Vergleichung eine zuverſichtliche Miene annehmen zu können. Jener war das Geſchenk des Orakels für Sparta, wie dieſer für den Ruhm Deutſchlands: ich ſage nicht, für den Ruhm ſeines Heers, weil dieſes vielleicht einen Tyrtäus nicht ſo nöthig hatte, als das muthloſe Sparta. Daß der Deutſche nicht durch ſeine Lieder eben daſſelbe Verdienſt, und eben denſelben Lohn hat erlangen können: liegt nicht an ſeinen Geſängen, ſondern an unſrer unpoetiſchen Zeit, in der man nicht mehr, wie in Griechenland, den Muſen vor der Schlacht opfert. Dort wären ſeine Lieder unter Pauken- und Trompetenſchall erklungen: ſie hätten die Fahnen voll Muth empor geſchwungen, die Schwerdter entblößt, dem Feinde

*) Lit. Br. Th. 17. p. 6. 7.

paniſches Schrecken zugetönt: ſie wären, wie Juſtin es vom Tyrtäus ſagt, hortamenta virtutis, damnorum solatia, belli consilia geweſen: tantum ardorem militibus iniecissent, vt non de salute, sed de sepultura solliciti, tesseras insculptis suis et patrum nominibus, dextro brachio deligarent, vt si omnes aduersum proelium consumsisset, et temporis spatio confusa corporum lineamenta essent, ex indicio titulorum tradi sepulturae possent. — Sie hätten Sparta den Sieg, dem Sänger das ſtolze Bürgerrecht in Sparta, und das noch ſtolzere Geſchenk: die Unſterblichkeit, gegeben. „Wenn Gleim „es hätte dahin bringen können, daß die Kriegeslieder des Preußiſchen Grenadiers in „des gemeinen Soldaten Hände gekommen wären: „ſo müßte er in den Preußiſchen Staaten unter den „Dichtern den erſten Rang nach den erbaulichen haben.“ *) In Abſicht auf ſein Verdienſt; jetzt hat er wenigſtens das Verdienſt um die Ehre ſeiner Nation, daß er Nationalgeſänge geſungen, die keiner unſrer Nachbarn hat, keiner unſrer Nachbarn uns entwenden kann, und die vielleicht mehr als Tyrtäiſch ſind.

Sie ſind Nationalgeſänge: voll des Preußiſchen Patriotismus, ſtützen ſie ſich auf die jedesmaligen Umſtände ihrer Gelegenheit. Der Grenadier redet von großen bekannten Begebenheiten, die

*) Abbt vom Verdienſt p. 367.

jedermann aufmerkſam machen: die heroiſchen Geſinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu ſterben, iſt ſeine einzige Begeiſterung: hier hat einmal ein Deutſcher Dichter über ſein Deutſches Vaterland ächt und brav Deutſch geſungen, ohne an andre Nationen ſein Genie zu verpachten.

Und ſolchen Grenadier hat vielleicht keine Nation von unſern Nachbarn. Ich habe viele Franzöſiſche Gedichte im vorigen Kriege geleſen, die auch den Ton des Patriotismus gegen die Engländer angeſtimmet haben: allein wenn wir viele Grenadiers hätten, —

> So ſchlagen wir ſie mit Geſang
> Wie Friedrich mit dem Schwerdt.

Das Geſpräch mit der Deutſchen Muſe redet hier an meiner Statt gegen die Franzoſen; und von den Engliſchen Dichtern iſt mir in den neuern Zeiten kein Stück bekannt, das ſo viel als die Kriegslieder wiegen ſollte; die alten Ballads nehme ich aus, mit denen wir uns freilich nicht meſſen können.

Und die beſten ſeiner Schönheiten ſind dazu unüberſetzbar.*) Die edle Einfalt, die Deutſche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze ſeiner Bilder, Schwung und Kolorit, alles iſt ſo ſehr in die Laune, und in den Wohllaut unſrer Sprache eingetaucht, daß dieſe wenigen Stücke gleichſam ein Gränzſtein ſeyn kön-

*) Lit. Br. Th. 16. p. 50.

nen, wo unſre Dichtkunſt an Franzoſen und Engländer gränzt. Die Sprache des Grenadiers kann, ohne zu verlieren, weder in Franzöſiſche Proſe noch Poeſie übergetragen werden, und von der Engliſchen Poeſie, die von Beiwörtern und Bildern ſtrozet,*) unterſcheidet ſie ſich eben ſo glücklich. Dieſe Sprache iſt die wahre Deutſche Nationallaune; ihr Deutſche! müßt ihr ſchon nachahmen, ſo ahmt lieber eure Landesleute nach, als fremde Nationen, um lächerlich oder verächtlich zu werden.

Wir haben alſo wirklich einen Tyrtäus, und wenn wir den Plan der Stücke, und einzelne Theile betrachten, noch mehr, als ihn. Plato würde unſerm Landsmann den Titel eines Göttlichen nicht abgeſchlagen haben, und wenn die unwiſſende Zeit ſeine Werke ſo ungerecht verzehren ſollte, als die meiſten des Tyrtäus: ſeine eilf Kriegslieder haben mehr Anrecht auf die Unſterblichkeit, als die Griechiſchen viere.

5.

Theokrit und Geßner.

Von allen Werken des Schweizeriſchen Geßners liebe ich ſeine Idyllen am meiſten, und will ſie mit den Idyllen des Theokrits verglei-

*) Kleiſts Werke, 2ter Th. Proſ. Aufſätze.

chen: ſie verdienen dies mehr, als die Idyllen des Fontenelle und Pope. Ich will den feinen Bemerkungen des Kunſtrichters*) folgen, ſo fern ſie zu meiner Vergleichung gehören, und ſo fern ich ihnen beiſtimmen kann.

„Man kann entweder die Beſchäftigungen „und die Lebensart, oder die Empfindungen und Leidenſchaften der kleinen Geſellſchaften betrachten. Sowohl die Lebensart, als die Empfindungen, können entweder der „Natur gemäß, gleichſam porträtirt, oder „nach dem Ideal verſchönert werden. Hier „iſt in wenig Worten die Beſchreibung von vielerlei „Arten von Gedichten, die alle zu einer Hauptklaſſe „den Landgedichten überhaupt, gehören. 1) Die „Beſchäftigungen von kleinern Geſellſchaften nach „der Natur. 2) Eben dieſelbe nach dem Ideal. „3) Die Empfindungen und Leidenſchaften der kleinern Geſellſchaften nach der Natur. 4) Eben dieſelbe nach dem Ideal. Die erſte iſt das eigentliche „Landgedicht: die zweite kommt mit der Beſchreibung des goldnen Weltalters überein: die dritte „iſt eine Art von Landekloge, die nicht ganz zu verwerfen iſt: die wahre Idylle Theokrits, Virgils und Geßners. Was iſt nunmehr die „Idylle? Nichts als der ſinnlichſte Ausdruck der höchſt verſchönerten Leidenſchaften und Empfindungen ſolcher „Menſchen, die in kleinern Geſellſchaften zuſammen leben.“ **) — Der ſinnreiche

*) Lit. Br. Th. 15. p. 113.

**) p. 124. 125.

D. mag als Beobachter Recht haben, in der Anwendung finde ich einige Bedenklichkeiten.

Zuerſt: Landgedicht, Ekloge und Idylle: der Sache nach mag ihr Unterſchied weſentlich und nothwendig ſeyn; wer aber gibt den Worten den allgemeinen Werth: du ſollſt eben das bedeuten! Unſer Kunſtrichter glaubt mit Schlegel einerlei unter Landgedicht zu verſtehen, und es iſt zwiſchen ihnen doch ein Unterſchied. Schlegel verſteht darunter blos ein Landſchaftsſtück, eine Schilderung der Gegenſtände der Natur; D. meynt ja ſchon Beſchäftigungen darunter, und alſo wirklich Handlung, was jener doch ſchon zur Ekloge rechnet: der Franzoſe verſteht wieder was er will, unter Idylle und Ekloge: wenn auch nur 10 Stücke von Theokrit und Virgil alsdenn noch Eklogen ſeyn könnten; genug, wenn er nur ſeinen Fontenelle behält; ein Deutſcher wirft den Fontenelle heraus, wenn er nur ſeinen Geßner behält — So beſtimmt ein jeder willkührlich, und weil kein geſetzgeberiſcher Ariſtoteles vorgearbeitet hat, ohne Einheit.

Was iſt zu thun? Theokrit, Moſchus und Bion haben Idyllen geliefert: aus ihnen abſtrahire man alſo den Begriff der Idylle. Virgil hat ſeine, Eklogen, genannt; um den Unterſchied der Namen zu beſtimmen, beſtimme man den Unterſchied der Werke. Nun vergleiche man die Neuern mit den Alten: wie ſind ſie von ihnen unterſchieden, um neue Klaſſen zu formiren? Wie viel Gattungen gäbe es, die noch ungebraucht ſind? Und was iſt endlich das Landgedicht überhaupt?

Zuerſt alſo! Wenn es vier Arten von Landge-

dicht gibt, welche iſt die älteſte? Portraite, und ſchlechte Portraite ſind eher, als Ideale, als höchſt verſchönerte Ideale; ſo müſſen auch die erſten Landgedichte geweſen ſeyn. Könnte dies nicht eine Urſache ſeyn, (wenn gegen den Eigenſinn der Zeit noch muthmaßliche Urſachen gelten) warum vor Theokrit alle Länddichter verloren gegangen ſind, warum ſelbſt die meiſten Gedichte ſeines Lehrers, Bions, verloren gegangen ſind: weil ſie vielleicht die Natur noch zu gemein porträtirt haben? Nur Theokrit, ein ſpäter Dichter, wurde der erſte Anfänger einer goldnen Epoche, weil er eben den Zeitpunkt in den Landgedichten erreichte, daß ſeine verſchönerte Natur auch ſeinen Zeitaltern gefallen konnte.

Aber welche Natur hat er verſchönert? Beſchäftigungen? Oder Empfindungen und Leidenſchaften? Der Anfang der Dichtkunſt iſt wahrſcheinlich eher von Leidenſchaften, als bloßen Beſchäftigungen geweſen; dieſe waren theils nicht werth, theils nicht hinreichend genug, um Dichterei hervorzubringen. Dies beſtätigen die älteſten Beiſpiele, und die Kenntniß der erſten Zeiten noch mehr. Erſt Leidenſchaft, dann Empfindung, dann Beſchäftigungen, und endlich todte Malerei: ſo iſt der Gegenſtand der Dichtkunſt nach verſchiedenen Zeitaltern geſunken. Eben derſelbe Schritt, wie aus der Idylle, der Schäferdichterei, eine Ekloge, ein Landgemälde entſtanden, hat eine andere Veränderung zur Parallele, wie aus der Homeriſchen Iliade, eine Aeneide, aus dem ειδος des Pindars, eine Ode des Horaz, aus dem μελος des Anakreons, eine Tändelei Catulls geworden: jene redeten durch Ausdruck

und Handlung, dieſe redeten durch Worte und Schilderungen: jene bewegten durch das, was ſie zeigten, durch Empfindung; bei dieſen kam es ſehr in Betracht, auf was Art ſie es vorzeigten — Kurz! wenn Idylle das Landgedicht iſt, das Leidenſchaften und Empfindungen kleiner Geſellſchaften auf die ſinnlichſte Art ausdrückt, ſo iſt Theokrit ein Idyllendichter, und zwar der vollkommenſte unter allen, die ich kenne.

Aber Empfindungen und Leidenſchaften nach dem Ideal?*) Höchſtverſchönerte Leidenſchaften und Empfindungen? Eine Leidenſchaft, eine Empfindung höchſt verſchönert, hört auf Leidenſchaft, Empfindung zu ſeyn: zweitens, ſie hat keinen ſinnlichen Ausdruck: das höchſte Schöne hat kein Bild. Wir wollen dieſe zwei Urſachen ſehen! Ein Schäfer mit höchſt verſchönerten Empfindungen hört auf, Schäfer zu ſeyn; er wird ein poetiſcher Gott: das iſt nicht mehr ein Land der Erde, ſondern ein Elyſium der Götter: er handelt nicht mehr, ſondern beſchäftigt ſich höchſtens, um ſeine Idealgröße zu zeigen; er wird aus einem Menſchen ein Engel, ſeine Zeit ein gewiſſes Figment der goldnen Zeit. — Und profitirt der Dichter dabei? Ohnmöglich! Uns rührt nichts, was nicht mehr Menſch iſt: Götter, die nicht menſchlich werden, bewundern wir höchſtens mit kalter Bewunderung: ſo entgeht dem Dichter viel von ſeinem Zweck: und noch mehr

*) p. 124. 125.

von der Mannigfaltigkeit ſeiner Charaktere. Wenn ich immer die höchſt verſchönerte Schäferlarve ſehe, ſo verliere ich die Verſchiedenheit menſchlicher Geſichtszüge: dem Dichter entgehen zehn Situationen, dem Leſer zehnerlei Vergnügen. Kurz! aus eben den Urſachen, warum derſelbe Kunſtrichter von der Bühne und aus der Epopee *) das Ideal der Vollkommenheit verbannen will, verbanne ichs aus Arkadien: es ſchafft Unfruchtbarkeit, Einförmigkeit, und ſchränkt die Erfindung ein.

Ich will aber keine Abhandlung über das Schäfergedicht ſchreiben, ſondern nur den Charakter der Theokritſchen und Geßnerſchen Idyllen beſtimmen, und eben dies hat mich ſo weit geführt. Der Kunſtrichter ſagt, „Empfindung und Leidenſchaften nach dem Ideal: das iſt die wahre „Idylle Theokrits, Virgils und Geßners." Wie? dachte ich, alle drei nach einem Ideal? alle drei höchſt verſchönert? Der Kunſtrichter raubt mir mit ſeiner Eintheilung allen Unterſchied, den ich ſo oft zwiſchen allen dreien empfunden, und Empfindung läßt ſich nicht ſogleich rauben.

Die Leidenſchaften, die Theokrit ſeinen Schäfern gibt, ſind durchaus menſchlich, und nach ihren kleinen Geſellſchaften, nach ihrem Zuſtande, nicht aber moraliſch unſchuldig: Daphnis und ſein Mädchen fällt jedem hiebei zuerſt ein: iſt die Liebe der Zauberin zu ihrem Geliebten

*) Lit. Br. Th. 7. und 9.

wohl höchſt verſchönert? Platoniſch vollkommen denkt, empfindet und liebt kein Schäfer in ihm. Er überläßt ſie ihrer Natur, die nach ihrem Zeitalter und nach ihrer Geſellſchaft unſchuldig iſt. Seine Schäferhelden ſind nicht, jenem philoſophiſchen Helden gleich,

> Qui metus omnes et inexorabile fatum
> Subiecit pedibus — —

alsdann wären ſie unerträglich. Seine Liebe wird ſtürmiſch, wird Raſerei bis zum Tode: ſelbſt ſeine Grazien ſind nichts weniger als höchſt verſchönerte Ideale. Aus jeder Idylle muß ich Proben hiervon anführen können, weil ich dies eben für das Charakterſtück derſelben halte.

Der Kunſtrichter verwirret ſich ſelbſt in ſeinem eigenen Gewebe, wenn er auf die niedrigen Züge ſtößt, die die Franzoſen im Theokrit nicht ausſtehen können, und löſet dies Räthſel ſo auf: „weil in der Idylle Leidenſchaften und Em„pfindungen bis auf den höchſten Grad veredelt „werden, ſo thue der Dichter wohl, daß er ihre Le„bensart nicht zugleich mit idealiſiret. *)" Ich glaube, der Dichter thut nicht gar zu wohl dran; denn je höher das eine veredelt wird, deſto mehr muß das andre verekelt werden. Die Lebensart, ſagt er, gehöret nicht mit zu ſeiner Abſicht; allerdings! hat er nicht kurz vorher ſelbſt eine Eklo-

---

*) Lit. Br. Th. 5. p. 134. 135.

genart für die Landbeſchäftigungen ausgemacht: und was ja eine ganze Ekloge abgeben kann, ſollte das als Theil bei dem andern ſo unbeträchtlich ſeyn? Aber durch dieſen Kunſtgriff wird der Leſer aus der Irre der idealiſchen Welt auf die Natur zurückgeführt? leider! ja, aber auch zu dem Seufzer gebracht: warum hat mich der Dichter in die ärgerliche Irre geführt? hätte er nicht dieſen idealiſchen Traum gehabt, alsdann hätten ſeine Charaktere an Mannigfaltigkeit und Beſtimmtheit gewonnen. Der Kunſtrichter ſiehet ſich nach Beiſpielen um, ſeinen Gedanken zu erläutern, und ich — zu widerlegen. Theokrit iſt Beiſpiel genug! Man flechte in irgend eine Geßnerſche Idylle einen Theokritiſchen niedrigen Zug ein; er wird unausſtehlich: im Theokrit aber ohne verwöhnte Ohren nicht. Wie kommt das? „Geßners größtes Verdienſt iſt, daß er die „Schranken der Veredelung ſo genau zu treffen ge„wußt.“ Und Theokrit nicht ſo genau? Und hat doch ſein Ideal höchſt verſchönert? Gehorſamer Diener! Der Kunſtrichter hat ſich blos in das Ideal ſeiner Eintheilung und Erklärung wegen verliebt; ſo bald er ſein Definiren vergißt, bekennt er ſelbſt: *) „Man hat die Empfindungen des Land„mannes verſchönert, dem Ideal näher gebracht, doch „ſo daß ſie ihre Natur nicht ablegen!“ Nun ſind wir ſchon mehr Freunde, doch nicht völlig: wenn das Ideal die höchſte Schönheit bleibt: ſo ſteht Virgil über Theokrit, Geßner über Virgil, und

Fon-

*) p. 134.

Fontenelle über Geßner; und ich rangire umgekehrt.

Das Ideal des Schäfergedichts iſt: wenn man Empfindungen und Leidenſchaften der Menſchen in kleinen Geſellſchaften ſo ſinnlich zeigt, daß wir auf den Augenblick mit ihnen Schäfer werden, und ſo weit verſchönert zeigt, daß wir es den Augenblick werden wollen; kurz bis zur Illuſion und zum höchſten Wohlgefallen erhebt ſich der Zweck der Idylle, nicht aber bis zum Ausdruck der Vollkommenheit, oder zur moraliſchen Beſſerung.

Aus dieſer Bemerkung, die ich anderswo beweiſen will, folgt vieles zu meiner Parallele: je näher ich der Natur bleiben kann, um doch dieſe Illuſion und dies Wohlgefallen zu erreichen; je ſchöner iſt meine Idylle: je mehr ich mich über ſie erheben muß, deſto moraliſcher, deſto feiner, deſto artiger kann ſie werden, aber deſto mehr verliert ſie an poetiſcher Idyllenſchönheit. Dies iſt der Unterſchied zwiſchen Theokrits und Geßners Charakter.

Theokrit ſchildert durchgängig Leidenſchaft; Geßner, um nicht ſeinem Ideal zu nahe zu treten, iſt hierin weit blöder. So wie uns unſer Wohlſtand zu einer Schwäche gebildet, die nur für uns ſchön läßt, ſo ſchmeckte vieles dem Geſchmack der Griechen, was uns zu ſtark iſt. Seine Schäferleidenſchaft bleibt immer mehr ſchleichende Neigung: die weiche, zärtliche Liebe, zu drücken, zu herzen, zu küſſen; dies iſt die Farbe, die man überall ſieht. Amyntas, ein Schäfer, der ſich des

Baums erbarmte, läßt uns, wie Rammler*) ſagt, ſchließen, „was wird nicht ein größerer Vorfall bei ihm wirken?“ ſo ſchließen, glaube ich, kann man im Geßner oft; aber es ſehen? — ſelten!

Theokrit ſchildert kleinere menſchliche Geſellſchaften, nicht „wie ſie der Weltweiſe in der Oeko„nomik moraliſch betrachtet“ **) ſondern wie er ſie als Dichter von ſeiner Zeit abſtrahiren konnte, um ſinnlich zu reizen und zu überreden. Seine Sittlichkeit iſt alſo auch nichts minder als moraliſch, ſondern politiſch, dieſen kleinen Geſellſchaften ſo fern angemeſſen, damit ſie reizen und illudiren. Das ganze goldene Weltalter, in welches die Schweizer die alten Schäfer ſetzen, iſt alſo eine ſchöne Grille: die Griechiſchen Idyllendichter wiſſen von einer vollkommen goldnen Zeit nur im ſeligen Elyſium der Götter, und in der Jugend der Welt, wo die Helden lebten: da ſchöpften die Corybanten aus Milchſtrömen ihre Begeiſterung; aber Theokrits Schäfer ſchöpfen klares Waſſer: ja auch da nicht einmal waren die Helden den ſeligen Göttern gleich: und Theokrits Schäfer ſollten es ſeyn? Iſt Battus, iſt Polyphem, iſt der arme Fiſcher denn in dem glücklichen, reizenden Alter, wie man das goldne mahlt? Aber was gewinnt Theokrit dabei? Er kann wirkliche Sitten ſchildern. Da er ſein Gemählde aus dem Leben porträtirte, und bis auf einen gewiſſen Grad erhöhete; ſo konnte er auch Leben in daſſelbe bringen.

*) ſ. ſeinen Batteux.

**) ſ. Liter. Br. im angef. Theil.

Aber Geßner und die Neuern? Wir, die von dieſem Zeitalter der Natur ſo weit entfernt ſind, daß wir faſt niemals wahre menſchliche Sitten, ſondern politiſche Lebensart erblicken, müſſen entweder einem ganz abgezogenen Ideal folgen, oder, wenn wir unſre Lebensart verfeinern wollen, Artigkeit mahlen. Das letzte that Fontenelle; er, der in ſeiner Nation nichts erblickte, nichts anders erblicken wollte, und endlich ſelbſt an alten Schäfern nichts anders erblicken konnte, ſchilderte, was er ſahe und ſehen wollte: Gewohnheiten und Umgang und Artigkeit und Hofmanieren, die endlich einem Franzoſen gefallen können, aber einem Griechen verächtlich und ekelhaft ſeyn müſſen. Geßner, der von den Griechen ſeine Weisheit erlernt hat und ſeiner Zeit ſie bequemte, nahm ſich alſo ein gewiſſes moraliſches Ideal, und was verliert er dabei? —

Erſtlich die Beſtimmtheit der Charaktere. Seine Schäfer ſind alle unſchuldig, nicht weil die Unſchuld aus ihrer Bildung folgt, ſondern weil ſie im Stande der Unſchuld leben: lauter Schäferlarven, keine Geſichter: Schäfer, nicht Menſchen. Statt zu handeln, beſchäftigen ſie ſich, ſingen und küſſen, trinken und pflanzen Gärten. Worin iſt Geßner glücklicher, als in dieſen Küchen- und Landſchaftsſtücken, wo er die Natur oft als eine Nymphe an ihrem Nachtſchleyer unvermuthet ethaſcht. Geßner iſt hierin noch vortrefflich, und miſcht dieſe Schilderungen nur ein; aber wenn ſeine Nachfolger mittelmäßige Schilderungen zum Haupt-

werk, *) zu ihrem ganzen Geſchäfte machen; ſo weicht dies ja ganz von den Alten ab. Sie mahlen das, worin ihnen der Mahler es zuvor thun kann, nur ſelten, nur als ein Nebenwerk, nur kurz: wenn aber Breitenbauchs Jüdiſche Schäfergedichte nichts als mahlen: ſo — können ſie blos durch die Kunſt des Mahlers ſchätzbar werden, und ſchlägt die fehl — ſo iſt alles verloren.

Die Mannigfaltigkeit leidet bei dieſem Ideal noch mehr. Nicht von innen aus der Seele, ſondern meiſtens nach Umſtänden wird ſie beſtimmt. Geßners Idyllen ſind oft allerliebſte Schäfertändeleyen, hier über ein fliegendes Roſenblatt, dort über einen zerbrochenen Krug, hier über einen Baum, dort über das Schnäbeln der Tauben; hier redet der Vater Menalkas, hier der Sohn Myrtill über ſeinen ſchlummernden Vater; hier der neunzigjährige Palämon: hier der Liebhaber, dort die Schöne; immer aber derſelbe Schäfer, nur in einer andern Situation.

So möchte Geßner gegen Theokrit ſeyn. Ich weiß nicht, ob ich mit Rammler ſagen kann: „er hat im wahren Geiſt des Theokrits gedichtet. „Man findet hier gleiche Süßigkeit, gleiche „Naivetät, gleiche Unſchuld in Sitten." Die Süßigkeit des Griechen iſt noch ein klarer Waſſertrank aus dem Pieriſchen Quell der Muſen; der Trank des Deutſchen iſt verzuckert. Jenes Naivetät iſt eine Tochter der einfältigen Natur; die Naivetät im Geßner iſt von der idealiſchen Kunſt geboren;

*) ſ. Jüd. Schäfergед.

jenes Unſchuld redet in Sitten des Zeitalters; die Unſchuld des Letztern erſtreckt ſich bis auf die Geſinnungen, Neigungen und Worte. Kurz! Theokrit mahlt Leidenſchaften und Empfindungen nach einer verſchönerten Natur: Geßner Empfindungen und Beſchäftigungen nach einem ganz verſchönerten Ideal: Naturſcenen kann ich noch dazu ſetzen; nur Leidenſchaften? nicht ſo leicht. Wo er ſie ſchildern muß z. E. in ſeinem Tode Abels und in ſeinem Daphnis, mißrathen ſie oft: Abel zu fromm: Cain zu übertrieben, und unwahrſcheinlich: Daphnis für die Erde zu himmliſch und für das Reich der Hebe zu irdiſch. Seine Schäferſpiele — man führe ſie auf: und man wird Puppen ſehen: man leſe ſie, und es ſind ergötzende Puppen. Aber ein Schäferſpiel wirklich in Theokritſchem Geiſt, das muß eben ſo wohl rühren, als ein Griechiſches Heldenſpiel.

Ich entziehe Geßner hiemit nichts von ſeinen gerechten Lobſprüchen: ich kann aus Rammlers Batteux mit willigen Fingern hinzuſetzen: „Seine „Erfindungen ſind (im Detail) mannigfaltig: ſeine „Plane regelmäßig: nichts iſt ſchöner als ſein Co„lorit: ſeine Proſe iſt ſo wohlklingend, daß wir „den Theokritſchen Vers nur ſehr wenig vermiſſen." Ich preiſe ihn allen Deutſchen an, von ihm Weisheit im Plan, Schönheit in der Auszierung, die leichteſte Stärke im Ausdruck, und die ſchöne Nachläßigkeit zu lernen, womit er die Natur mahlet.

Aber Theokrit kann er uns nicht ſeyn. Im Geiſt der Idyllen muß er nicht unſer Lehrer,

unſer Original, und noch weniger unſer einziges Original ſeyn! und das aus drei Gründen: Zuerſt würden dadurch blos arme trockne Nachahmungen erzeugt, anſtatt daß aus Theokrit noch neben ihm Originale gebildet werden können, die eine neue und eigenthümliche Art der Verſchönerung nach dem Geſchmacke unſrer Zeit haben können, wenn ſie Genies ſind. Die Natur, der Theokrit näher iſt, kann als eine Mutter mit vielen Brüſten, noch viele Geiſter tränken, und wer trinkt nicht lieber aus der Quelle, als aus einem Bach?

Zweitens: was ein Genie bildet, iſt vorzüglicher im Theokrit: Leidenſchaft, und Empfindung; was uns Geßner zeigen kann, iſt mehr Kunſt und Feinheit: Schilderung und Sprache. Ahmen wir nun blos dem Letztern nach, ſo entſtehet eine peior progenies von Landdichtern, die ewig ſchildern und langweilig ſchwatzen: wie Geßner viele ſolche ſchon hervorgebracht.

Drittens: Da unſere Laune mehr das Denken, als Beobachten iſt: ſo verſäumen wir bei der bloßen Nachahmung der Neuern ſehr leicht das Letzte, und vertiefen uns in idealiſche Träume, ſtatt, wie der Griechiſche Zeuris, wirkliche Naturbilder zu ſtudiren. Zu ſchwach alsdann, das Höchſte zu erfliegen, und zufrieden, wenn wir ſtatt eines Griechiſchen Gefühls lieber Franzöſiſchen leichten Geſchmack haben, bringen wir Mißgeburten zur Welt, die ausſchweifend auf der einen, und ohne Intereſſe auf der andern Seite ſind; unbeſtimmte Mittelarten zwiſchen Engeln und ſinnlichen Geſchöpfen. Aber deſto mehr Liebhaber finden ſie oft: weil ein

frommer lieber Leſer, und ein unreifer, feuriger Jüngling ſie beide umarmen, ob ſie gleich der Kenner verwirft.

Endlich ſchreibt Geßner zwar, gegen einen Athenienſer, Doriſch, aber gegen andere Schweizer, wie Theokrit gegen Pindar: er iſt ein Sohn derſelben Grazie, die den Theokrit ſalbete, und kann ſich in Deutſchland das Lob geben, was ſich der beſcheidene Theokrit gab: ich habe mich nie fremder Muſen bedienet!

6.

Alciphron und Gerſtenberg.

Zwiſchen Alciphron und Gerſtenberg *) kann ich ſagen: ſiehe! hier iſt mehr, als Alciphron. Seine Tändeleyen ſind artige Spiele der Liebe: dieſes ſchön wie ein Kuß, jenes wie ein duftender Blumenſtraus: ein andres, wie das ſchalkhafte Lächeln eines Mädchens: dies, wie ein freundſchaftlicher Händedruck; jenes, wie ein ſüßer Schauder bei der Thräne eines andern: ſie ſchwimmen auf dem Meere des Wohllauts. Wir wollen dieſe Gedichte der Grazie weihen, wie Orpheus ſein neun und fünfzigſtes θυμιαμα; und ihm die Ode des Pindars zueignen, die er dem Aſopichus ſang, einem jungen olympiſchen Sänger, der mit den Charitinnen am ſilbernen Cepheus geboren war.

*) Lit. Br. Th. 2. p. 228.

7.

Sappho und Karſchin.

Die Muſe will, daß ich mit einer Dichterin beſchließen ſoll, die ſich oft, und manchmal am unrechten Ort den Namen Sappho giebt. Ich würde dieſen Frauenzimmereinfall nicht zur männlichen Wahrheit machen: wenn nicht die Beſtimmtheit, mit der ſie auf ſich zeigt, es verriethe; einige ihrer Verehrer haben vielleicht ihre Beſcheidenheit in dieſen ſüßen Träum gewieget.

Wenn man die Gedichte der Mad. Karſchin auch nur als Gemählde der Einbildungskraft betrachtet: ſo haben ſie wegen ihrer vielen originalen Züge mehr Verdienſt um die Erweckung Deutſcher Genies, als viele Oden nach regelmäßigem Schnitt; ich will ihr auch ſo gar mehr einräumen, als ihr die Literaturbriefe geſtatten; *) dem ohngeachtet aber kann ich doch fragen: iſt ſie Sappho?

Nach den zwei Fragmenten, die uns von der Griechin übrig geblieben, würde ich ihren Charakter ohngefähr beſtimmen: „eine Sängerin, die in der „Anordnung ihrer Geſänge, ihrer Bilder „und Worte; in der zarten Glut, die alles „fortſchmilzt und in einer feinen Wahl der „wohlklingendſten Ausdrücke eine zehnte „Muſe geworden.“

*) Lit. Br. Th. 17. p. 123.

Sollte auch in der Anordnung ihrer Geſänge Dionyſius aus Halikarnaſſus mehr gefunden haben, als ſie hineingelegt: ſo ſind doch die Karſchiſchen Gedichte damit nicht zu vergleichen, die ohne Plan im Ganzen, ohne Oekonomie der Bilder, ohne Kenntniß des lyriſchen Perioden, hingeworfene Geburten einer reichen dichteriſchen Einbildungskraft ſind.

Von dem ſanften Sappiſchen Feuer iſt Longin, Catull und alle ihre Erklärer, nur nicht der böſe Phaon, durchdrungen geweſen; und Longin, der Erhalter dieſes Stücks, hat das Kunſtſtück des Baumgartens vortrefflich gewußt, ſeine Regeln vom hohen Empfindungsvollen in ſein Beiſpiel ſelbſt einzuweben; allein die Deutſche Sappho, in ihrem Feuer mehr wild als ſanft, mehr ſtürmiſch als ſchmelzend, dürfte eher in ihren Werken Androgyne ſeyn, als eine zärtliche Freundin der Venus, wie die Griechin war.

Endlich die Wahl ihres Wohlklanges hat den Horaz zum Nachfolger erweckt, aber weit hinter ſich gelaſſen: werden aber wohl Deutſche Horaze unſre Karſchin zum Muſter nehmen wollen? Dürfte die Griechiſche Sappho nicht zu ihr ſagen, was ſie nach einem ihrer Fragmente ihrem Mädchen ſagt: „Du haſt ja nie Roſen gepflückt auf den „Pieriſchen Bergen, wo die Muſen und Grazien „wohnen."

Ich wünſche unſrer Dichterin indeſſen nichts ſo ſehr, als nicht das Gegenbild der Sappho zu ſeyn, in Anordnung, Feuer und Wohlklang; wie es beinahe jetzt iſt: und nichts wünſche ich ihren Gedich-

ten minder, als das Schickſal, das die Sapphiſchen hatten: ſie gingen unter, oder geriethen unter die unerbittliche Verſtümmelung kritiſcher Kipper und Wipper; wie leicht könnten ſich Kunſtrichter des letzten bei den Karſchiſchen Gedichten anmaßen, wenn es die Verfaſſerin nicht ſelbſt thun will?

Wie mag es aber gekommen ſeyn, daß Sappho unterging? Du wirſt vielleicht ſagen: wer kann wider Gott und Novogrod? Allein! ein Kunſtrichter, der vermuthlich Offenbarung gehabt, wird dir dieſen Irrthum benehmen: *) „Korinna und Sappho, „die unmäßig und ausgelaſſen waren, mußten dafür „büßen: ihre Verſe gingen unter, und ihr Name „blieb zwar, doch mit dem ſchandbaren Nachklange, „daß ſie verbuhlte Dirnen geweſen.“

So wenig ich mich darüber einlaſſen will, warum faſt keine Griechiſche Oden zu uns gekommen: ſo wenig wird der Verfaſſer dieſes Urtheils eine Apologie unter folgendem Titel ſchreiben:

„Vertheidigung des gerechten Auto da Fe, „das die Griechiſchen Pfaffen an den ſchandbaren „Liebesliedern des Menanders, Diphilus, „Apollodors, Philemons, Alexis, der „Sappho, Korinna, Anakreons (den „man aber aus Gnade noch verſchonte, weil er „weiſe gelebt hatte), Mimnermus, Bions, „Alcmans, Alcäus, u. ſ. w. heilſam und

*) Lit. Br. Th. 21. p. 75.

„gottſelig verübet, weil die meiſten von ihnen un=
„mäßig und ausgelaſſen gelebt, und den ſchänd=
„lichen Nachklang gelaſſen, daß ſie verbuhlt ge=
„weſen; wogegen man aber die Gedichte des gott=
„ſeligen Nazianzenus chriſtlich und wohl=
„bedächtig eingeführt.“

Hat der Verfaſſer dazu Luſt, ſo wird er dies Verfahren noch mit vielen Beiſpielen rechtfertigen können:

1) Wie chriſtlichfromm jener Eifer geweſen, der alle ſchwarze Statuen zerſchlug, weil ſie Werke des leidigen Teufels waren.

2) Aus welch heilſamen Abſichten die Gothen aus Rom die heidniſchen Bücher wegſchleppten.

3) Welch einen bündigen zweihörnichten Vernunftſchluß jener Kaliphe Omar machte, da er die Alexandriniſche Bibliothek in Brand ſtecken ließ: entweder ſagſt du, was im Koran ſteht, oder — —

4) Und welche feine und genaue Auswahl der Pfarrer zu Mancha mit dem Barbier Niklas anſtellte, ehe die Haushälterin ihres gnädigen Herrn Bibliothek zum Fenſter herausſchickte.

5) Wird um einige kleine Antworten gebeten: ob Livius wegen ſeiner vielen abergläubiſchen Geſchichten meiſtens untergegangen, da hingegen die Priapeia gerettet worden, weil ſie der keuſche Virgil geſammlet hatte? ob der fromme Treſcho mehr Gewalt gegen die Zeit haben wird, als die ſchandbaren Dichter, die von Liebe und Wein ſingen?

Ich wünſche in der That, aus Liebe zu den Literaturbriefen, daß dieſe und einige andere hypochondriſche Einfälle morgen aus meinem Exemplar verſchwunden wären. Hat ſich nicht der Kunſtrichter erinnert, daß man der ſchandbaren Sappho zu Ehren Münzen geſchlagen?

Ich ſchließe meine Parallele: Sieben Statuen habe ich auf Deutſchem Grund und Boden gefunden, als ein ehrlicher Deutſcher ſie gegen die Griechiſchen Antiken geſtellt: Wandrer! urtheile ſelbſt, oder ſchaffe ſelbſt mehrere Bildſäulen her, oder arbeite ſelbſt welche aus. Ich gehe fort, und mit einem zurückgeworfenen Liebesblick ſeufze ich: O ihr Deutſchen Griechen, wenn das Schickſal eurer Urbilder auf euch kommen ſollte, wie viel werden eurer nach 2000 Jahren übrig ſeyn? Wird alsdann noch ein Volk von Deutſchen Antiken wiſſen? Wird ein Richter ſie alsdann noch mit den Griechen vergleichen? Warum will man der lebenden Welt das Urtheil verbieten, da die Nachwelt deſto ſchärfer richten wird?

Beſchluß.

Nachſchrift an den Leſer). Wer die Fortſetzung dieſer Parallele wünſcht; der erwarte im dritten Theil etwas von unſern Römern, Engländern und Franzoſen: und nachdem alle Schulden abgetragen ſind, wollen wir unſer eignes Kapital berechnen, und fragen, wozu wirs anwenden könnten. Der vierte Theil ſoll von der Aeſthetik, Geſchichte und Weltweisheit reden, wenn dieſe weite Materie nicht das Maas eines Theils übergeht. Obgleich meine Fragmente kein Gebäude, ſondern blos Materialien ſind: ſo muß man doch auch die Anführung derſelben zu vollenden ſuchen.

An die Schriftſteller, über die ich geredet). Ob man gleich in Deutſchland noch immer über ſeine Urtheile das Sentiment des Pindars ſetzt: „Wer es wagt von Göttern zu reden, der thue es „mit Ehrfurcht; denn der Seligen einen zu tadeln, „iſt Unſinn:“ ſo habe ich doch das Zutrauen zu denen, die ſich nicht über Mitbürger der Literatur erheben wollen; ſie werden auch ein freies Urtheil auf dem Markte über ſich nicht ungern ſehen. Ich ſage mit dem Achilles im Homer: „mir haben „die Trojaner nichts gethan; nie mein Vieh weggetrieben, nie auf dem fetten und volkreichen „Phthia meine Früchte beſchädigt; denn viel ſchattichte Berge ſind zwiſchen uns, und das wiederſchallende Meer.“ Der ganze Plan meiner Frag-

mente zeigt, daß ich blos von den Hauptgeſtirnen unſrer neuern Literatur reden wollte; die Sterne der fünften Größe mögen eben ſo große Sonnen ſeyn; für uns Erdbewohner aber nicht.

An die Kunſtrichter). Darf ein Verfaſſer ſelbſt den Geſichtspunkt angeben, aus dem er betrachtet ſeyn will: ſo bin ich zufrieden, wenn ich das Genie unſrer Sprache, ihren Zuſtand, die Fehler und Schönheiten unſrer Schriftſteller, und die Mittel, von einander zu lernen, gezeigt; wenn ich zur Kenntniß und Nachbildung der Griechen angemuntert; wenn ich die Gränzen der morgenländiſchen Nachahmung beſtimmt, und für Schriftſteller, Leſer und Kunſtrichter nur etwas nützlich geweſen bin. Zweitens! darf ein Verfaſſer die Kunſtrichter angeben, mit denen er ſich über ſeine Schriften, wie durch ein öffentlich Commerz, gern beſprechen möchte; ſo wünſchte er ſich, ohne andern zu nahe zu treten, vorzüglich das Urtheil eines Michaelis, Moſes, Abbt, Kloz und Rammlers, in der allgemeinen und neuen Bibliothek, in den Actis literar. und Götting. Zeitungen, oder anderswo.

Fragmente
zur
Deutſchen Literatur.

Dritte Sammlung.

Fragmente.

I.

Von der neuern Römiſchen Literatur.

Alle allgemeine Urtheile über die Literatur eines ganzen Landes ſind ſchwer und unſicher. Wo ſoll man ſtehen, um ſie zu überſehen: über ihr, oder in ihrer Sphäre? Ueber ihr: wer kann ſich dahin heben? auſſer der Denkart eines Volks von ihr richtig urtheilen? Wer mag es wagen, die Erde, ſeine Mutter und Nährerin, zu verlaſſen, und mit Flügeln, die uns die Natur nicht gab *), ſich in eine luftige Wolke heraufzuſetzen, um ein kritiſches Meteor vorzuſtellen? — Und iſt man ſelbſt ein Punkt des Kreiſes: wie kann man, wenn man nicht der Mittelpunkt iſt, den ganzen Cirkel überſe-

*) Expertus vacuum Dædalus aera pennis non homini datis.

hen: er vertieft ſich uns in Schatten, die Ausſicht wird ſchief und unvollſtändig: warum? man ſtand ſelbſt in der Reihe, über die man urtheilen wollte: man war ſelbſt nach der Form ſolcher Denkart gebildet: man hätte, wie Archimedes, einen Punkt außer der Welt haben müſſen, um die ganze Welt zu bewegen.

Ein Vernünftiger geht alſo zu ſolchen Betrachtungen über das Allgemeine mit einer Art von Blödigkeit: er gibt ſeine Ausſichten für nichts als Erſcheinungen an: er geberdet ſich nicht wie auf einem Richterthrone in den Wolken des Himmels; er tritt aber auch nicht in eine Höhle, um mit knechtiſcher Bewunderung heraufzublicken: ſonſt können freilich alle ſeine Beobachtungen Geſichte eines verrückten Kopfs ſcheinen.

Aber er bittet ſeine Leſer, als Freunde, auf einen benachbarten Hügel, entdeckt ihnen, was er gewahr wird, befragt ſie um das Urtheil ihrer Augen; ſehen ſie nicht einerlei, ſo wird der Weiſe über dieſe Verſchiedenheit des Anblicks ſich wundern, und das unterſuchen, woher der Irrthum komme: aber ſchlechthin verlachen, oder für Thoren ſchelten, das thun nur die, ſo die Sprache des Kuckus lieben. — Wer je die Wahrheit eines der ſchönſten Bilder aus dem Lukrez erfahren, da er ſein zweites Buch anfängt:

Suaue mari magno turbantibus æquora ventis
E terra magnum alterius ſpectare laborem — —
Suaue etiam belli certamina magna tueri
Per campos inſtructa tua ſine parte pericli:

Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena,
Despicere unde queas alios, paſſimque videre
Errare, atque viam palantes quærere vitæ,
Certare ingenio, contendere nobilitate
Noctes atque dies niti præſtante labore
Ad summas emergere opes, rerumque potiri. — —

Wer dazu gebauet iſt, um die Schönheit, nicht dieſer Beſchreibung, ſondern dieſes Anblicks zu fühlen; dem wird mein erſtes Fragment Gelegenheit geben, über ſeinen Inhalt ſelbſt mehr nachzudenken.

1.

Die Literatur der neuern Zeiten hat ſich im Innern ſo ſehr nach einer lateiniſchen Form gebildet, daß, wenn wir auch, in Deutſchland, auf einige Augenblicke, als Fremde einer andern Zeit und Denkart ſehen wollen, wir dieſe Römiſche Geſtalt nicht verkennen können.

Nehmet den hiſtoriſchen Faden der Weltbegebenheiten, ſo wie er ſich in unſerm engen Geſichtskreiſe fortgeleitet, durchflochten, verwickelt, und endlich halb entwickelt, halb zerriſſen hat: — und nun ſehet! an welchem Ende hat Deutſchland ihn gefaſſet; an welcher Stelle hält es noch bis jetzt? — Leſer! laß die Geſchichte reden: Der feine Griechiſche Geſchmack in Sprache, Wiſſenſchaften, und Künſten, muß erſt un-

ter dem Römiſchen Himmel halb verbleichen, und ſeinen Duft verhauchen: Wahrheit und Schönheit halb verwelkt trauret wie eine ſinkende Blume — und nun kommen Nordiſche Horden, dieſe Blume ganz zu zertreten. Die verdorbne Römiſche Literatur miſcht ſich mit den rohen Begriffen ihrer Ueberwinder: Römer und Barbarn vermiſchen ihre Denkart: ein heiliger Orientaliſch-Helleniſtiſcher Geſchmack kömmt dazu, um ihr eine neue Richtung zu geben. So gähren Griechiſch-Römiſch-Nordiſch-Orientaliſch-Helleniſtiſche Dämpfe ganze Jahrhunderte: ſie brauſen gewaltig auf: die Hefen ſinken endlich langſam, und nun! was iſt ausgegähret? ein neuer moderner Geſchmack in Sprachen, Wiſſenſchaften und Künſten. Habe ich wider die Geſchichte geredet? — Nein! — Und wäre es alſo nicht eine nützliche Bemühung für einen hiſtoriſch-philoſophiſchen Scheidekünſtler, dieſen Geſchmack in ſeine Theile aufzulöſen, und für eine ganze Nation das ſchwere Geſchäfte zu übernehmen: eine Geſchichte des menſchlichen Verſtandes zu liefern — über das ganze menſchliche Geſchlecht? — wer kennet dies? — nur über die Völker, die auf uns einen wirklichen Einfluß gehabt! — und über ihren ganzen Geiſt? Auch nicht! Er forſche nur, wie nach den verſchiednen Wanderungen und Verwandlungen der Geiſt der Literatur ſeine gegenwärtige Geſtalt angenommen. Solch

ein Werk würde den entweiheten Namen: histoire de l'esprit humain wieder adeln.

Uns befremdet dieſe Geſtalt nicht, oder wir werden ſie gar nicht mehr gewahr, da wir ihrer gewohnt ſind: aber was würde ein alter Weiſer aus dem Orient oder Athen in einem großen Theile der Wiſſenſchaften erblicken? Iſt das wunderſame Bild ein Traum, das ich in meiner Einbildung vor mir ſehe, und das auf ſeiner Stirn den Namen trägt: Neuere Literatur der Völker? Es iſt ein großer Coloſſus: ſein Haupt von orientaliſchem Golde, das meinen Blick tödtet, weil es die Strahlen der Sonne zurückwirft: ſeine hochgewölbte Bruſt glänzt von Griechiſchem Silber: ſein Bauch und Schenkel feſtes Römiſches Erz: ſeine Füße aber ſind von nordiſchem Eiſen mit Galliſchem Thon vermengt — ein ungeheures Wunderwerk der Welt: die Anbetung eines Volks, das Geſchöpf langer Jahrhunderte und Geſchlechter: ein prächtiger unabſehbarer Anblick: ſein Haupt raget über die Wolken: mein Auge erhebet ſich kaum bis an ſeine Bruſt, und fällt matt zum Boden zurück: ich falle nieder und bete an! ...

Wer da will, erkläre dieſes Traumbild auch von der ganzen Form unſerer Literatur in Deutſchland: ich eile zu meinem Zweck. — Die alten Deutſchen nannten die Sprache der Römer eine barbariſche, fürchterliche und hochmüthige Sprache, weil das Volk ſie redete, das zum Herrſchen über die Welt gebohren zu ſeyn glaubte. Sie war das unglückliche Werkzeug, das freien Nationen deſpotiſche Geſetze gab: durch ſie machten die Römer zu Geiſeln die Kinder,

und die Väter zu Sklaven: durch ſie und durch die Wiſſenſchaften, die mit ihr eingeführet wurden, wanden ſie tapfern Nationen das Schwerdt aus der Hand, daß ſie den Arm entnervt ſinken ließen, und den Becher der Ueppigkeit annahmen; durch ſie ſuchten die Römer die Haine der deutſchen Tapferkeit, Freiheit und Aufrichtigkeit zu zerſtören, die Bewohner dieſer Wälder in Städte und Schulen zu zwingen, und ſie mit Gelehrſamkeit und Unglück zu beſchenken. Daher ſchauderten die Deutſchen vor dieſer Sprache, und fochten gegen ſie unüberwindlich — arme Helden! tapfre Väter! ihr ſtrittet vergebens: eure Urenkel nahmen endlich dieſe Feſſel der Freiheit, halb gezwungen, halb willig an, als eine Feſſel der Ehre — am Altar!

Wir ſehen dieſe dunkle Zeit oft aus einem viel zu einſeitigen Geſichtspunkt an: Karl der Große wird als ein ruhmwürdiger und verdienſtvoller Monarch angeprieſen, der die Deutſche Sprache und Dichtkunſt geliebt, die lateiniſche Sprache und mit ihr die Wiſſenſchaften, die Religion, und mit ihr das Glück ausgebreitet hätte. — Betrachtet ihn näher, und ſein Verdienſt ſinkt, wenn ſein Ruhm billig pranget: er war ein unglücklicher Mann, der, als ein Geſchöpf von Rom, ein Sohn oder Vater des Pabſtes, ein Eiferer bis zur Menſchenfeindſchaft, ein Vertilger der Bardiſchen Literatur, der Vater eines unglücklichen Geſchlechts, blos eine neue Epoche voll Unruhe, Unheil und nie zu erſtattenden Schadens anfing — und das alles ohne Schuld und meiſtens wider ſeinen Willen.

Mönche und Fränkiſche Prieſterhorden führten,

das Schwerd in der einen, und das Kreuz in der andern Hand, den Götzendienſt des Pabſtes, die ſchlechteſten Trümmern der Römiſchen Wiſſenſchaften und den niedrigſten Gaſſen- und Kloſter-Dialekt der Römiſchen Sprache in Deutſchland ein: drei Schweſtern der Barbarei und des Unglücks, die mit verſchlungenen Händen triumphirend einzogen, und das Joch über eine Nation warfen, der es ſchwer fiel, es zu tragen, die unter allen Ländern Europens am meiſten darunter gelitten und vielleicht noch leidet. Die Lateiniſche Religion lehrte gedankenloſe Hartnäckigkeit im Behaupten, die Lateiniſche Literatur erſtickte den Geiſt, und ſchnitzelte den Geſchmack an Spekulationen und Unſinn, die Mönchsſprache führte ewige Barbarei in der Sprache des Landes ein. — Und dieſe Sündfluth muß viele Jahrhunderte durch in fauler Ruhe ſtehen, bis ſie ſich in das Mark der Literatur einzog, den Geiſt der Nation vergiftete, und in Gelehrſamkeit, Sprache und äuſſerm Zuſtande, der die Form zur Bildung iſt, ewige und unauslöſchbare Eindrücke nachließ. So bildet in dem zarten weiſſen Leim der Toſcaniſchen Marmorbrüche eine faule Sumpfader ewige Figuren: ſie härten ſich, werden polirt, ihnen wird nachgeholfen, und nun findet ein Thor in ihnen weiſe Spiele der Natur, vortreffliche Riſſe der Kunſt, Schönheiten, die zum wirklichen Weſen des Marmors gehören ſollen.

Wie aber? Iſt nicht dies Labyrinth durch die chriſtliche Barbarei immer noch ein Richtſteig geweſen zum Tage, zur Mittagsſonne? Wie? wenn Deutſchland ſeinem natürlichen Fortgange der Kultur überlaſſen geblieben wäre, ſollte es denn durch ſich

ſelbſt, in ſo kurzer Zeit, ſo hoch gekommen ſeyn, als es iſt? Die fremde Zumiſchung von Heſen war eben ein Gährungsmittel, es zu reinigen; hätte es ſich ſelbſt klären ſollen, es ſtünde noch trübe. — „Ich habe ſo wenig Macht, alles dies völlig zu läugnen, als der andre, es völlig zu behaupten. Weißt du denn, ob die Römiſche Barbarei dir, in Betracht der Bardiſchen Barbarei, raubte oder zubrachte; ob ſie mehr niederriß oder beſſer bauete? — Und ſiehe! ſie hat dir alles ſo weit geraubt, daß du nicht einmal urtheilen kannſt: indeſſen beſiehe die einzelnen Ueberbleibſel einiger benachbarten Barbarei, welche der Römiſchen Wuth entronnen ſind: ſo wirſt du vielleicht dieſe Bardiſche Barbarei mit andern Augen anzuſehen anfangen, als du ſie gemeiniglich ſaheſt: du wirſt zweifeln!“

Jetzt denke weiter! Kein größerer Schade kann einer Nation zugefüget werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geiſtes, und ihrer Sprache raubt: überdenke dies, und du wirſt den unerſetzlichen Schaden ſehen. Nun ſuche in Deutſchland. Lies Tacitus: „die Völker Deutſchlands, die ſich durch keine „Vermiſchung mit andern entadelt, ſind eine eigne „unverfälſchte originale Nation, die von ſich ſelbſt „das Urbild iſt. Selbſt die Bildung ihres Körpers „iſt in einer ſo großen Menge Volks noch bei allen „gleich:“ u. ſ. w. Jetzt ſiehe dich um, und ſage: „die Völker Deutſchlands ſind durch die Vermiſchung „mit andern entadelt, haben durch eine langwierige „Knechtſchaft im Denken, ganz ihre Natur verloren: „ſind, da ſie lange Zeit mehr als andre ein tyran-

„niſches Urbild nachgeahmt, unter allen Nationen „Europens am ungleichſten ſich ſelbſt.“ Mit ihren Wäldern iſt ihre Freiheit ausgehauen, den Winden und fremden Sitten ein Durchzug verſchaffet, für Sonnenſtrahlen und fremde Gewächſe Raum gemacht, der Aberglaube erniedrigte die Denkart in den Staub, die ſubtile Spitzfündigkeit gab ihrem Geiſte verunſtaltende Krümmung, die Sprache erlag. Haben wir mehr bekommen, oder aufgeopfert? Das zähle ein Weiſer nach, der den Päbſtiſchen Aberglauben mit der alten rauhen Tugend, die politiſchen Unruhen mit der alten rauhen Stille, den Auskehricht der Mönchsgelehrſamkeit mit der alten Bardiſchen Armuth, die ſogenannte bäuriſche Römiſche Sprache mit der Altdeutſchen zuſammenwägen könnte. Wäre Deutſchland blos von der Hand der Zeit, an dem Faden ſeiner eignen Kultur fortgeleitet: unſtreitig wäre unſere Denkart arm, eingeſchränkt; aber unſerm Boden treu, ein Urbild ihrer ſelbſt, nicht ſo mißgeſtaltet und zerſchlagen.

Wer die Geſchichte kennet, wird die Urſachen wiſſen, warum Deutſchland mehr als andre Nationen in dieſer Päbſtiſchen Barbarei gelitten, und unter den meiſten Völkern ſeine hohe und edle Originaldenkart ſich hat müſſen rauben laſſen: weil ſeine Lage, ſeine politiſche Verfaſſung u. ſ. w. es feſſelte, und ſelbſt bei der Wiederauflebung der Wiſſenſchaften feſſelte. O wäre es in dieſen Zeitpunkten eine Britanniſche Inſel geweſen!

Der Lauf der Dinge, der Wurf der Zufälle iſt freilich nicht zu ändern: wie aber, wenn Europa eine Sklavin von dem Griechiſchen Konſtantinopel

geweſen wäre, ſtatt vom Lateiniſchen Rom? Immer lieber und beſſer in Abſicht auf Religion, Gelehrſamkeit und Sprache. Dieſe Hypotheſe können die überdenken, die da glauben, es ſey nothwendig eine Wolke der Unwiſſenheit dazu nöthig, daß hinter ihr eine Juno entſtehe. Wie? wenn es eine Denkungsart und einen Geſchmack im Allgemeinen gibt, der ſich, trotz aller Umwandelungen der menſchlichen Natur und der Völker der Welt, aufrecht erhält und wieder erhebet: ſo unterſuchet bei dieſer großen ungeheuren Behauptung auch die kleinere Hypotheſe: ob es der Denkart des Ganzen vortheilhafter geweſen wäre, unter Rom oder Griechenland zu dienen?

Sollte es nicht verdienen, daß man dem Leitfaden in den dunkeln Zeiten ſorgfältig nachginge, wie ſich allmählich der alte Geiſt der Deutſchen verloren, und ein neuer Geiſt gebildet habe? — Sollten es nicht die Zeiten der ſchwäbiſchen Kaiſer verdienen, daß man ſie mehr in ihr Licht der Deutſchen Denkart ſetzte? Wir ſind den Schweizern allen Dank ſchuldig, daß ſie durch die Ausgabe einiger Denkmäler dieſes Zeitalters einen etwas hellern Strahl auf die Literarſeite dieſes Jahrhunderts geworfen. — Sollte es nun nicht Friederich der Zweite aus dieſem Hauſe inſonderheit verdienen, daß ein Kenner der mittlern Geſchichte ihn mehr in ſein Licht ſetzte, da er jetzt blos in der Dunkelheit hervorſchimmert. Dieſer Mann, den der Schutzgeiſt Deutſchlands brauchen wollte, um der Wiederherſteller der Griechiſchen und Morgenländiſchen Literatur, der Römiſchen Sprache, der Welt-

weisheit und Naturkunde zu ſeyn, der ſelbſt ein Kenner nach der Gelehrſamkeit und dem Geſchmack ſeines Jahrhunderts war, der aber, ohngeachtet ſeiner Mühe, nichts als der Märtyrer ſeiner Zeit wurde: dieſer ruhmwürdige Kaiſer hat nicht einmal das leidige Verdienſt, von unſrer Zeit als der Morgenſtern eines beſſern Tages in allem ſeinem Lichte betrachtet zu werden. — Die Wolke, die auf dieſer Zeit lag, mußte jeden Keim der Weisheit erſticken; jeder Fromme war Barbar und Knecht, und jeder, der ſich unterſtand, weiſe zu ſeyn, heißt in der Geſchichte ein Dummer und Gottloſer, oder ward gar ein Unglücklicher. — Sollte es alſo Rudolph von Habspurg auch blos aus Unwiſſenheit gethan haben, daß er die Mutterſprache Deutſchlands ſo weit einzuführen ſuchte, als er konnte: — man hätte dies lange vor ihm thun ſollen. — Jedoch ich ſchreibe keine Geſchichte über dieſe Zeit, da Deutſchland an Geiſt und Körper unterdrücket, durch Zwietracht, Unwiſſenheit und Bosheit entnervt, völlig ſeinen Character verlohren.

Non sum, qui bellum Troianum orditur ab ovo;
Semper ad eventum festino.

Es kam endlich der Zeitpunkt, da alles eine neue Bildung bekam, Denkart und Religion, Geſetze und Sitten: es kam die Zeit, da die Gährungen ganzer Jahrhunderte ſich ſenkten, die in Staub geſunknen Nationen ſich erhoben, und ein Land nach dem andern die Finſterniſſe zerſtreuete und ſich zu einem neu aufgehenden Lichte drängte: die Zeit, da die Wiſſenſchaften wieder auflebten, und ſich die

Natur der Menſchen umſchuf. — Darf ich weiter ſchreiben? —

Nein! ich darf nicht: ſo bald ich die Mährchen von goldnen Zeitaltern der Wiſſenſchaften als hiſtoriſche Wahrheiten betrachten muß: ſo bald die herrſchende Meynung unumſtößlicher Grundſatz wird: daß nach einer langen Barbarei ſich auf einmal eine allgemeine, und vollkommene Weisheit hervordränge, daß auf einmal eine Wiederherſtellung möglich ſey, da ganze Nationen ihre ganze Denkart völlig ändern, ein allgemeines Nachdenken die Verirrten aus den tiefſten Wüſten völlig zu der richtigſten Straße nicht hinführe, ſondern durch ein Wunder hinwerfe, daß jede falſche Farbe abgeſtrichen, der falſche Geſchmack völlig umgeſchmolzen, die ganze Bildung umgeſchaffen werde, ſo bald drei glänzende Muſter erſcheinen: kurz! wenn jene wunderbaren Umwandelungen Statt finden, die die Mitternacht zum Mittage machen: — und dieſe glänzenden poetiſchen Mährchen die Merkſtäbe ſind, zu denen man in der Geſchichte des menſchlichen Verſtandes alles hinleitet, und alles ableitet: ſo kann ich nicht ſchreiben.

Fände ich aber einen Leſer, der dieſe wunderbaren plötzlichen Revolutionen unmöglich findet: der mit mir überdenket, wie ſie ihrem Innern nach dem menſchlichen Verſtande und der Analogie aller Begebenheiten zuwider ſeyn; wie ſelbſt die Verderbungen und Sündfluthen über Gelehrſamkeit und Geſchmack, die doch weit eher hinreißen, nicht durchaus auf die letzte Stuffe mit einem mal ſinken, ſondern ſich allmählich neigen, und endlich zuletzt, mit einer

beſchleunigten Kraft, in den Abgrund ſtürzen; wer ſich Zeit nimmt, die Urſache zu überdenken, woher ſo ein plötzlicher Morgenſtrahl uns in entferntern Zeitaltern wie eine Mittagsſonne ſcheine; der wird meine folgenden Anmerkungen nicht ſchlechthin verwerfen, und ſie vielleicht wahr und nützlich finden.

2.

Das weiß man, daß die Griechiſchen Muſen nach Italien flüchteten, daß die Apolls dieſer Muſen die von Medicis, unſterbliche Verdienſte um die Erweckung der Literatur haben, daß von hier aus die Reformation der Wiſſenſchaften in die übrigen Länder ausgegangen. Weiß man nun die Geſchichte dieſes Zeitpunktes genau: ſo prüfe man Folgendes:

Iſts nicht Schade, daß die Wiſſenſchaften ihren Lauf dergeſtalt nahmen, daß ſie ſich ſogleich in eine neurömiſche Kleidung einhüllten, und in dieſer Geſtalt den Völkern erſchienen? Statt, daß man die Alten hätte erwecken ſollen, um ſich nach ihnen zu bilden, und gleich den zarten erſten Eindruck darauf richten ſollen, um von ihnen den Geiſt ſich einhauchen zu laſſen, den man braucht, um nach ſeiner Zeit, und in ſeinem Lande, wahre Größe zu erreichen: ſo blieb man bei der äußern Schale, lernte was die Alten gedacht, ſtatt wie ſie zu denken, lernte die Sprache, in der ſie geſprochen, ſtatt wie ſie ſprechen zu lernen. Man weiß, wie wenig originalen Geiſt man in dieſen übrigens ſehr

verdienten Philologen antrifft: und man muß über die Schwäche des menſchlichen Geiſtes die Achſeln zucken, wenn man ſieht, wie das Denken unter der Laſt der Gelehrſamkeit erliegt, wie die Erfindung ſich bei dem künſtlichen Nachahmen zerſtreuet, und die ſchöne fremde Sprache den Dialekt des Landes zäumet.

Dazu kömmt noch, daß die großen Wiederherſteller der Wiſſenſchaften oft, ſo wie die, die plötzlich voll Bewunderung ſtaunen, und auf das Erſte, das Beſte ihr Auge heften, nicht immer das Wichtigſte durchforſchet, nnd nicht immer den ächten Griechiſchen Geiſt gekoſtet. Uebermannet und betäubt vom Vorurtheile des Anſehens fiel der ermüdete Blick auf Nebenzüge, die da eher verwirrten, als zum Ziele führten. Urtheile, mein Leſer, der du dies Zeitalter kenneſt: wie nutzet Marſilius dem Plato in ſeiner Ueberſetzung und Erläuterung? Hat nicht Politianus den Homer, wie es ſcheint, romaniſiret? Und wenn Poggius ſich mit ſeinem Quintilian; Gaſparion, Valla, Manutius, Bembus u. ſ. w. ſich ſo mit ihrem Cicero umhüllten, daß ſie blos mit ihm dachten, ſahen und ſprachen — gab dies nicht immer dem ganzen Gebäude der Wiederherſtellung eine Römiſche Richtung? Man verſtrickte ſich in gelehrten Geiz zu ſammlen, der ſehr leicht aus dem Gefühle der Armuth und Noth entſpringt, und vergaß, ſich in den Stand zu ſetzen, etwas zu verdienen, weil man vom Raube leben konnte, oder ſich zum Selbſtverdienen zu ſchwach fühlte.

Auf dieſen Fuß gingen die Verbeſſerungen in

die Länder Europens. Der Spaniſche Vives und Sanktius, die Wiederherſteller der Literatur in Frankreich und England; in Deutſchland die Agricola's, Regiomontans u. ſ. w. was waren ſie? Philologen, die in Italien meiſtens gezogen, lateiniſch dachten, und die Wiſſenſchaften, die ſich zur neuen Form gebaren, mit lateiniſchem Waſſer tauften. Die lateiniſche Form hat ſich von dieſem zarten Alter an ſehr erhalten: der Zuſchnitt der Gelehrſamkeit, die Stiftung und Einrichtung der Akademie, die Zunftgeſetze der Literatur, die Schulen und die Bildung im Ganzen ward Römiſch — und iſt es noch.

In Deutſchland hat Luther in dieſem Geſichtspunkte großes Verdienſt. Er iſts, der die deutſche Sprache, einen ſchlafenden Rieſen, aufgewecket und losgebunden: der die ſcholaſtiſche Wortkrämerei, wie jene Wechslertiſche, verſchüttet: er hat durch ſeine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben. Laß es alſo ſeyn, daß ihm der feinſte Pedant, den vielleicht die Welt geſehen, Erasmus, Schuld gab, er thäte der Lateiniſchen Literatur Abbruch — Dieſer Vorwurf bringt ihm keine Schande, und man darf ihn alſo nicht wider die Geſchichte läugnen: denn Lateiniſche Religion, ſcholaſtiſche Gelehrſamkeit und Lateiniſche Mönchs-Sprache waren zu ſehr verwebt in einander.

Das ſeltſame Urtheil des ſeligen Chriſts iſt nur dem erſten Anblick nach ſelten: die Deutſche Sprache habe ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert viel

von ihrer Vortrefflichkeit verlohren. Betrachtet man es näher, und hat wahres Gefühl von der innern Stärke eine Sprache, und vermag die wichtigen Vortheile der ſchwäbiſchen Sänger, und die körnichte Sprache Deutſcher Schriftſteller voriger Zeiten, oder auch nur den Vater Opitz in ſeiner Proſe und Poeſie zu ſchmecken: ſo muß man bei der Rückkehr zu unſrer neueren Sprache, man muß ausrufen: das iſt ganz ander Deutſch! Jenes hat andre Fehler und andre Schönheiten; der Geiſt hat ſich verändert. Alsdann werden freilich die Neulinge unſere junge Mundart loben, und ſie haben Recht; denn unſtreitig iſt ſie geläufiger und runder im Perioden, artiger in Beſtimmung der Wortwürde, und künſtlicher geworden. Aber ein ächter Deutſcher wird ſich aus dieſer rauhen und einfältigen Sprache unendlich viel zurückwünſchen; er wird ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, in dem Kothe der alten Deutſchen Ennius Gold zu ſuchen: er wird alsdann denen fluchen, die uns dieſe Sprache entwandt; er wird dem Eigenſinne des guten Chriſts wenigſtens völlig Recht geben, da er erſt über ihn lachte. Kommet her, ihr ſchönen Geiſter, ihr franzöſirenden Witzlinge, ihr proſaiſch-poetiſchen Stolperer, ihr berühmten Wochenſchriftſteller, ihr gelehrten Weiſen im akademiſchen Paragraphenſtil, ihr erbaulichen Redner im Kanzelſtil, verſucht es doch, aus euren reichen Vorrathskammern ein Buch unſres Jahrhunderts zu ſuchen, das, in Abſicht der Schreibart, die Würde der Bibelüberſetzung des Luthers erreichte. Verſucht es, dieſe arme, veraltete Bibelüberſetzung, über die mancher Neuling am Geſchmack

ſpottet, mit einigen neuern Verbeſſerungen zuſammen zu halten. Leſet Luther, und dann den Wertheimer in ſeinem Paragraphenſtile, mit Wolfiſchen Kunſtausdrücken verbrämt; ihr werdet ſolch einen Unterſchied finden, als zwiſchen dem Griechiſchen Homer und dem Deutſchen Homer, wenn er in der Sammlung alter Reiſebeſchreibungen, als ein reiſender Schulmeiſter, in Paragraphen überſetzt iſt. Uud doch iſt der Wertheimer in ſeiner Vorrede ein wirkliches Muſter der Schreibart: was ſoll man nun ſagen, wenn man Dammiſche Ueberſetzungen, oder akademiſche Paraphraſen lieſet — ich rede hier blos von der Schreibart nach ihrer innern Stärke.

Die Literaturbriefe führten aus Lohenſtein*) ein Muſter des proſaiſchen Styls an: wir könnten aus vielen Schriftſtellern der vorigen Jahrhunderte noch mehr Beiſpiele geben, daß der gute körnichte Vortrag nicht ſo fremde geweſen, als man meynt. Die Deutſche Sprache aber kroch meiſtens unter akademiſchen oder homiletiſchen Feſſeln: ſie hatte keinen Glanz, keine Reinigkeit, aber innere Stärke mangelte ihr nicht. Der ganze Schade war: man ſahe ſie als keine gelehrte Sprache an, denn dazu war allein die Lateiniſche gekrönt: man achtete ſie blos als die Sprache des gemeinen Volks, und unterließ ihre Cultur. Wer dies Jahrhundert kennet, wird mir Recht geben, daß blos die Lateiniſche Spra-

*) Lit. Br. Th. 21. p. 139.

che die unſrige zurückgehalten, weil man bei den gelehrten Zänkereyen, die mit zum herrſchenden Ton des Ganzen gehören, theils der ſcholaſtiſchen Handwerksſprache, theils der ſchönen Lateiniſchen Sprache nöthig hatte. Man gehe die beſten Schriftſteller dieſer Zeit durch: entweder Römiſch- oder akademiſch Latein iſt ihre Mundart: die Mutterſprache ward als eine Mundart der Mütter, der Weiber und der Ungelehrten angeſehen. Iſts nicht eine wahre Schande dieſer Zeit, daß es große und ſchönlateiniſche Schriftſteller dieſer Zeit gibt, die in ihrer Sprache Barbaren waren, daß es Maſorethen der Priſciane gab, die jede Deutſche Zeile lächerlich machten, die die Proſodie Anakreons verbeſſerten, und ihre Sprache in Schlacken ließen: Deutſche Römer, die der genius seculi in ſeiner genealogia criticorum ſo ziemlich herzählet.

Endlich fieng man an, beſchämt von den Nachbarn ringsumher, die Sprache zu beſſern, — aber wie? — als eine gelehrte Sprache, um vielleicht die ſcholaſtiſche Lateiniſche einzuſchränken? Nein! denn das hätte von Akademien geſchehen müſſen, und hier regierte noch Ariſtoteles! — Als eine gelehrte Sprache, um uns, ſtatt des ſchönen Lateiniſchen Styls, einen ſchönen Deutſchen Bücherſtil zu geben? — Das hätte von Schulen aus geſchehen müſſen und da herrſchten noch Römiſche Monarchen! Wie denn? — Großer Gott! als eine politiſche, als eine galante, als eine reimreiche Sprache ſuchte man ſie zu bilden: war das nicht am umgekehrten Ende? Und wer unternahm dieſe Schöpfung zum politiſchen, zum galan-

ten Styl? Etwa Hofleute — nein! treufleißige Schulrektors, Uhſens, und Weiſens, und Hübners. Und wie bildeten ſie ihn galant? Nach Franzoſen, durch eine Sündfluth franzöſiſcher Wörter: nun kamen die Menantes und Talanders und zehn andre Anders: ſo war die Deutſche Sprache von einer andern Seite gemißhandelt.

Gottſched erſchien, und „der hat doch aus „der Sprache gewiß alles Latein und Franzöſiſche ſo „glücklich weggeſchwemmt, daß einem wackern Deut„ſchen kein Lateiniſches Wort mehr in die Feder „kommen muß!“ Ja, das hat er gethan! Er als ein ruhmwürdiger Goldfinder (nach der Bedeutung dieſes Worts im Engliſchen) hat den Stall des Augias mit Herkuliſcher Hand durchwäſſert und gereinigt, und hat mit eben ſo tapferer Hand ſeinen Ruhm an jedes Fenſter des gereinigten Pallaſtes geſchrieben und ſchreiben laſſen: dies iſt ſein Verdienſt — Aber dazu braucht man ja auch blos geſunde Augen und einen guten Kopf, zu ſehen, daß er die Deutſche Sprache viel zu Lateiniſch behandelt, wie Heinze und andre mit Recht angemerkt. Und ſo ward die Deutſche Grammatik wieder nach Lateiniſchem Leiſten: und die Deutſche Sprache das Gegenbild der alten Deutſchen Kernſprache *). Seine Nachfolger, und zum Theil Geg-

*) Zum unſterblichen Ruhm des Hrn. D. Trillers muß ich, damit ich nicht zu den „unbändigen und „gallſüchtigen Mückenſeigern, zu ei„nigen großen und breiten Kunſtrichtern, zu elen-

ner, ſuchten ſie fruchtbar zu machen, wodurch? — Durch Nachforſchen in altdeutſchen Wörtern, in den Zeiten ihrer nervenvollen Stärke, wie es der natürlichſte Weg geweſen wäre, um ihr Charakter auf ihrem Boden zu geben? Nein! denn die langen Lateiniſchen Zeiten hatten dieſe Denkmäler theils weggebracht, theils war die Arbeit zu mühſam: was that man alſo? Man überſetzte: und bildete ſie inſonderheit nach der Franzöſiſchen, durch die ſie freilich unglaublich viel gewonnen, und ſich gebildet, aber nicht zum Urbilde ihrer ſelbſt, wie es hätte ſeyn müſſen, wenn man aus ihren vorigen verlebten Zeitaltern ihr die abgegangenen Kräfte hätte zu erſetzen geſucht.

Unſre Sprache iſt alſo jetzt gebildet und verſchönert, aber nicht zu dem erhabnen gothiſchen Gebäude, das ſie zu Luthers Zeiten, (etwas Mönchsſprache ausgenommen) und noch mehr zu den Zeiten der ſchwäbiſchen Kaiſer war: ſondern zu einem neumodiſchen Gebäude, das mit fremden Zierrathen überladen, bei ſeiner Größe klein und unanſehnlich ins Auge fällt. — Dies be-

---

„den und ſchwindſüchtigen Füchſen, ſondern zu vernünftigen und höflichen Leſern" gehöre, ſeine ſtattlichen Verbeſſerungen des Opitz „nach löblicher chriſtlicher Gewohnheit, edelmüthig" loben, als mit welchen er ſich um den Opitz ſelbſt und deſſen Leſer nach Vermögen verdient zu machen geſucht: wie in ſeiner Vorrede mit mehrerm zu erſehen.

obachten nun am eheſten die, welche unter den Sprachen der Alten wandeln, und dies iſt der Grund, warum die Geßners und Chriſte, und noch neuerlich Heinze*), „über das Neumodiſche und „Glänzende in unſrer Sprache klagen, das durch die „vielen morgenländiſchen, Griechiſchen, Engliſchen „und Franzöſiſchen Redensarten eingeführt würde." Wenn Heinze mehr als Worte verſteht: ſo hat er nicht Unrecht, und ſein Recenſent würde zugeben, daß, wenn allein durch die Aufnahme fremder Bürger ein Staat bevölkert wird, ſo werde dieſe Bevölkerung leicht ſchädlich; denn ſie verdrängen bald die Eingebohrnen, und wenn ſie auch eben nicht neue Geſetze einführen, ſo geht der Charakter des Staats doch verloren.

Aber warum läßt Heinze unter den Ankömmlingen, denen er den Eintritt verſagt, wohlbedächtig die Lateiniſchen Redearten und Wortfügungen aus? Verliert ſich durch ſie nicht das alte reine Deutſche, das er erhalten will? Mehr, als durch alles Vorige: denn das Morgenländiſche iſt ſeit Jahrhunderten mit unſrer Religionsſprache verwebt, und wird ſich nie, dem herrſchenden Tone nach, trennen: das Engliſche iſt mit unſrer Sprache ſehr verwandt: das Franzöſiſche hat ſich mit einem Theile unſrer neuern Cultur herübergetragen; dieſe beiden Stücke ſind alſo auch nicht immer zu trennen; vom Griechiſchen iſt noch wenig angewandt; aber vom

*) Lit Br. Th. 13. p. 118. 119. und Ueberſetzung der Reden des Livius.

Lateiniſchen, das faſt mehr, als alle vorigen Sprachen, vom Genie der unſrigen abgehet, und ihr ſo lange hinderlich geweſen, von ihm hat ſie am meiſten unter dieſen zu beſorgen.

Daher ſchreibt Heinze zwar rein Deutſch; aber auch naiv körnicht Deutſch? — Ich habe ſein Soliloquium: quo consilio genitus sit homo? in ſeinem ſchönen Latein mit Vergnügen geleſen; (ob es ächt Römiſch iſt, kann keiner in unſrer Zeit, ſondern bloß ein Römer beurtheilen.) Aber hätte ein Römer dies Soliloquium geſchrieben, und Heinze es überſetzt: wäre alsdann der ſtarke und nachdrückliche Vortrag erſchienen, der in Spaldings Beſtimmung des Menſchen ſpricht? Wenn ich ſeine Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen kenne, und ein Gefühl von der Eigenheit unſrer Sprache habe: ſo glaube ich dies ſchwerlich.

Der Deutſche Periode iſt gemeiniglich die Klippe derer, die ihre Denkart nach dem Latein gebildet: „denn hier ſind die Genie's beider Sprachen ſehr „verſchieden. Im Deutſchen iſt ein Styl ſchon pe„riodiſch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner „nicht ſo genau dazwiſchen geſtellet, und die Abſätze „ſo gekettet an einander gehänget ſind. Die Römer „mußten dies wegen der Kürze ihrer Worte thun, „wenn ſie nicht in den abgeſchnittenen Styl verfal„len wollten. Im Deutſchen aber, welcher Unter„ſchied! Wenn wir die Perioden nicht ſchleppen „wollen, müſſen wir ſie manchmal trennen: und „wenn wir nicht ganz zurückbleiben wollen, müſſen „wir unſrer Sprache Hülfe geben *)." So ſchlep-

*) Lit. Br. Th. 13. p. 120.

pet ſich in Klotzens Deutſchen Schriftchen der Periode manchmal, und der große Joh. Matth. Geßner empfand dies ſehr wohl, da er in der Vorrede zu ſeinen Deutſchen Schriften hierüber ein ungeheucheltes Bekenntniß abgelegt, das der Beſcheidenheit dieſes Mannes Ehre macht. Das wahre Deutſch unſrer Väter geht auch zu ſehr von dem Latein ab, als daß ſie neben einander ſeyn könnten. Unſre Seele bauet, mit Montagne zu reden, dieſe Stockwerke über einander, und welches ſoll das unterſte von allen, und die Grundlage ſeyn? — Eine fremde, oder die Mutterſprache? — Die letztere ohne Zweifel; oder ſie muß das Joch der Lateiniſchen tragen.

Wenn man nun dieſe Winke verfolgt, und die Geſchichte der Deutſchen Sprache durchgehet: ſollte es ſo gar fremde ſeyn, daß ſie durch die Lateiniſche Sprache gelitten; wenigſtens, daß dieſe jener ein gewaltiges Hinderniß geweſen? —

3.

Aber man blicke etwas weiter: wenn die Lateiniſche Sprache, es ſey die mittlere oder alte, ſogar unſre Bildung feſſelt, ſtatt ſie zu erheben; ja dieſelbe Jahrhunderte durch gefeſſelt hat: ſollte denn der Schade unbedeutend ſeyn?

So bald man es zu einem letzten Zweck macht, Lateiniſch zu lernen, und dieſe an ſich ſo an-

genehme und nützliche Sprache nicht blos als **Mittel** gebraucht, um durch ſie **Geſchichte** zu lernen, in den Geiſt großer Männer zu blicken, und gleichſam das ganze Gebiet einer ausgebildeten vortrefflichen Sprache ſich zu eigen zu machen: ſo wird den Muſen **Latiums** zu viel Raum in den Schulen, und zu viel Antheil an der Erziehung gelaſſen. Ich dehne dies bis auf einzelne Stücke aus: ſo bald die Erklärung eines Autors, oder der Autor ſelbſt, der Jugend nichts als Worte und mechaniſchen Styl zu lernen gibt: ſo bald die Methode eines Lehrers oder die Materie der vorgegebenen Uebungen, auch nur zum **Hauptzweck** hat, die Wahl und Stellung der Worte grammatiſch genau einzuprägen: und wenn ſogar in **dem ganzen Plan** einer Schule oder einer Unterweiſung ein gewiſſer **Lateiniſcher Geiſt** herrſcht, der auf der andern Seite die größten Mängel nach ſich ziehen muß: ſo opfert man der Lateiniſchen Sprache, ſie ſey ſo ſchön und nützlich, als ſie wolle, zu viel auf.*)

Zu viel von Seiten der Jugend. Es iſt gewiß, daß das Gedächtniß unſrer blühenden Jahre allein fähig iſt, Sprachen in ihrem ganzen Umfange zu erlernen; und daß man dieſe Zeit alſo, die zu den nothwendigen Sprachen die einzige iſt, nicht verſäu-

*) Wer von unſern Philologen iſt ein **Geßner**, an Kenntniß und Liebhaberei der Römer? und wie ſehr er den Lateiniſchen Geiſt in unſern Schulen haſſet, das mögen ſeine **kleinen Deutſchen Schriften** beweiſen.

men müſſe. Ich gebe es auch gerne zu, daß jede Methode, die das Gedächtniß in dieſem Frühlinge unfruchtbar und müßig liegen läßt, es auf eine ganze Lebenszeit verderbe, weil es wie ein unbeſater wilder Acker durch unzeitiges Schonen untauglich und ausgemergelt wird (man erlaube mir dies Wort.) Aber das gebe man mir doch auch zu, was ich nur gar zu oft aus Erfahrung gelernt, und nicht genug überdenken kann: daß unſre Seele bei ihrem unendlichen Durſt nach Wahrheiten, doch nie eine unendliche Menge derſelben faſſen kann: daß ſie uns ſehr bald wie ein beſchriebnes Blatt vorkomme, wo man am Rande und zwiſchen die Reihen freilich noch vieles nützliche zuſchreiben kann; aber der ganze Anblick des Blattes iſt beſchrieben; unglücklich! wenn man ſagen muß, es iſt beſchmieret, oder verſchwendet: alsdann läßt freilich der Reſt es zu, zu beſſern und auszuſtreichen; aber im Ganzen iſt der Schade unerſetzlich.

Es iſt eine Wahrheit, die mehr als eines Schulprogramms werth wäre: daß manche Wiſſenſchaft, manche Geſchicklichkeit kein andres Opfer, als die Erſtlinge unſrer Jahre, unſrer Munterkeit und unſrer Begierde, annehmen könne; daß zu gewiſſen Bildern und Begriffen ein gewiſſer erſter Adlersblick nöthig ſey, die man, wenn dieſer fehlt, nachher nie im gehörigen Lichte ſieht, nie mit der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer denket, und im ganzen Umfange umfaſſet. Es kam auf den erſten allmächtigen Eindruck an; iſt dieſer verfehlet, ſo iſt alles verloren: verloren der erſte unerklärliche Scharfſinn, der nie durch Geduld

und Fleiß erſetzt wird: verloren das große innerliche Gefühl eines Bewußtſeyns, daß man das Ganze habe; verloren das Hausherren- und Eigenthums-recht, mit dieſen Begriffen ſchalten und walten zu können; kurz, verloren das, was man Genie nennt. — Nachher kann man freilich viel lernen, aber nicht mehr mit der kühnen und muntern Anwendung auf ſein Ich, daß man es, mit allem Nachdrucke, könnte faſſen nennen: man kann allerdings viel andern nachdenken lernen, allein mit ihnen mitdenken, oder ihnen gar vordenken, wird man niemals mehr: kurz! man wird noch viel wiſſen, aber nicht mit dem Lichte der Anſchauung und Selbſtgefühl, daß dies Wiſſen auch bildete: ein Wort, das in unſrer Erziehung ſo oft genannt, aber wenig durchdacht, und noch weniger ausgeübt wird..

Ich muß dieſe Saamenkörner einer äußerſt wichtigen und reichen Materie nur im Vorbeigehen hinwerfen, und mich zurückfinden. Wenn die lateiniſche Sprache Hauptzweck wird, ſo wird der Blick des Jünglings von allen dieſen Ausſichten abgewandt, und mit dem grammatiſchen Zepter, wie mit einem glühende Eiſen, auf einmal geblendet. Seine Wange wird zu Runzeln eines grammatiſchen Sophiſten gewöhnt: Falten, die er äußerſt ungern annimmt, und die nachher nie völlig und ohne Merkmal verſchwinden können. Die erſte Farbe, die unſrer Denkart aufgetragen wird, verliert ſich nie; wehe uns! wenn ſie uns unangenehm, oder gar verunzierend iſt. Seufzen muß der Menſchenfreund, wenn er ſieht, wie in den Schulen, die mit dem

Namen: Lateiniſche Schulen prangen, die erſte junge Luſt ermüdet, die erſte friſche Kraft zurückgehalten, das Talent in Staub vergraben, das Genie aufgehalten wird, bis es, wie eine gar zu lange zurückgehaltene Feder, ſeine Kraft verliert. Wer ſollte je auf den Gedanken fallen, daß die Methode der Sprachenerziehung für die Jugend paßlich ſey: wenn man ſich nur einmal aus unſrer Denkart hinausſetzt; allein wie ſchwer wirds, ſich da hinaus zu ſetzen? Und dann kann eine Betrachtung, wenn man ſie auch als wahr erkennen ſollte, von Jugend auf eingewurzelte Vorurtheile zerſtören, die den Erziehern zur andern Natur geworden? Kann eine kalte Wahrheit einem fühlloſen Eigenſinne Gefühl geben? Kann ſie Pedantenſeelen ſo ergreifen, daß ſie, wenn ſie ſich auch in allem Lichte zeiget, ihnen auch den Willen einflößt, nach ihr handeln zu wollen; die Kraft einflößt, nach ihr handeln zu können; die Menſchengüte einflößt, wider Gewohnheit und Beiſpiel nach ihr zu handeln? = = Unterdrückte Genies! Märtyrer einer blos Lateiniſchen Erziehung! o könntet ihr alle laut klagen! —

„Was iſt denn aber an Genies gelegen?“ deſto mehr liegt uns an brauchbaren Männern. Zu dieſen wird eine glückliche Temperatur von Gaben und Geſchicklichkeiten erfodert: eine gewiſſe Mittelmäßigkeit, die ſich nicht zu Genies und Geiſtſchöpfern hebet, und nicht zu dummen Dorfteufeln herabſinket: eine mittlere Größe, die eben den Punkt der Nutzbarkeit trifft. Von dieſem Punkt aus werden die Linien zu Realſchulen gezogen, die dieſen Haupt-

zweck haben, brauchbare und tüchtige Männer zu bilden, und den vorigen Plan zum Schattenriſſe ihres ganzen Gebäudes haben: eine gewiſſe Temperatur, die die gemeinſte, brauchbarſte und glücklichſte iſt.

Realſchulen müſſen ſich zuerſt nach den meiſten Subjekten richten; von da können ſie am füglichſten auf beide Seiten auslenken: zu Genies und Blindgebohrnen. Sie müſſen ſich nach den meiſten Zwecken der Brauchbarkeit richten, von denen die meiſten weder ein Maximum noch Minimum fodern, und leiden können. Sie müſſen ſich nach der Mehrheit der Werkzeuge richten, die da bilden ſollen, weil wieder das recht Hohe und recht Tiefe gleich ſelten und gleich unbrauchbar iſt. — Wenn nun dieſe glückliche Miſchung das Meiſterſtück bei Erziehung und Unterricht iſt (wie es einem jeden, der die Welt, die menſchliche Seele kennet, überlaſſen wird zum Nachdenken), ſo kommt alles aus ſeinem Gleichgewichte, wenn wir für Latium erzogen werden, und die Lateiniſche Sprache der herrſchende Ton des Ganzen wird. Die Welt braucht hundert tüchtige Männer und einen Philologen: hundert Stellen, wo Realwiſſenſchaften unentbehrlich ſind; eine, wo eine gelehrte und grammatiſche Kenntniß des alten Roms gefodert wird.

Nun ſchränke ich mich drittens ſo gar auf die Sphäre eines Gelehrten ein; auch in ſeiner Bildung kann der Lateiniſche Geiſt feſſeln, ſo gut als in der Bildung des Genies und brauchbaren Mannes. Ich ſetze hier ſchon wahre Bildung voraus, daß man ihn nicht blos mit den Worten,

den Gebräuchen und Alterthümern; ſondern mit dem Sinn der Römer bekannt mache, und dieſe ihm zum Muſter der Nachahmung vorhalte — ſelbſt hier ſetze ich eine kleine Einſchränkung hinzu. Das iſt doch einmal gewiß, daß die Römer auf einer andern Stufe der Cultur geſtanden, als wir, daß wir ſie in einigen Stücken hinter uns haben, und in andern, wo ſie vor uns ſind, nicht nachahmen können. Die Geſtalt unſrer Literatur hat nicht blos eine andre Farbe, ſondern eine andre Bildung, als die altrömiſche; und es bleibt alſo nicht ſchlechterdings ein Ruhm: dieſer Dichter ſingt wie Horaz, jener Redner ſpricht wie Cicero, dieſer philoſophiſche Dichter iſt ein andrer Lukrez; dieſer Geſchichtſchreiber iſt ein zweiter Livius. Ich ſage: nicht ſchlechterdings! aber das iſt ein großer, ein ſeltener, ein beneidenswerther Ruhm, wenn es heißen kann: ſo hätte Horaz, Cicero, Lukrez, Livius geſchrieben, wenn ſie über dieſen Vorfall, auf dieſer Stufe der Cultur, zu der Zeit, zu dieſen Zwecken, für die Denkart dieſes Volks, in dieſer Sprache geſchrieben hätten.

Das Letzte heißt: einen Alten nachbilden, und ihm nacheifern; das Erſte, ihn kopiren, und ihm nachahmen. Das Erſte iſt leider! ſehr ſelten, weil man dabey das beiderſeitige Genie zweier Sprachen, Denkarten und Zeiten kennen, vergleichen, und ſo brauchen muß, daß keinem Zwang geſchieht. Dieſe Kunſt iſt bildend für das Genie; weil ſie es aber auch ſehr oft unterdrückt; weil die, ſo die Alten in ihrem Glanze kennen, oft auch von ihnen geblendet werden; ſo hat Young in ſeiner

Schrift von Originalwerken *) Recht, daß meiſtens das Leſen der Alten ſchädlich wird; er hat Recht, ohne doch daß das Leſen der Alten auch nur im geringſten Stücke deswegen abzuſchaffen wäre. — Es erfordert noch eine eigne und ſorgfältigere Betrachtung; ob dieſer Schade nicht unter ſo vielen großen Nutzen verſchwinde, ob wir denn Originalköpfe ſo nöthig brauchen, wie fern ſie heut zu Tage möglich und zu hoffen ſind u. ſ. w.

So bald wir aber die Alten loben, anbeten und knechtiſch nachahmen, weil ſie Alte ſind: ſo bald man von ihnen abborget, oder ſie beſtiehlt, weil man alsdann eine neue Antike, oder ein Moderner nach altem Geſchmack wird: ſo iſt die Nachahmung unleidlich: man betrachte dieſen geplünderten Alten als einen Neuern und Fremden: ſo wird man das Zwangvolle ſehen. Und ſtünde der Alte ſelbſt auf, lernte uns kennen, und ſähe dann die Heerde Nachahmer, die ſich um ſeine Urne drängen: — über Gewaltthätigkeit, über Straßenraub würde er ſchreien, und das servum pecus von ſeiner Aſche vertreiben.

*) Ich führe dies Exempel an, weil man den guten Young in Deutſchland förmlich widerlegt hat: ſ. Rambachs Sendſchreiben über die Frage, ob das Leſen der Alten an dem Mangel der Originalſcribenten Schuld ſey.

4.

Meine Meynung von der Deutſch-Lateiniſchen Erziehung überhaupt habe ich geſagt: daß ein Lateiniſcher Geiſt in den Kern der Wiſſenſchaften eingedrungen, läßt ſich, wie ich glaube, von ſelbſt einſehen. Man durchgehe z. E. die Lehrbücher der meiſten Weltweisheiten: man wird eine wiſſenſchaftliche Sprache finden, in welche die Begriffe verwebt ſind.

Ganze Jahrhunderte durch war die Lateiniſche Sprache das einzige vehiculum der Ariſtoteliſch-Scholaſtiſchen Philoſophie: man hat ſie als das allgemeine Band der Gelehrten in allen Ländern Europens angeſehen; ſie hat auch zur lehrenden Sprache der Weltweisheit unter allen Sprachen, die ich kenne, nach der Griechiſchen vielleicht die größten Anrechte, wegen ihrer Kürze, und des Nachdrucks in den philoſophiſchen Kunſtwörtern, über die man nur ſehr langweilig ſpottet: ſie iſt lange im Beſitz dieſer Vorzüge: in ihr hat man die beſten Schriften dieſer Art, und ſie iſt dieſes philoſophiſchen Ranges doch immer ungleich würdiger, als die franzöſiſche, die jetzt neben ihr um den monarchiſchen Zepter der Literatur buhlet.

Aber dieſe lange Regierung hat ihr eben eine Macht über das Innere der Literatur gegeben, die dieſer vielleicht nachtheilig iſt. Ich führe einige Beyſpiele an, und laſſe einen jeden mehr ſuchen. — In der Schuloratorie und Schullogik beſtand, bei vielen Schulen ein Theil der Weisheit darinn, wie man einige rhetoriſche und logiſche Kunſtgriffe, Werkzeuge

und Spielwerke Lateiniſch benennen ſollte, und dieſe Terminologie verſchlingt man oft ſo begierig, als jener Kranke, nach Hudibras Ausdruck, das Recept, ſtatt der darauf geſchriebenen Pillen. Dies bringt jene dürre unfruchtbare Barbarei in die Methode, die ein Lexicon von Namen zu lernen aufgiebt, und die Seele vom Denken zurückhält. Hier haben einige neuere Weltweiſe mit Recht geſagt, wie Sokrates, da er durch einen Jahrmarkt voll Volk ging, zu ſeinem Begleiter: Freund! wie viel können wir entbehren? . . . .

Dazu kömmt zweytens dies, daß eine jede Schule gewiſſe Lieblingswörter ſich gewählet, die ſie als Spaziergänge gebraucht, um die Materie nach Belieben zu betrachten. „Man hat einige Grundfäden, „die zu allen Schriften dienen müſſen, und in die „man nachher nur die veränderten Figuren hinein„wirket." Hieraus entſteht eine gewiſſe Bequemlichkeit im Denken, man könnte freilich von allen Seiten herumgehen, um den Gegenſtand aus allerlei Geſichtspunkten zu betrachten; allein man ſetzt ſich auf dies oder jenes Wort, als eine alte Ruheſtätte, und ſieht — was alle Menſchen vor uns ſahen und nach uns ſehen werden. Oder man ſchichtet ſeine Materi nach gewiſſen alten Eintheilungen, die ſich auf Schulen herunter erben, und ein Joch im Denken auflegen, weil der Zuhörer nicht vor ſich über uns, ſondern mit uns oder uns nach denken ſoll.

Daher entſpringt der dritte Schade, der zu den böſen Krankheiten der Weltweisheit an ihren heim-

lichen Orten gehört: nemlich ein „Lawiſcher Aktien„handel in Worten, da man keine Idee, als nach „dem Werthe der Worte, hat." *) Der Kunſtrichter hält dies faſt für nothwendig, und nennt es **) „äſthetiſch Gewäſch, wo immer Gedanke vom Aus„druck abgeſondert behandelt wird." Er ſieht aber doch dabei eine Schwierigkeit, die er nicht ausdrücken kann. Vielleicht gelingt es mir, ſie kurz und gut darzuſtellen, und wenigſtens die Sache auf beiden Seiten zu betrachten: wie fern es nöthig und nützlich: und wie fern es unnöthig und ſchädlich werde, daß der Gedanke am Ausdruck klebe — eine delicate Materie der philoſophiſchen Sprachkunſt! — Mein Spatziergang entfernt ſich, aber endlich muß er doch in den Weg einſchlagen, den ich verlaſſe.

6.

Alles kömmt auf den Unterſchied an; lernen wir die Sprache, oder erfinden wir ſie uns ſelbſt. Schriebe ich von dem letztern, wie ohngefähr bei den erſten Erfindern habe der Ausdruck am Gedanken kleben müſſen: ſo würde ich einen andern Weg nehmen müſſen, als jetzt, da wir die Sprache lernen. Dort wäre erſt die ganze Zeichenſprache des Menſchen zu erſchöpfen, die Beredſamkeit des Auges und des ſprechenden Antlitzes: die

*) Lit. Br. Th. 17. p. 115. **) p. 114.

unzählige Menge unartikulirter Töne bei einem thieriſchen Menſchen, ſeine mimiſche Sprache, — eine Menge von Sprachmitteln, die an ſich die kräftigſten; die erſten, und auf eine Zeit die einzigen müſſen geweſen ſeyn — ehe der Menſch zur Sprache ſeine Zuflucht nahm.

Uns iſt dieſer ganze Wald ein böhmiſcher Wald: wir verſtehen dieſe Zeichenſprache nicht mehr, denn man läßt uns nicht eine Sprache erfinden, ſondern lehrt ſie uns: man läßt nicht das Thier ſich ſo lange entwickeln, bis es ſich endlich dem Menſchen von ſelbſt nähert: ſondern man erweckt eben Gedanken durch Worte: und dieſe erſten Wörter, die wir lallen, ſind die Grundſteine aller unſrer Erkenntniß. Bei allen ſinnlichen Begriffen, bei den einfachen und Erfahrungsideen verhält ſich „der Ausdruck zum Gedanken, „wie die Haut zum Körper." Man verſuche es, die Methoden der Sprachen in Gedanken umzukehren: alles wobei, wenn wir die Sprache erfänden, der Ausdruck willkührlich wäre, alles dies wird meiſtens, wenn wir die Sprache lernen, unzertrennlich verknüpft. So waren in einer Jüdiſchen Republik die Geſetze, die zur äußern Beſtimmung ihres Staats gehören, und andern willkührlich vorkommen müſſen, drohender und ſchwerer, als die Geſetze des allgemeinen Naturrechts.

Da nun auf dieſem Wege die menſchliche Erkenntniß fortſchreitet, mittelſt Sachen zugleich Worte zu lernen, ſo möchten zweitens alle die Gegenſtände des Lebens, die ich ſinnlich-

klar unterſcheide, ohne mir des unterſcheidenden Merkmals deutlich bewußt zu ſeyn, noch den Gedanken mit dem Ausdruck paaren. Wer kann ſich in der Sprache des gemeinen Lebens über alle Gegenſtände, mit denen er durch die Erziehung vertraut geworden iſt, geläufiger und treffender ausdrücken, als der gemeine Mann von gutem geſunden Verſtande? Aber nun verſucht bei ihm den Gedanken vom Ausdruck zu ſondern: ihr verſtehet das Wort nicht, er ſoll euch ſeinen Begriff durch andre Worte erklären (ich meyne nicht ſinnliche Zeichen) ſo iſt für ihn keine größere Mühe in der Welt; und für euch wirds ein lächerlicher Auftritt ſeyn, einen Worterklärenden Bauer zu ſehen: ſeine Seele und ſeine Sprache ſind zwo Schweſtern, in Geſellſchaft erzogen, zu einander gewöhnt, und unabtrennbarer, als Julie und Clare für den philoſophirenden St. Preux, wenn er mit der einen allein buhlen wollte.

Drittens, die feinere Sprache des Umganges macht zwar die Zunge freier, und bindet ſie mehr vom Gedanken los (ich meyne hier nicht moraliſch, ſondern pſychologiſch), daß ſie ſich zum Vernünfteln bildet. In dem großen Reichthume von Ausdrücken über „die Vorfallenheiten des Lebens, über Dinge, „wobei abſtrakte Unterſuchungen wegfallen,“ wechſeln wir mit Worten, wie mit Geldſtücken: jedes ſoll ſeinen beſtimmten Werth haben: aber ob es ihn hat, und ob der andre weiß, wie viel es haben ſoll; das iſt eine ganz andre Frage. Ein Frauenzimmer, das gut, nicht aber gelehrt,

erzogen iſt, wird über Dinge, die in ihrer Sphäre ſind, mit einer Geläufigkeit, ungekünſtelten Beſtimmtheit, und naiven Schönheit ſprechen, daß ſie gefällt; kömmt aber ein Schulgelehrter, der ihre Worte wägen will, ſo wird ſie ſchüchtern werden; will er philoſophiſche Erklärungen und Beſtimmungen; ſo wird ſie ſtammeln — nochmals ſtammeln, und endlich daſſelbe Wort wiederholen; will er jetzt aber grammatiſche Zierlichkeiten lehren, wie ſie beſſer hätte ſagen können, ſo wird ſie ſich loswinden, und ihn von weitem anhören:

als ob der graduirte Mann
mit einem Zauberfluche
ſie zu beſchwören ſuche.

Man erlaube mir hier ein Wort dazwiſchen von dieſer ſinnlichen Sprache. Der Weltweiſe darf nicht auf ſie ſchimpfen, und mit hoher Miene einen Zaun zwiſchen der gemeinen, äſthetiſchen und gelehrten *) Sprache machen: drei Wörter, die für mich immer unbegreiflich geweſen, wenn man ſie neben einander ſtellet. Sie laufen in einander, ihre Zirkel durchſchneiden ſich, und ſie haben ganz und gar nicht einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt; jede ihren Zweck, jede ihre ausſchließenden Schönheiten und Fehler: die Sprache des gemeinen Lebens die ihrigen, die philoſophiſche Sprache die

*) ſ. Meiers gelehrte Sprache. Lit. Br. Th. 17. p. 111.

übrigen, die höchſte Dichterſprache die ihrigen. Sich alſo einen Ton auf Koſten eines ganz unſchuldigen Fremdlinges geben, der unter eine andere Obrigkeit gehöret, iſt widerrechtlich: und ein gelehrtes Gehege ziehen, worin blos eine gelehrte Sprache gilt, die nach lateiniſchen Ausdrücken deutſch gemodelt iſt, wird oft lächerlich. Der Erfinder der Aeſthetik, Baumgarten, vermuthete es vielleicht nicht, daß einige ſeiner Lieblingswörter und Eintheilungen bei ſeinen Nachfolgern Wortſchranken werden ſollten, wie z. E. ſeine Horizonte der Erkenntniß, Reichthum, Wahrheit, Größe, Licht, Gewißheit, Leben der Begriffe u. ſ. w.

Eine Anwendung des Geſagten kömmt hier vielleicht zu rechter Zeit. Wenn der ganze Schatz menſchlicher Begriffe durch Worte geſammlet wird: wenn in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens Gedanke am Ausdruck klebt: wenn ſelbſt in der Sprache des Umganges nicht eben häufig die Idee ohne Wort gedacht wird — wie muß der Vortrag ſeyn, der ſich in dieſe Sphäre paſſen ſoll? Unmöglich anders als in Worten, die dieſer Mundart geläufig ſind.

Alle Bücher, die in der Welt von Gegenſtänden, Verrichtungen und Vorfällen zu Hauſe gehören, in welcher der gemeine Mann lebt, können ſich nicht in einer neuen Sprache brüſten, oder ſie werden lächerlich, unverſtändlich und unnütz. — Wenn jene Fruchtbringende Geſellſchaft der Katze und dem Schornſteine neue Namen geben wollte: ſo war ſie am Kopfe krank, und mancher Klügling hat ſich über ihre Krankheit beinahe ſelbſt krank gelacht.

Aber wenn Halle über Künſte und Handwerke eine neue Sprache redet: mit äſthetiſchen Umſchreibungen und galanten Umſchweifen uns eine wächſerne Naſe drehet: wenn er die Geſchichte der Thiere nicht wie ein Lehrer der einfaltigen Natur uns erzählet, ſondern mit artigen und feinen Männchen uns bald dies, bald das, als ein Schattenſpiel an der Wand zeigt, damit wir ja die Brillanten an ſeinen Fingern ſehen ſollen: ſo iſt das ein ſchöner Schriftſteller von Geſchmack. — Ferner: wenn im gemeinen Leben eine Großtante nach der alten Welt höflich zu ſprechen glaubt, wenn ſie ſagt: meine Füße mit Reſpekt zu ſagen! oder die Straße iſt salua venia unrein! ſo lachen wir über die gute Frau. Aber darüber lachen wir nicht, wenn ein Schulgelehrter für einem Barbarismus zittert; wenn er vor jedes zweideutige Wort, vt ita dicam etc. ſetzt: wenn er in der Naturlehre der Erfahrungen undeutlich umſchreibt, um nur zierlich thun zu können. — Möchten doch Schriftſteller dieſer Art bedenken, worüber ſie ſchrieben, daß hier das Wort den Gedanken, nicht der Gedanke das Wort erzeuge.

Zweitens: Ueberall wo ich zum gemeinen Mann rede: (ich meyne hier jeden, der kein Büchergelehrter iſt) muß ich in ſeiner Sprache reden, und ihn zu meiner Sprache nur allmählich gewöhnen: ich muß nicht wie aus den Wolken zu ihm reden, ſondern auf ſeinen Grund und Boden treten, und ihn allgemach in meine Sphäre heben. Unter der großen Menge von Beiſpielen wähle ich die mir hier beifallen.

Der gemeine Mann liest wenig, und noch weniger iſt für ihn geſchrieben. Dies Wochenblatt *) ſoll für ihn geſchrieben ſeyn? — Unmöglich! denn es iſt voll Bücherwitz, voll gelehrter Gründlichkeit, in einer Sprache, die die Büchermotten verſtehen mögen, aber nicht er, der ſtatt Büchern unter Menſchen wandelt, ſie mögen ſeyn, von was Stande ſie wollen. Der Menſch, der Mann, die Frau, der Geſellige, und wie der Leſer weiter will, iſt vor dem Pulte geſchrieben, und hat nicht die Sprache in ſeiner Gewalt, die jeder Leſer ſich von der Zunge geriſſen glaubt, in der er ſeine Worte und mit ihnen ſeine Ideen wiederfindet. Dies iſt ein Wochenblatt zum Beſten der Kinder? Sollen Kinder es leſen? Der Titel lügt, oder es iſt ihnen mit allen ſeinen Abhandlungen, und Fabeln, und Gedichten eine Quaal! Sollen Eltern es leſen? Haben ſie dazu Zeit? Iſt dies ihnen zu wiſſen nöthig? Giebt es ihnen, worin ſie Rath wollen und brauchen, kurz und gut, Rath? Spricht es die Sprache der Eltern, die ans Herz dringt? Nein! Für Hofmeiſter mag das ein Buch ſeyn, die langweilig, wie die Verfaſſer, denken wollen! — Ich

*) Eine der ſchönſten neuern Wochenſchriften, der Hypochondriſt, hat mich wieder an den Einfall erinnert: wie eine Provinzialwochenſchrift, die dies in hohem Verſtande wäre, ein originales Werk ſeyn könnte, das blos mit den Sitten dieſer Provinz untergienge, und das Lieblingsbuch etlicher Zeitalter wäre.

urtheile zu frei? wohl! ſo ſchenke man mir mehrere Beiſpiele, über die ich noch freier ſchreiben müßte: man höre, was ein Schriftſteller ſchreibt, den ich nicht genug leſen kann: *)

„Es hat ſich in der feinern Welt nach und nach „eine Sprache aus der Methaphyſik und andern Wiſ„ſenſchaften eingeführt; es haben ſich Redensarten „aus andern Sprachen in die unſrige eingeſchlichen, „die jeder ſinnreiche Schriftſteller brauchen will, und „brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht „verſteht, wenn er ſie auch zu verſtehen ſcheint. „Er iſt immer noch achtzig, hundert Jahre zurück; „ſeine Bibel, ſein Katechismus, ſeine alten Bücher, „ſein täglicher Gebrauch enthalten den ganzen Um„fang der Begriffe und Ausdrücke, die ihm bekannt „und geläufig ſind. Was davon abgehet, iſt für „ihn eine fremde Sprache, die er weder Geſchicke, „noch Muße, noch Geduld hat, zu erlernen; — „die ihm auch nicht nöthig iſt." — Nun gehe man nach dieſem Geſichtspunkte die Wochenſchriften, die Erbauungsbücher, die Predigten durch; alles ſoll für den gemeinen Mann ſeyn, und wenig iſt für ihn. O eine Schrift, die das iſt, was eine Erbauungs= eine Bildungsſchrift für den größten, nutzbarſten und ehrwürdigſten Theil der Menſchen, das Volk, ſeyn ſoll: — gebet mir, wenn ich Alexander wäre, einen goldnen Kaſten her; ich weiß nichts beſſers in demſelben zu verwahren! — Doch nein! Ein Schriftſteller der Art wird mich mit

*) Abbt vom Verdienſte, p. 349.

dieſer Ehre auslachen: er hat einen ſchönern Ort für ſein Buch, den armen Kleiderſchrank; und für die Lehren, die ſein Buch enthält, das Herz des redlichen Leſers, der ihn theuer hält. Macht mich mit einer Schrift bekannt, die für den Menſchen, den Bürger, für ſeine Denkart und für ſein Herz, für ſeinen Stand und Bedürfniß geſchrieben iſt: die da ſaget, was er immer gedacht, und doch nicht gedacht, was er thun wollte und muß, und doch nie gethan, worüber er Rath und Unterricht will, und wie er ihn will: die ihm in die Seele ſpricht, in der er ſich finde, die ihm ſeine Worte von der Zunge, ſeine Einwendungen und Wünſche geraubt: die recht ein Buch für ihn iſt! Wo iſt ein Mann der Art:

Wo iſt er? und der Kranz des Patrioten
ſoll ſein ehrwürdig Haupt umziehn! —

Noch eine Anwendung! Das Frauenzimmer gehört ohne Zweifel nicht in die Hörſäle und Studirzimmer der Gelehrten, wenn es ſich bilden will zu ſeiner Beſtimmung, damit es ſeine Seele verſchönere, und das Vergnügen des männlichen Geſchlechts ſey: damit es die Würde der Bürgerinnen, und Hausmütter, und Ehegatten, und Erzieherinnen erreiche: damit es alle die Talente ausbilde, die ihm die Natur gab, und die Pflichten fordern, das ſchöne Geſchlecht zu werden. Ohne allen Zweifel muß alſo ein Lehrbuch zu ihrer Bildung nicht nach männlichem, noch weniger nach gelehrtem Zuſchnitt ſeyn: es muß ſtatt eines Skelets von Schulweisheit ſich ihrem Verſtande beque-

men: und weil in der Welt der Damen immer die Worte gleichſam die Hüllen ſind, in denen ſie denken: ſo iſt es das ſicherſte Zeichen, daß man für ſie denken kann, wenn man mit ihnen zu ſprechen weiß. Ob unſre Schulmethoden, unſre zerſtückten Unterweiſungen, unſre Katheberſprache, unſre gelehrte Gründlichkeit auf ihre Bildung (ich ſage nicht: Unterricht!) paſſe? — können nichts als Verſuche und Erfahrungen entſcheiden. Laſſet nun einen ehrlichen Schulrektor oder gelehrten akademiſchen Profeſſor einen Lehrer in dem werden, was ſie bilden ſoll und kann: gebet ihm die fähigſten Zöglinge: laſſet eine Frauenzimmerakademie ihm zuhören, die aber aus Gliedern beſtünde, die ſelbſt verſtändige, nicht aber gelehrte, und ja keine Daciers, ſeyn müſſen; nun gebet Acht: ſein gelehrter Vortrag ermüdet, er giebt auf zu lernen, Worte, die nie in ihre Sphäre gehören, Sachen, die ſie nie brauchen können, Wahrheiten und Lehrſätze, die nicht für ſie ſind. — Haben wir daher eine Encyklopädie der Frauenzimmerwiſſenſchaften? — die ſich zu den bekannteſten Begriffen herabläßt, in denen ſie erzogen worden, ſie über Sachen unterrichtet, die rings um ſie ſind, die Empfindungen entwickelt, die in ihren Herzen ſchlafen, ihnen ihre ganze Beſtimmung und Zwecke ſtufenweiſe entwickelt: von der ganzen Gelehrſamkeit, Weltweisheit und ſchönen Literatur, von der Geſchichte und den ſchönen Wiſſenſchaften ihnen nur ſo viel vorhält, als nöthig iſt, ſie zur Schönheit des Geiſtes zu bilden, ihnen es in der Ordnung vorhält, die ſie immer muntrer macht, und mit den Wor-

ten, die, ihren Lippen entwandt, den Weg wiſſen, in ihre Seele und an ihr Herz zu ſchleichen: Haben wir im Deutſchen ein ſolches Buch zur Bildung? Ich zweifle gar, daß eine Mannsperſon es ſchreiben kann, und die franzöſiſchen Philoſophien in dieſer Art ſind als Bildungen für einen glänzenden Witz in der Geſellſchaft, zum Zeitvertreibe für galante Toiletten, vortrefflich: haben ſie aber für den guten geſunden Verſtand des Lebens geſchrieben ſeyn ſollen? Da nun die Franzoſen in der Cultur des Frauenzimmers nach ihrem Ideal des geſellſchaftlichen Tons uns weit voraus ſind: — ihr Deutſche, wo haben wir ſie denn? ich würde mich ja ſchämen, einen Köſter neben Fontenelle zu ſetzen!

6.

Jetzt bitte ich einige Dichter auf ein Wort beiſeit. Wenn bei ſinnlichen Begriffen, bei Erfahrungsideen, bei einfachen Wahrheiten, und in der klaren Sprache des natürlichen Lebens der Gedanke am Ausdruck ſo ſehr klebt: ſo wird für den, der meiſtens aus dieſer Quelle ſchöpfen muß, für den, der gleichſam der Oberherr dieſer Sphäre geweſen, (wenigſtens in der alten ſinnlichen Zeit der Welt) für ihn muß der Gedanke zum Ausdruck ſich verhalten, nicht wie der Körper zur Haut, die ihn umziehet, ſondern wie die Seele zum Körper, den ſie bewohnet: und ſo iſts für den Dichter. Er ſoll Empfindungen ausdrücken: — Empfindungen durch eine gemahlte

Sprache in Büchern iſt ſchwer, und eigentlich zu ſprechen unmöglich. Im Auge, im Antlitz, durch den Ton, durch die Zeichenſprache des Körpers — ſo ſpricht die Empfindung, und überläßt den todten Gedanken das Gebiet der todten Sprache. Und armer Dichter! und du ſollſt deine Empfindungen aufs Blatt mahlen, ſie durch einen Kanal ſchwarzen Safts hinſtrömen, du ſollſt ſchreiben, daß man es fühlt, und doch dem wahren Ausdrucke der Empfindung entſagen; du ſollſt nicht dein Papier mit Thränen benetzen, daß die Tinte zerfließt, du ſollſt deine ganze lebendige Seele in todte Buchſtaben ſchließen, und parliren, ſtatt auszudrükken. — Hier ſieht man, daß bei dieſer Sprache der Empfindungen, wo ich nicht ſchreiben, ſondern in die Seele reden muß, daß es der andre fühlt, daß hier der eigentliche Ausdruck unabtrennlich ſey. Dichter! du ſollſt den natürlichen Ausdruck der Empfindung künſtlich vorſtellen, wie du einen Würfel auf der Oberfläche zeichneſt; du ſollſt den ganzen Ton deiner Empfindung in dem Perioden, in der Lenkung und Bindung der Wörter ausdrücken: ein Gemählde hinzeichnen, daß dies ſelbſt zur Einbildung des andern ohne deine Beihülfe ſpreche, ſie erfülle, und durch ſie ſich zum Herzen grabe: du ſollſt Einfalt und Reichthum, Stärke und Colorit der Sprache in deiner Gewalt haben, um das durch ſie zu bewirken, was du durch die Sprache des Tons und der Geberden erreichen willſt — wie ſehr klebt hier alles am Ausdrucke: nicht in einzelnen Worten, ſondern in jedem Theile, im Fortgange derſelben und im Ganzen. Daher rührt die Macht der Dichtkunſt in jenen rohen Zeiten, wo

noch die Seele der Dichter, die zu ſprechen, und nicht zu plappern gewohnt war, nicht ſchrieb, ſondern ſprach, und auch ſchreibend lebendige Sprache tönete: in jenen Zeiten, wo die Seele des andern nicht las, ſondern hörte, und auch ſelbſt im Leſen, zu ſehen und zu hören wußte, weil ſie jeder Spur des wahren und natürlichen Ausdrucks offen ſtand. Daher rühren jene Wunder, die die Dichtkunſt geleiſtet, über die wir ſtaunen und faſt zweifeln; die aber unſre ſüßen Herren verſpotten und närriſch finden. Daher rührt alles Leben der Dichtkunſt, was ausſtarb, da der Ausdruck nichts als Kunſt wurde, da man ihn von dem, was er ausdrücken ſollte, abtrennete: der ganze Verfall der Dichterei, daß man ſie der Mutter Natur entführte, in das Land der Kunſt brachte, und als eine Tochter der Künſtelei anſah: der Fluch alſo, der auf dem Leſen der Alten ruhet, wenn wir blos Worte lernen, oder den Inhalt hiſtoriſch durchwandern, oder äſthetiſche Regeln ſuchen, oder Beiſpiele ausklauben, kurz! wenn wir Gedanken und Worte in ihnen abgetrennt betrachten: nicht das ſchöpferiſche Ohr haben, das die Empfindung in ſeinem Ausdrucke, in vollem Tone höret; nicht jenes dichteriſche Auge haben, das den Ausdruck als einen Körper erblickt, in welchem ſein Geiſt denket und ſpricht und handelt. „Daher rührt das äſthetiſche „Gewäſche, wo immer Gedanke, vom Ausdrucke „abgeſondert, behandelt wird:" *) und der Unſegen, daß es uns ſchwer wird, wie die Alten zu denken,

---

*) Lit. Br. Th. 17. p. 114.

weil man das Denken ohne Ausdruck erhaſchen wollte, und wie die Alten zu ſprechen, weil man wiederum den Ausdruck vom Gedanken abgeſondert betrachtete. Je mehr ich der Sache nachdenke, daß man es für nützlich, ja für nothwendig habe halten können, in Poeſien Gedanken und Ausdruck unverbunden zu behandeln, in Poetiken unverbunden zu lehren, und in Alten unverbunden zu zergliedern: deſto fremder kömmt mir dieſe Zerreißung vor.

Gedanke und Ausdruck! verhält er ſich hier wie ein Kleid zu ſeinem Körper?. Das beſte Kleid iſt bei einem ſchönen Körper bloß Hinderniß. — Verhält er ſich, wie die Haut zum Körper? Auch noch nicht genug: die Farbe und glatte Haut macht nie die Schönheit vollkommen aus. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derſelbe, ſeinen Arm um ſie geſchlungen, an ihrem Munde hanget: wie zwei zuſammen Vermählte, die ſich einander mittheilen; ein Paar Zwillinge, die zuſammen gebildet und erzogen, ſich lieben und begleiten wie Shakeſpears Freundinnen? Dieſe Bilder ſind bedeutend, aber, wie mich dünkt, noch nicht vollſtändig. — Wohl! es fällt mir ein Platoniſches Mährchen ein, wie der ſchöne Körper ein Geſchöpf, ein Bote, ein Spiegel, ein Werkzeug einer ſchönen Seele ſey, wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne, und die himmliſche Schönheit einen Abdruck in ihn geſenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert: ich ſetze dieſe ſchöne ſokratiſche Bilder zuſammen, und zeige meinen Leſern ein Bild, daß Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck ſich zu einander verhalten, wie Platons Seele zum Körper.

Wenn einer von meinen Leſern, der bei den Werken der Alten in das Jahrhundert der goldnen Zeit und einfachen Natur entzückt geweſen iſt, ſich bei meiner Erzählung deſſen erinnert, was er hier in dieſem Elyſium für Gedanken geſehen, für Ausdrücke gehört, und wie beide in einander gefloſſen ſind: wie würde ich mich freuen, wenn einer von dieſen mir Recht gäbe, und damit mich ſchadlos hielte, daß zehn ſchöne Geiſter, die ſich in das ſchöne Kleid, und den Putz des Coſtume, in die ſchönen Fingerſpitzen der Chineſerſchönheiten, in das blendende Teint franzöſiſcher Wendungen, oder in das oft überladene Colorit brittiſcher Bilder verliebt haben, mich für einen Träumer und Enthuſiaſten ſchelten werden.

Aus dem ſeligen Reich der Götter ward die Empfindung, wie bei Plato die Seele, heruntergeſandt in den Schooß der irdiſchen einfältigen Natur. In dem Schooß dieſer geſunden, und ſtarken und fruchtbaren Mutter ſollte die Bewohnerin des Himmels einen ſchönen und blühenden Körper ſich zum Wohnhauſe bereiten: daher nahm ſie das zarteſte und feinſte Geblüt ihrer Mutter zur ſanften Hülle, und ward die Schöpferin des Gebäudes rings um ſich. Kein Sturm widriger Wallungen und kein Blitzſtrahl von ungeſunden Zuckungen hinderte ihr Gewebe, in welches ſie ohne Gefühl gewaltſamer Störungen ihr Bild voll ruhiger Stille eintrug, als das Bild einer Freundin der Götter und Geſpielin der Göttinnen. Sie vollendete ihre Schöpfung: ſie brachte die Frucht zur Reife: ſie vollführte den Pallaſt ihrer Wohnung: ihr gelang das Bild ihrer ſelbſt,

das von ihr zeugen ſollte. Kurz! der himmliſche Gedanke formte ſich einen Ausdruck, der ein Sohn der einfältigen Natur war, ſie aber in den ſchönſten Jahren ſeiner Mutter: er ward in ihrem Schooße reif, ohne gewaltſame Gährungen, und mit einer ſtillen Größe vollendet. Er wand ſich ſeiner Gebährerin ſanft vom Herzen, und bei ſeiner Geburt beglückten ihn die Grazien und Göttinnen lächelten ihn an.

Nun ſteht dieſer Körper vor dir: willſt du ihn als ein todtes Kunſtſtück betrachten, blos ſeine Farbe lieben, blos ſeinen Putz anbeten, ſeine Nägel an den Füßen bewundern, und umarmen eine kalte Bildſäule: willſt du im Ausdrucke ohne Gedanken Schönheit finden! — Elender, fühlloſer Betrachter! ſiehe dieſen Körper an als ein Sinnbild der Seele, die ihm blos ſo viel körperliche Reize gab, als erfordert wurden, um ihn deinen irdiſchen Augen ſichtbar und ſchön darzuſtellen. — Begnüge dich alſo nicht mit grammatiſcher Schönheit, der Wörterwahl, der Stellung der Worte und des todten Rhythmus; denn wenn du da trockne Richtigkeit ſucheſt, wo Schönheit dich erfüllen ſoll: ſo lieſeſt du wie ein Meßkünſtler und Handwerker, oder Taglöhner.

Aber ſieheſt du den Ausdruck als ein Geſchöpf, das ſich die Empfindung geſchaffen, als ein Sinnbild, in dem ſich ihr Bildniß abdrucket, als einen Boten des Gedankens, und als den Pallaſt, den ſeine ganze Größe erfüllet: ſo wirſt du mit den Augen ſehen, mit denen Plato ſah, wenn er ſich der un-

körper-

körperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geiſter erinnerte; mit denen Winkelmann ſiehet, wenn er bei dem Apoll, oder dem Herkules im Torſo, oder dem Laokoon, oder der Niobe ins Reich unkörperlicher Ideen geräth; du wirſt mit dem Auge ſehen, mit welchem Mengs die Hand ſeiner Schüler leitet.

Ich rede nicht von einzelnen Stücken, ſondern von dem vollendeten Ausdrucke eines ganzen Werks der älteſten Zeiten, wo ich Gedanken und Rede eines Schriftſtellers mir zu einem Ganzen bilde. Wenn hier die Stärke der Gedanken ſich mit dem ſtarken Ausdrucke paaret: ſo ſteht ein Bild vor mir, wo der einförmige Umriß des Körpers für mich blos ein Zeuge jenes Gedankens iſt, der ſich denſelben formte: die äußere Geſtalt der wohlgebildeten Form erinnert mich des bildenden Gedankens, der ſich hier in ſeinem Werke ſpiegelt; die freie Stellung redet von dem Werkmeiſter, der dies Werkzeug ſo leicht zu brauchen wußte: die Macht, die nichts Leeres übrig läßt, iſt eine Hülle des großen Bewohners: alles wird ein Gegenſchein von ſeinem Urbilde, und eine Morgenröthe, die ſich in Strahlen der Sonne gekleidet. Wenn ich auf die Art Ausdruck und Gedanken zuſammen betrachte: ſoll ich jenen allein bemerken? — einen Körper ohne Seele; dieſen allein? — eine Seele ohne Körper: — Und wohnt ſie in einem wüſten, ungeſtalten Hauſe, wo ſie wie aus einem dunkeln, unregelmäßigen Kerker herausblickt, wo Sehnen wie Stricke, und Adern wie unreine Kanäle ſich erheben, und ſichtbar fortlaufen: wo ein dürftiges mißgebohrnes ſchmachtendes Werk uns Zittern, oder Eckel, oder Abſcheu

erwecket: ſo muß uns der Traum des Plato beifallen: in dieſes Gefängniß ward der Gedanke geſandt, zur Strafe für die in der Oberwelt begangenen Verbrechen. — So wenig iſt in der wahren Dichtkunſt Gedanke und Ausdruck von einander zu trennen: und es iſt beinahe immer ein Kennzeichen einer mittelmäßigen Poeſie, wenn ſie gar zu leicht zu überſetzen iſt.

7.

Ich thue noch einen Schritt: wenn in der Poeſie der Gedanke und Ausdruck ſo feſt an einander kleben, ſo muß ich ohne Zweifel in der Sprache dichten, wo ich Anſehen und Gewalt über die Worte, die gröſſeſte Kenntniß derſelben, oder wenigſtens eine Gewißheit habe, daß meine Freiheit noch nicht Geſetzloſigkeit werde — ohne Zweifel iſt dies die Mutterſprache. Sie druckte ſich uns zuerſt, und in den zarteſten Jahren ein, da wir mittelſt Worte in unſre Seele die Welt von Begriffen und Bildern ſammleten, die dem Dichter eine Schatzkammer wird. In ihr muß er alſo mit der größten Leichtigkeit nachſinnen, und Ausdrücke finden: in ihr den Reichthum von Bildern und Farben finden, der einem Dichter unumgänglich nöthig iſt: in ihr die Donnerkeulen und Blitzſtrahlen finden, die er als Bote der Götter wirft; denn in ſie iſt unſre Denkart gleichſam gepflanzet, und unſre Seele und Ohr und Organe der Sprache ſind mit ihr gebildet. — Wo werde ich mich alſo beſſer ausdrücken, als in der

Mutterſprache? Sie übertrifft, ſo wie das Vaterland, an Reiz alle übrigen, in den Augen deſſen, der der Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Bruſt, der Zögling ihrer Hände geweſen. —

Die Sprache, in der ich erzogen bin, iſt meine Sprache: denn ſo wie, nach Montesquieu Anmerkung, alle unſre Begriffe von Schönheit ſich auf den erſten mächtigen Eindruck beziehen, auf den die Seele nachher jedes Bild, das ſie gewahr wird, ſchnell zurückführt, und daher oft den liebenswürdigen Eigenſinn ſchön findet, der mit ihrem Urbilde des Eindrucks übereinſtimmet — ſo iſt auch die Mutterſprache ſelbſt mit ihren Idiotismen voll Eigenſinn, und mit ihren kleinen Schwachheiten der Liebe für uns ein Bild der Schönheit. So wie ein Kind alle Bilder und neue Begriffe mit dem vergleicht, was es ſchon wußte: ſo paſſet unſer Geiſt insgeheim alle Mundarten der Mutterſprache an: ſie behält er auf der Zunge, um nachher deſto tiefer in den Unterſchied der Sprachen einzudringen: ſie behält er im Auge, daß, wenn er dort Lücken und Wüſten, hier Reichthum und Ueberfluß in fremden Sprachen entdecket, er den Reichthum der ſeinigen liebgewinnen, und ihre Armuth, wo es ſeyn kann, mit fremden Schätzen bereichere: ſie iſt der Leitfaden, ohne den er ſich im Labyrinth vieler fremden Sprachen verirrt: die Rinde, die ihn auf dem unermeßlichen Ocean fremder Mundarten vor dem Sinken bewahret: ſie bringt in die ſonſt verwirrende Mannigfaltigkeit der Sprachen Einheit. Nicht um meine Sprache zu verlernen, lerne ich andre Sprachen, nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauſchen, reiſe ich unter fremde

Völker; nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturaliſirter Fremder: denn ſonſt verliere ich mehr, als ich gewinne. Sondern ich gehe blos durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen: ich ſehe fremde Sitten, um die meinigen, wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern. Wenn ich mich meiner Heimath entziehe, und mich in fremden Sprachen weide, ahme ich Kleiſts Bienen nach,

die in zerſtreueten Heeren,
Die Luft durchſäuſeln, und fallen auf Klee und blühende Stauden
Und dann heimkehren zur Zelle mit ſüßer Beute beladen
Und liefern uns Honig der Weisheit.

Ich ſetze zwei Schriftſteller zuſammen, von denen der eine in ſeiner Sprache, der andere in einer fremden todten Sprache ſchreibt: wer von ihnen kann größer werden?

Wenn der, ſo in einer fremden Sprache ſchreibt, die Mutterſprache verachtet, in der er erzogen iſt, ſo muß er von ihr übel erzogen ſeyn, daß die erſten Eindrücke der Bildung gar nicht bei ihm zur Reife gekommen; denn ſonſt ſind die Spuren dieſes frühen Gepräges der Seele unauslöſchlich. — Wie viel verliert ein Schriftſteller hiebei, deſſen Geiſt nicht durch ſeine Sprache mächtig geformt iſt! alles ſein ſpäteres Lernen bemahlt die Oberfläche der

Denkart: er irret in fremden Gegenden, ohne Vaterland und Hausgötter.

Ein Originalſchriftſteller im hohen Sinne der Alten iſt, wenige Beiſpiele ausgenommen, beſtändig ein Nationalautor. Ein Mann, deſſen Seele, von Gedanken ſchwanger, zu gebären ringet, denket nie darauf, wie ein äſthetiſcher Regelnſchmid einſt an ihm ſitzen wird, um Beiſpiele des Ausdrucks zu ſeinen Schulgeſetzen auszuklauben: und es wird ihm alſo unmöglich, den Ausdruck abgeſondert vom Gedanken zu behandeln, zu ordnen zu wählen. Er bildet ſich das Ganze des Gedankens in ſeinem Geiſte, ſtellet jeden Theilbegriff ſchnell an ſeinen Platz, in ſein gehöriges Licht, zu ſeinem eigenthümlichen Zweck, in allem erforderlichen Gleichmaaße: das Bild ſchaffet ſich in ſeinem Kopf und tritt, vollſtändig an Gliedmaſſen, und geſund an Farbe mit glänzenden Waffen gerüſtet, hervor, und wird Ausdruck. Dieſer iſt eine ſichtbare Wohnung, in die ſich der Gedanke mit Gewalt drängete, ihn ganz einnahm, alles an ihm belebte und zuſammenfügte Da ſteht er nun ſichtbar und hörbar, wie ihn der Andre unſichtbar dachte: ſoll ich den Ausdruck ändern, ſo ſchwindet der Gedanke: habe ich den Gedanken gefaſſet, und will ihn ſagen: da ſteht wieder das Wort! Der Schriftſteller dachte Worte, und ſpricht Gedanken. Er wollte ſich nicht um den Ausdruck allein bekümmern, ihr ſeine beurtheilenden Schulmeiſter: er hat nicht geſchrieben, um euch ein Exempel=Magazin zu liefern: er gönnt euch die Freude, ihm hier unſichtbare Fehler des Stils abzulauern; er gönnet euch, ihr Groß= und Kleinmeiſter der Schreibart, die Ehre, an ihm

berühmt zu werden, und ihn nach allen Regeln der Grammatik hochmüthig zu verdammen, und nach allen Privilegien der Poetik und Rhetorik großmüthig loszuſprechen; er giebt allen kurz- und langweiligen Nachrichtern der Gelehrſamkeit die Macht, ihn hier der Dunkelheit, und wo das Licht durchblickt, der Größe, ihn dort der fremden Anſpielungen, und wo ihr ſie verſteht, des Nachdrucks, ihn hier des Zwanges, und wo ihr ſeinen Zweck erreicht, des Nahrhaften; kurz, aller gegeneinanderlaufenden Fehler des Ausdrucks und Tugenden der Gedanken zu tadeln und zu rühmen: er dachte, und der Gedanke formte den Ausdruck: mit dieſem hadert! Jura negat sibi data --

Aber man ſiehet, daß, wenn dieſer Schriftſteller nicht mißrathen will, ſo muß er in ſeiner Mutterſprache ſchreiben; denn wenn der Gedanke den Ausdruck formen ſoll, muß der ganze Umfang der Sprache ſo unter mir ſeyn, als das Feld von Gedanken: ſonſt drücke ich mich entweder nicht aus, oder ſündige unaufhörlich wieder die Sprache. Ich will dieſen großen Gedanken in ſeiner ungeheuren Geſtalt zeigen: ſchreibe ich in meiner Sprache, ſo ſtößt er ſich ſelbſt in einen Ausdruck dahin; aber in einer fremden Sprache wird er vielleicht ein Barbarismus, bei dem die Ohren gellen. Dieſer neue Gedanke drängt ſich in meiner eignen Sprache in alles ſein Licht, daß er geſehen werden muß; unter einem fremden Volke hat er nicht die Freiheit, oder paaret ſich vielleicht mit einem derben Solöcismus. Dieſer fruchtbare Gedanke will mit allen ſeinen Nebenbegriffen auf einmal in die Seele: meine Mut-

terſprache ſteht ihm mit ihrer ganzen Fülle zu Gebote; aber in einer todten Sprache muß er betteln, trifft vielleicht arme Hütten an, und wird bei reichen Palläſten zurückgewieſen oder herausgeſtoßen. Kurz! ſeiner Seele den Zügel und den Gedanken den Lauf laſſen, ohne auf eine bekannte und ſichere Mutter Erde ſich verlaſſen zu können, macht mißrathene Schriftſteller, die in einer Gegend ſich verirren, in die ſie nicht zu Hauſe gehören; der Gedanke war groß, aber unförmlich ſein Ausdruck.

Das iſt doch gewiß, daß eine todte Sprache, die ich nach Regeln der Grammatik lerne, nothwendig äußerſt einſchränket, weil nach dieſen Geſetzen der Gedanke ſich richten muß, dagegen, in lebendigen Sprachen ſchon eher das Geſetz ſich nach dem Gedanken richtet. Wenn in jener das Genie hervorbricht: ſo ſcheint es raſend, reißt alles nieder, und ſchreckt Gelehrte und Ungelehrte,

furit, ac velut urſus,
obiectos caveæ valuit ſi frangere clathros,
Indoctumque fugat —

Oder auf der andern Seite, wenn nicht die fremde Sprache Gewalt leidet, ſo thut ſie Gewalt an. Wie kann ich eine Sprache aus zehn oder zwölf Schriftſtellern ganz, in ihrem ganzen Umfange, mit aller ihrer Stärke, Würde und Reiz lernen? Man nehme doch zehn Schriftſteller unter uns; ja, man nehme die ganze ungeheure Menge der unſrigen, laſſe unſre Sprache ſterben, und wecke ſie aus ih-

nen wieder auf? Vergebliche Arbeit, die zur Thorheit würde, und uns doch Weisheit dünkt, wenn wir naturaliſirte Römer ſehen, die in der Lateiniſchen Sprache — ſchreiben; Gedichte ſchreiben und Horaziſche Oden ſchreiben: vielleicht die höchſte, ſchwerſte und künſtlichſte Art des Vortrages. Nun ſetze ich wirklich ein Genie, von der Größe, als Horaz in ſeiner Sprache war: es hätte allen innern Reichthum, Fülle, Größe und Feuer der Gedanken in ſeinem Lande, nach ſeiner Cultur, nach der eigenthümlichen Wendung ſeines Geiſtes: dieſer Horaz, von einem würdigen Gegenſtande aufgefordert, von der Muſe geſalbet, von edlem Feuer durchdrungen, greift nach der Leyer des Venuſiſchen Dichters; er würde Horaz ſeyn, aber nun ſingt er in Horazens Sprache. Sogleich wird der Gedanke vom Ausdrucke gefeſſelt; das Bild ſoll in ſeiner Schönheit erſcheinen, und hat Flecken, die den Glanz beſchimpfen: es ſoll reich an Nebenbegriffen ſeyn, und dieſe Nebenideen erniedrigen es: es ſoll groß erſcheinen, und wird gezerret, es ſoll mit einem mal überraſchen, und ſchlägt uns ins Antlitz: es wird mit Putz überladen, und erſcheint klein. Gedanke und Ausdruck ſind wie jene zuſammengewachſene Misgeburt, die mit einem Haupte lachte, mit dem andern weinte, mit dem Rücken an einander ſtieß, ſich fortzerrete, und auf einer Stelle blieb.

Wahrlich! der Dichter muß ſeinem Boden getreu bleiben, der über den Ausdruck herrſchen will: Hieher kann er Machtwörter pflanzen, denn er kennet das Land! Hier kann er Blumen pflücken; denn die Erde iſt ſein; hier kann er in die Tiefe

graben, und Gold ſuchen, und Berge aufführen, und Ströme leiten: denn er iſt Hausherr. Die wahre Laune drucket ſich blos in der Mutterſprache ab, und ich ſchäme mich nicht, die Schwäche meiner Seele zu geſtehen, daß ich mir Lebenslang nicht zutraue, mehr als eine einzige Sprache vollkommen faſſen zu können: ich meyne aber unter dem Wort vollkommen ſo viel, daß drei junge Herren, die vor mir ſtehen, und mir Franzöſiſch, Italiäniſch und Engliſch, und drei Schulmeiſter, die mir Lateiniſch und Griechiſch und Koptiſch, mit großer Geläufigkeit vorſprächen, mich noch nicht widerlegten. Ich würde jedem Glück wünſchen, daß er vielleicht in drei Sprachen nichts ſagen könne, als was andre vor ihnen, und vielleicht beſſer, geſagt, und jeder andre nach ihm ſagen kann: würde ſie aber verlaſſen, und den Dämon des unwiſſenden Sokrates citiren, um ihn zu fragen, ob jemand in mehr als einer Sprache ein gleich vollkommener Homer, in einer todten Sprache ein Pindar oder Horaz, und in einer andern als ſeiner Mutterſprache, ein Shakeſpear ſeyn könne? — Alsdann würde ich niederfallen, wie Brutus, und die Erde umarmen, die meine Mutter iſt, und ihre Sprache ſoll meine Muſe ſeyn!

8.

Ich habe die Sache blos von einer Seite betrachtet: daß in fremden todten Sprachen der Gedanke verliere; aber, wenn es Schriftſteller gibt,

die von dieſer Höhe herunter ſteigen und blos durch den Ausdruck gewinnen wollen — blos durch den Ausdruck? wieder wird Ausdruck und Vortrag getrennet! Doch ich will zuhören:

Gewinnt der Ausdruck, weil eine Sprache an ſich ſchöner iſt? ſo denken blos die Schulmeiſter, die aus den Alten Phraſes aufjagen, Lexicon und Grammatik plündern, und ſich ein buntes Kleid zuſammen ſticken, mit vieler Mühe es verbrämen, um lächerliche Arlekins zu ſeyn. Aber wenn junge Zöglinge aus den alten Phraſes aufjagen, Lexicon und Grammatik plündern, und ſich von lateiniſchen Lappen mit vieler Mühe einen Arlekinsrock zuſammen flicken müſſen: ſo wird aus dem lächerlichen ein Thränenwerther Anblick. Ohne Zweck iſt die Lappländiſche Sprache ſo gut, wie die Römiſche.

Gewinnt der Ausdruck, weil die Sprache älter iſt? — ſo denken blos die, ſo zweitauſend Jahr zu ſpät gebohren ſind, und auf eine allgemeine Wiederauflebung warten, um dem Horaz und Properz ihre Centonen aufweiſen zu können. Nun bin ich zwar kein blinder Wahrſager des jüngſten Gerichts, wie andre größere Leute; aber doch möchte ich nicht dabei ſeyn, wenn Horaz unſern Rollers, Klotzen und andern Schulpoeten ihre Exercitien corrigiren müßte zu Ehre der Deutſchen Naion — Eben weil die Sprache ſo alt und verlebt iſt: ſo wüßte ich nicht, ob die Römiſche Sprache nicht immer germaniſirt, wenigſtens in eine Deutſche Denkart eingekleidet werde.

Gewinnt der Ausdruck, weil er Beleſenheit zeigt? — Es kann ſeyn, aber je mehr Schriftſteller

ich geleſen, je mehr ich aus ihnen Nahrung gezogen, deſto unbeſtimmter muß meine Schreibart werden, und ihren Charakter verlieren! Wenn ich hier einen Kernausdruck von Tacitus in einen Perioden des Cicero flechte, dort Blumen aus Horaz Virgil und Juvenal breche und dazwiſchen knüpfe: ſo kann dies freilich ein Kranz werden, der mich als einen Kenner des Alterthums bezeichnet; aber was wieder ein alter Römer ſpräche, wenn er einen ſo ungleichen holprichten Stil erblickte, kann ich nicht ſagen. Mir iſts freilich, wenn ich einen alten Autor eine Zeitlang geleſen, und ſchnell einen neuern Homeriſchen Briefſteller erwiſcht, manchmal vorgekommen, als wenn ich einen Cento von Redarten läſe: aber ich kann überhaupt über eine todte Sprache nicht ſo gewiß urtheilen, als andre. Wäre ich ein Lateiniſcher Dichter; mir würde jenes Virgilianiſche Mistrauen eindrücklich ſeyn: „Auch mich nennen die Hirten einen Dichter; „aber ſo leicht glaube ich ihnen nicht: noch ſcheinen „mir meine Arbeiten nicht eines Varus oder „Cinna würdig; vielleicht klingt mein Geſang, „wie unter Schwänen das Schnattern der Gänſe.“

Gewinnt der Ausdruck, daß ich doch Lateiniſch einen Lateiner beſſer nachahmen kann, als Deutſch? Es ſcheint! aber was heißt beſſer nachahmen? Mit ſeinen eignen Worten; das heißt, grammatiſch! Ausdrücke zuſammen fädeln, iſt alsdann blos Handwerk; und da ich mich doch wieder nicht in das Wörterbuch eines Schriftſtellers einkerkern kann, ohne äußerſten Zwang, ſo muß ich wieder fürchten, ſelbſt in der Schreibart ungleich zu werden.

— Aber nachahmen, um den Ton eines Alten zu lernen? Dieſe Nachahmung iſt ſchon höher, und eine Arbeit des Geiſtes. Wenn man einen Autor mit dem Feuer lieſet, mit dem er geſchrieben hat, ſo muß er uns ſo beſeelen, daß wir eine Zeitlang gleichſam verzückt in ſeine Sphäre der Gedanken ſind; ſein Ton ſchallt noch in unſern Ohren; wir ſehen mit ſeinen Augen, wir athmen in ſeiner Denkart wie in unſrem Elemente: die Saite der poetiſchen Empfindungen tönt in uns, erweckt von der ſeinigen, mit ihr zuſammen: die Worte formen ſich nach der Wendung ſeines Geiſtes: wir leſen usque ad scribendi sollicitudinem — und ſchreiben. Nun lebt noch ſeine Sprache in uns, ſein Rhythmus tönt noch in unſerm Ohre, die Reihe ſeiner Bilder ſteht noch vor unſerm Auge: wir ahmen in ſeiner Sprache, in ſeinem Sylbenmaaße, in ſeiner Compoſition der Gemälde nach, und zeigen uns alſo als Virtuoſen.

Ich ſetze dazu: ſein Feuer facht unſern Geiſt an, wir ſchaffen in ſeine Bilder neue Züge und prägen ſeine Ideen um, wir bilden uns nach ſeiner Form neue Figuren, ein Ausdruck gelingt uns vor ihm; eine Wendung glänzt hervor; ein Gleichniß mahlen wir beſſer aus — wir werden mehr als Nachahmer, wir werden Nacheiferer. Unſere Nachbildungen werden für uns angenehme Denkmale, die uns an die ſüße Stunde der Begeiſterung zurück erinnern, da die Muſe eines alten Schriftſtellers vor uns ſtand, und auf den Flügeln ſeiner Ideen uns in die Gefilde ihrer Lieblinge führte. Für das Publikum ſind dieſe Stücke Pfänder von dem Werthe

eines Mannes, der ſich ſo vorzüglich nach den Alten gebildet, der ihren Geiſt kennet, der den Geſchmack der Antiken Schönheit in ſich geſogen, den man bewundern muß, von dem man viel hoffen kann — ſie ſind alſo als Mittel zu gewiſſen Zwecken vortreffliche Dinge; aber als Zwecke? —

Als vollendete Werke des Zwecks reichen dieſe Stücke wohl an die Alten? Der Sprache nach? — Wollt ihr dies wiſſen, ſo

ſchifft euch in Charons Kahn,
ſteiget zu der Sternenbahn,

nach jenem Knüttelliede, und fragt die Alten! — Reichen ſie an die Alten, als Kunſtſtücke? — Nicht ſo recht! Denn es iſt immer ſchwer, ſich mit einem zu meſſen, mit dem man nicht auf gleichem Boden ſtehet! Da bei den Denkmälern der Alten uns viele Dinge unbekannt ſind; worauf Horaz vielleicht hiemit gezielet, auf wen er dort angeſpielet, was in ſeiner Zeit den Leſern hiebei beifallen mußte, was dort für verdeckte Züge hervorſchimmern, was hier für viele reiche Nebenideen ſich zuſammengeſellen — kurz, die ganze Seite, die ſich auf einzelne Fälle gründet, auf ſeine Gelegenheit und Umſtände beziehet, ſie einem Römer vorzüglich ſchätzbar macht, dieſe ganze Seite iſt für uns oft dunkel: und die beſte Horaziſche Satyre läuft Gefahr, von ihrem Urbilde vieles auf eine unerlaubte Art zu borgen, unpaſſend zuſammen zu ſetzen, und alſo als Kunſtſtück betrachtet, weit hinter dem Originale zu ſtehen. — Jetzt vollends als Dichterei, als ein Werk des Genies? Hier entfernen ſich die Parallelſtri-

che immer mehr. Mit einer todten Sprache iſt uns alles ausgeſtorben, was der Dichtkunſt Leben und Nerven gibt. — Die Lage von Vorfällen, über die jener ſchrieb, aus denen ſein Gedicht allen Saft zog, die es bis auf die kleinſten Umſtände nutzte, durch welche es ſich ſeinen Leſern ſo ſehr empfahl, ſo unvergeßlich machte, ſo nahe in ihre Seele ging — iſt ausgeſtorben. Was hilft es mir, daß meine Gelegenheit im Ganzen mit des Horaz Vorfall ſtimmet? Stimmet ſie auch in Theilen daß ich dies und jenes Bild hier mit dem Nachdrucke brauche, als mein Vorgänger? Ihn lehrte ein Vorfall dichten; und er ſang in ſeiner Sprache, um ganz dieſen Vorfall zu nutzen; ich ſinge über einen ganz veränderten Umſtand, und muß mit meiner Sprache die kleinen Züge verlieren, die mein Gedicht beſtimmt machen; ich ſinge aus Horaz, ſtatt aus mir zu ſingen! Ich wollte gern einen Commentar über Horaz leſen, und mit ganzer Seele durchſtudieren, wo er nicht als ein claſſiſcher Autor behandelt, ſein Gedanke langweilig und ungefähr beſtimmt, ſein Ausdruck abgetrennt vom Gedanken zergliedert und verdolmetſchet, wo er mit den Regeln neuerer Ariſtarche verglichen wird, die man doch aus ihm abgezogen, die oft eigenſinnig genug ſind, und nie ſeine Schönheiten erſchöpfen oder ſichtbar machen. Einen Commentar wollte ich wünſchen, wo man ihn als einen lebenden Dichter betrachtete, der über dieſen Vorfall zu dieſem Zwecke ſo ſchrieb und ſchreiben mußte, wo er als ein Höfling erſchiene, der voll feiner und galanter Scherze, Gedanken und Anſpielungen iſt, die

gleichſam ihre Welt haben müſſen, in der ſie leben, aus der ſie ihre Reize nehmen, ohne die ſie todt ſind. Das hieße Horaz erwecken, ſeine Gedichte in ſeine Perſon verwandeln, und mündlich von ihm lernen: das hieße den Ausdruck aus dem Gedanken, den Gedanken aus der vorliegenden Sache erklären, und alle drei beleben! So lange das aber ein Projekt, bei allen Werken des Alterthums ſchwer, und bei einigen unmöglich bleibt: ſo lange man die Alten als todte Männer behandelt, die als Schulmeiſter ſchrieben, damit ſie einſt in den eiſenharten Händen eines Schulmeiſters claſſiſche Autoren würden: ſo kann man ſie freilich ungeſtört und zum Lobe claſſiſch nachahmen! Wie vieles ſtirbt außerdem mit einer Sprache? Zwiſchen dieſen Wörtern iſt ein Unterſchied in der Würde; er iſt verlohren; ich brauche eins fürs andre, und ein Römer muß vielleicht über die ernſthafteſte Stelle lachen! — Zwiſchen dieſen iſt ein Unterſchied in der Bedeutung; ich ſage das ſchielend, was der Römer ganz ſagte! — Hier gehörte ein ganz ander Wort hin, das mir aber nicht beifiel, oder das nicht in dieſem Autor ſteht, oder das ich gar nicht in einem Autor finde. — Und dann? wo haben wir das Griechiſche oder Römiſche Ohr zur Lenkung des Perioden? Wir ordnen ihn nach grammatiſchen Regeln, oder halten ihn, welches noch ärger iſt, für ganz und gar frei und willkührlich? — Und wo haben wir den lebendigen Wohllaut in unſrer Gewalt, die wir nach proſodiſchen Regeln ſchreiben, bald es für Kunſt halten, ohne Eliſionen, bald es für erlaubt halten, mit den härteſten Eliſionen zu ſchreiben, nicht den hohen Wohlklang hören, in

dem die Alten ſangen, und ihn alſo auch nie ſo genau treffen können, nicht das Geheimniß des proſaiſchen und poetiſchen Perioden verſtehen können, weil wir blos aus todten Buchſtaben lernen, nicht die ſtolze Anordnung der Bilder verſtehen, die Leben in die Sprache bringt. Würde ſich nicht oft ein Römer quälen müſſen, um unſern neuern Perioden zu leſen, unſern nachgeahmten Rhythmus ſchön zu finden, und unſre jüngere Bildercompoſitionen in ſeiner Sprache zu bewundern. Sollte ich zu eigen ſeyn, ſo weiſe man es mir; aber nicht durch entſcheidende Ausſprüche: ſondern durch eine gründliche Unterſuchung der ſchweren Frage: was geht mit dem Leben einer Sprache verlohren, und was bleibt? Was bleibt, um ſie verſtehen, beurtheilen und nachahmen zu können?

9.

So dürfte alſo der Ausdruck leiden müſſen, und ihm opfert man doch bei dieſer Art von Gedichten den Gedanken auf? — ihn ſahe man als die Hauptſchönheit an? — „man glaubte in dieſer Sprache et„was ſo ſchön ſagen zu können, als es in andern „Sprachen nicht anginge:“ dieſem Glauben zu gut glaubte man das zweite: „daß die Alten alle Schön„heiten dieſer Art erſchöpfet hätten:“ dieſem Glauben folgte noch ein ſchwererer: „daß alle dieſe er„ſchöpften Schönheiten auf uns gekommen, daß ſie „in einigen Büchern vor uns liegen, daß wir aus

„dieſen

„dieſen wenigen Büchern den ganzen Umfang einer „todten Sprache in unſere Gewalt bekommen hät„ten!" und dieſem endlich der ſchwerſte von allen: „daß es wohl anginge, wenn man ihren Aus„druck nur gefaſſet, auch ihren Geiſt, ihren „ganzen Geiſt zu haben, und ſollte uns von „dieſem auch etwas entgangen ſeyn: ſo halte uns „jener für dieſen Verluſt ſchadlos!" — Und nun entſchloß man ſich, des Ausdrucks wegen in der Sprache der Alten zu ſchreiben; natürlich wars, daß, da dieſer der Hauptvortheil und der Hauptzweck war, daß man alles Unclaſſiſche vermied, um nicht von den Alten abzuweichen: alſo entſagte man ſeiner Eigenheit, man opferte alles auf, das uns den Namen Claſſiſch ſtreitig machen könnte; und ward ein claſſiſcher Nachahmer! — O das verwünſchte Wort: Claſſiſch! Es hat uns den Cicero zum claſſiſchen Schulredner, Horaz und Virgil zu claſſiſchen Schulpoeten, Cäſar zum Pedanten, und Livius zum Wortkrämer gemacht. Das Wort: Claſſiſch! hat den Ausdruck vom Gedanken, und den Gedanken von der ihn erzeugenden Gelegenheit geſondert, und uns gewöhnet, nach Horaz Exercitien zu machen, und ihn in ſeiner Sprache übertreffen zu wollen. Dies Wort wars, das alle wahre Bildung nach den Alten, als nach lebenden Muſtern, verdrängte, und den leidigen Ruhm aufbrachte, ein Kenner der Alten, ein Artiſt zu ſeyn, ohne daß man damit höhere Zwecke erreichen dürfte: dies Wort hat manches Genie unter einen Schutt von Worten vergraben, ſeinen Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken

gemacht, und auf ihn die Laſt einer todten Sprache, wie einen Mühlſtein gewälzet: es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen; da ſtehen ſie nun auf fremdem Boden, und trauren mit halbverwelkter Blüthe und ſinkenden Blättern, ſtatt daß ſie uns Bäume hätten ſeyn ſollen, unter denen ihr Geſchlecht wohnen könnte:

> Πολλας δ'ιφθιμȣς ψυχας αϊδι προιαψεν
> Ηρωων, αυτȣς δ'ελωρια τευχε κυνεσσιν
> Οιωνοισι τε πασι.

Will ich die Sprachengelehrſamkeit verläumden? der lateiniſchen Sprache etwas von ihrer Schönheit oder Verdienſten abſprechen? Gar nicht! Sie ſoll *unſre gelehrte* Sprache bleiben, die ein Band der Nationen iſt; — ſie *ſoll die Sprache der Forſcher des Alterthums* bleiben, weil es ein wunderbarer Anblick ſeyn würde, einen *griechiſchen* oder *lateiniſchen* Autor mit deutſchen Noten und einer deutſchen Vorrede in die Büchersäle der Gelehrten zu ſenden: ſie ſoll die akademiſche Sprache bleiben, weil ſonſt eine allgemeine Barbarei erfolgen würde, wenn wir uns auf andre verlaſſen, und es blos einem Triumvirat von Schriftſtellern in einem ganzen Lande aufgeben, die lateiniſche Sprache zu erhalten: ſie ſoll in allen Sachen ihre Stimme haben, wo die Alten erklärt, ausgelegt, und in ihren Schönheiten vorgezeigt werden: kurz! ſie ſoll das *Werkzeug der Gelehrſamkeit* bleiben, das ſeit ſo vielen Jahrhunderten dieſe Ehre gehabt, und mit dem ſo große Dinge ausgeführet worden ſind. . .

Aber die eigentliche Sprache des Geſchmacks, der Künſte, der Schönheit muß ſie nicht werden; nicht einer Nation die Originalſchriftſteller in ihrer eignen Mundart rauben: nicht die Ehre ſich anmaßen, auf dem Throne der Dichtkunſt zu thronen, und die Sprache der Poeten, der wahrhaftig ſchönen Schriftſteller, oder derer zu werden, die mit ihren Schriften bilden wollen. Dieſe ſollen vom Sokrates lernen, Patrioten zu ſeyn, und Nebenabſichten dem Hauptzwecke aufzuopfern: denn dieſer wußte es genau zu unterſcheiden:

patriae quid debeat, —

Sie ſollen aus verunglückten Beiſpielen ſehen, daß, wenn man den Ausdruck unglücklicher Weiſe vor dem Gedanken behandelt; alsdann leicht jene todte Bildſäule des Styls daraus werde, die ohne Fehler und ohne wahrhaftig eigne Schönheiten, ohne Leben und ohne Charakter daſteht, für langweilige Leſer eine Augenweide, die Bewunderung des regelmäßigen Dummen, allein der Kluge geht vorüber. Sie ſollen aus Beiſpielen ſehen, daß, wenn man ſich begnügt, was zehn andre vor uns geſagt, auf eine ſo Gott will! ſchöne Art zu ſagen, ein Alltagsgeſicht daraus werde, — eine Alltagscompoſition von hundert hübſchen Stellen und Gedanken und Flickgen, die nicht helfen noch ſchaden, aber doch ins Auge fallen: — daß, wenn man ſein vornehmſtes Verdienſt in den ſchönen Ausdruck einer fremden Sprache ſetzt, zuerſt unſre Denkart, nach-

her ſelbſt unſre Sprache, und wenn dieſer Geſchmack herrſchend wird, endlich die Denkart und die Sprache der ganzen Nation zurückbleibe. Alsdann wird vielleicht einſt ein unpartheiiſcher Nachkomme uns di: Grabſchrift ſetzen:

tu quoque, tu in summis, o dimidiate Menander
Poneris et merito: puri sermonis amator.
Lenibus atque vtinam scriptis adjuncta foret vis
- - - vt aequato virtus polleret honore
cum Graecis: neque in hac despectus parte jaceres:
Vnum hoc maceror et doleo tibi deesse - -

10.

In der Sprache der ſinnlichen Welt, überall, wo ich blos klar denken muß, ohne doch immer des Unterſchiedes mir bewußt ſeyn zu dürfen; vorzüglich in der Dichtkunſt, wo der ſinnlich lebhafte Ausdruck alles iſt: klebt alſo der Gedanke ſehr am Worte — aber jetzt treten wir auf ein Feld, wo ſich alles verändert zeigt — die Weltweisheit: wiefern kann und muß in ihr Gedanke am Ausdruck haften. Fragmente liefern keine Abhandlungen, ich zeichne alſo Geſichtspunkte hin.

1. Man kann zu einem Begriffe kommen, ſinnlich, wo man mit dem anſchauenden Blicke zugleich den Namen verbindet: dieſer Weg,

zu Begriffen zu gelangen, iſt offenbar nicht die Straße der Philoſophie: ſie verirrt ſich unter qualitates occultas, wenn ſie mit dem Verſtande empfinden will, und das Empfundene mit einem von ihm unabtrennbaren Namen umgiebt. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug erkläre: damit man nicht glaube, ich wollte die Weltweisheit dem Boden der Beobachtung entwenden. Ich ſage nur: jeder Begriff, den ich glaube anſchauend zu erkennen, da er doch blos eine Wirkung der Abſtraktion iſt, iſt ein Scheinbegriff in der Philoſophie: und wenn ich ihn mit einem Namen gatte: ſo iſt dies ein leerer Name, den ich nicht entwickeln, und der andre alſo ſich nicht erklären kann, auf gut Glück annimmt, und ein Wort ſpricht, dabei er nichts deutlich denkt. Ein großer Theil der ſcholaſtiſchen Wortkrämerei kam daher, weil ſie abſtrakte Begriffe, wie anſchauende Gedanken, ſich vorbildeten, etwas wahrzunehmen glaubten, was ſie ſchloſſen, und ſich unter unerklärliche allgemeine Namen verſteckten. Wenn eine neuere Philoſophie fortfahrt, die Wahrheit wie eine Farbe anzuſehen, und es zum obern Grundſatz des Denkens nimmt: was ich nicht anders, als wahr oder falſch denken kann, das iſt wahr oder falſch — wenn man den Grundbegriff der ganzen Aeſthetik, die Schönheit, in ein Ich weiß nicht was? des Geſchmacks verwandelt: und die Grundlage der Moral in ein Gefühl, oder Gewiſſensempfindung, oder gar in einen angebohrnen Gehorſamstrieb ſetzet, um es zu beſtimmen, was gut iſt: — ich ſage, wenn dieſer Weg die philoſophiſche Methode wird; ſo ſind wir wieder

in dem Labyrinth unerklärlicher Worte; wo der Gedanke am Ausdruck haftet, aus welchem uns Baco, Locke und Leibnitz haben erretten wollen.

2. Man kann zu einem Begriffe kommen, wörtlich, wenn der Name genetiſch und aus dem Weſen der Sache hergenommen iſt. So ſind aber blos Worterklärungen, wo ich willkührlich zuſammengeſetzte Gedanken gemeiniglich auch durch einen Ausdruck gleichſam darſtelle. Dies iſt noch nicht die eigentlich philoſophiſche Methode, zu Begriffen zu gelangen: denn es ſind wenige Namen in der Philoſophie, die ihren Begriffen zu gut erfunden ſind, weil bei dieſer Art der Verbindung zwiſchen Gedanke und Wort beide unter der Gewalt ihres Erfinders ſtehen müſſen, der ſie beide ſchuf und paarte. So ſind nicht die Worte des gemeinen Lebens, denn die Erfinder der Sprache waren ſelten Philoſophen; ſondern meiſtens die eigentlichen Kunſtwörter, die daher offenbar als Zwecke nichts gelten; weil der Erfinder nichts anders im Sinne hatte, als mit ihnen, wie mit Werkzeugen, höhere Endzwecke zu erreichen. Iſt alſo eine Weltweisheit mit ſolchen Kunſtwörtern überladen, ohne daß man dieſe Kunſtwörter anders gebrauchet, als zum Beſchauen: ſo verwandelt ſich mit einemmal das, was bei den Erfindern eine Rüſtkammer zum Gebrauch geweſen war, in eine Galanteriebude, wo man eins nach dem andern beſieht, auskramet, und höchſtens hier und da etwas putzet. So iſt die gemeine Art, Philoſophie zu lehren, die eine abgezählte Menge philoſophiſcher Worte hat, ſie ihren Schülern vorzeigt, erklärt, und dieſelbe höchſtens mit einigen

Exempeln und Veränderungen bereichert. Der eigentliche Geiſt der Weltweisheit aber iſt nicht, wie ich glaube, zu wiſſen, was andre vor uns gedacht und geſagt: ſondern es ſich eigen zu machen, wie ſie es gedacht und geſagt. Wer Philoſophie verſteht, erläutert und vorträgt, iſt vielleicht noch kein Philoſoph, und einen jungen Kopf blos auf dieſem Wege fortführen, heißt noch nicht ihn denken, ſondern andern nachdenken lehren. So viel halte ich von einer Methode, die da glaubt: Gedanke klebt am Ausdruck; und ſich zum einzigen Zweck nimmt, Worte zu erklären, damit man Gedanken blos verſtehe: das heißt, Weltweisheit lerne.

3. An grammatiſche Entzifferungen der Worte lohnt es hier kaum zu denken; denn ſie ſind gewiß nur am Rande der Philoſophie. Nicht, wie ein Ausdruck ſich etymologiſch herleiten, und analytiſch beſtimmen läßt: ſondern wie er gebraucht wird, iſt die Frage. Urſprung und Gebrauch ſind oft ſehr verſchieden, und die Unterſuchung des erſten iſt nichts, als ein Mittel, den letztern genauer zu erforſchen.

Wie klebt nun in der Philoſophie Gedanke am Wort? ſo wie ich im gemeinen Leben mit dem Worte den Gedanken ſinnlich klar erkenne, und an dieſer klaren Erkenntniß genug habe? — Nein! denn ihr Geſchäfte iſt, ſinnlich klar, aber verworren mit den Worten uns überlieferte Begriffe deutlich zu machen. Dies iſt der erſte Geſichtspunkt.

Klebt der Gedanke am Worte techniſch, damit, wenn ich Worte in ihrer Bedeutung lerne,

ich zugleich die Gedanken lerne? Die Gedanken wohl, aber denken zu lernen, wird dieſe techniſche Verbindung blos zu einem Werkzeuge.

Klebt der Gedanke am Worte bildlich, wie in der Mathematik das Wort Quadrat im Anſchauen ſeiner Figur? noch weniger! denn grammatiſche Auflöſungen eines Worts ſind ſelten der Art, daß ſie die Begriffe uns eben damit vorbilden: weder wie ſie entſtanden ſind, noch wie ſie zuſammen ein Ganzes bilden. — Nun wende ich an:

11.

1. Wir haben durch die Sprache denken gelernt: ſie iſt alſo ein Schatz von Begriffen, die ſinnlich klar an den Worten kleben, und vom gemeinen Verſtande nie getrennet werden. Nun kömmt die Weltweisheit, um die Beſchaffenheit der Dinge zu erforſchen; das iſt, ſie macht die in der gemeinen Sprache gegebenen Worte deutlich, und mit ihnen werden die Gedanken entwickelt. Wenn alſo eine philoſophiſche Methode unſrer Erziehung und Bildung analogiſch ſeyn ſoll: ſo nimmt ſie die Gegenſtände, die wir ſchon durch Hülfe der Worte ſinnlich klar kennen, ſetzt die bekannteſten Ideen auseinander, die in ihnen liegen, jeder begreifen und niemand läugnen kann, ſteigt zu denen immer feinern, bis ſie endlich zur Definition kömmt: jetzt erkennen wir in dem Begriffe jeden Theilbegriff, und da wir vorher blos unterſchieden, ſo fern wir mit dem Wort einen klaren Be-

griff verbanden: ſo erkennen wir jetzt den Unterſchied, weil wir uns der Merkmale bewußt ſind, die beide Sachen unterſchieden.

Die wahre und einzige Methode der Philoſophie iſt alſo die analytiſche: dieſe muß nothwendig die Begriffe des geſunden Verſtandes zum Grunde legen, und von hier ſich zu den Höhen der abſtrahirenden Vernunft erheben. Alle wahrhaftig philoſophiſchen Begriffe ſind dem Weltweiſen gegeben; er kann ſie alſo nicht in einem Verſtande nehmen, wie er will, und willkührliche Worterklärungen von Raum, Zeit, Geiſt, Tugend u. ſ. w. vorausſetzen, oder er öffnet die Quelle zu allen Wortgezänken. Sie ſind ihm ſinnlich klar gegeben, und jeder gute geſunde Verſtand muß alſo durch die Philoſophie gleichſam höher geleitet werden. Sie ſind ihm aber verworren gegeben, er ſoll ſie durch die Abſtraktion deutlich darſtellen, und zergliedert ſie alſo, ſo weit er kann.

Man ſieht bei dem erſten Anblick, daß alle Weltweisheit ertödtet werde, wenn man ſich begnügt, den Gedanken implicite mit eben dem Ausdruck zu denken. Eben von ihm muß ich ihn abſondern, ihn in andre kleinere Beſtimmungen auflöſen, ihn immer in verſtändlichen, aber nach und nach in vernünftigern Worten zeigen, bis die Seele ſich endlich gleichſam erinnert, was ſie mit dem Worte gedacht hat, und vorher nicht ſagen konnte, was ſie in Platons Reich der Geiſter ſahe, und jetzt nochmals ſiehet, was in ihr ſchlummerte, und jetzt erwachet. — Wenn wir nie ohne Worte deutlich denken können:

ſo iſts eben der Zweck der Weltweisheit, die blos verſtändlichen Worte ſo lange umzuſetzen, und zu wechſeln, bis ſie deutlich werden; der Unterſchied dieſer beiden Ausdrücke iſt eben dadurch geſchwächt, daß wir im gemeinen Leben verſtändlich und deutlich für einerlei halten, weil wir vom Letztern in ihm wenig wiſſen.

Die Weltweisheit alſo, die von eigenſinnigen Beſtimmungen anfängt, ſich hernach ſogleich hinter barbariſche Kunſtwörter verſteckt, um ihren vorangeſetzten Eigenſinn zu beweiſen, iſt nicht meine Muſe, denn ſie verachtet den gemeinen Verſtand, deſſen Worte ſie verwirft: ſie hat ſich aus der Sphäre des Lebens in die Atmoſphäre der Katheder verſetzt. Bildend iſt ſie nicht, und wenn ſie auch wahr wäre, unnützlich. — Aber die Weltweisheit iſt die Abgöttin meines Herzens, die zuerſt den ſinnlichen Verſtand leitet, ſich zu ſeiner Sprache herabläßt, mit ihm gehet, ihn nach und nach mehr erhebet, und ihm endlich in der Sphäre der Vernunft mit allem Glanz der Deutlichkeit erſcheinet und verſchwindet.

Daß dieſe Art zu philoſophiren ſchwer ſey, iſt offenbar, denn ſie kann nicht mit Worten ſpielen, wie die Arithmetik mit Zeichen, wobei man die bezeichnete Sache vergeſſen kann. Sie ſoll den Begriff eben von ſeiner Hülle abſondern, in der man ihn zu ſehen gewohnt iſt, und von Jugend auf zu ſehen gewohnt war. Er ſträubt ſich, und wenn wir ihn mit Gewalt entkleiden, ſo entwiſcht er, und läßt uns das Kleid in der Hand; oder wir verunſtalten ihn, haben ihm mit ſeinem Gewande zugleich ſeine

Haut zerriſſen: da ſteht er unkenntlich und verwundet in philoſophiſch-barbariſchen Hüllen. In der That, die Mühe iſt nicht ſo leicht, immer den Gedanken zum Augenmerk zu haben, ihn von den Worten zu entkleiden, in denen wir ihn kennen, aber nicht nackt erkennen: ihn in das Licht der Deutlichkeit zu zaubern, daß jeder ſpricht: das iſt er! und genau ſagen kann: warum ers iſt?

Man ſieht auch, daß dieſer Weg zu philoſophiren Schranken habe: denn es muß endlich unzergliederliche Begriffe geben, die von den einfachſten Worten nicht mehr zu trennen ſind, und deren muß es vermuthlich mehr als einen geben. Eine Schule der Weltweiſen glaubt, daß ſich alles auf Gedanken, und ſelbſt der Begriff des Seyns dahin zurückleiten laſſe: dies ſind ohnſtreitig die Grundſteine unſrer Erkenntniß. Allein unter dem Begriffe des Seyns ſtehen vielleicht gleich unmittelbar drei unzergliederliche Begriffe: Raum und Zeit und Kraft: das iſt, neben, nach und durch einander. Für mich wird es alſo ſchwer, es zu begreifen, daß, wo etwas iſt, ein andres neben ihm ſey? wenn etwas iſt, ein andres nach ihm ſey? wie etwas iſt, das andre durch daſſelbe ſey? Ich ſage begreifen: nicht aber mit Worten zu ſpielen, daß eins im andern enthalten ſey, daß dieſe Begriffe verwandt ſind u. ſ. w. — Eben ſo iſts für mich einer der größten Knoten, den Begriff des Schönen und des Guten auf den Begriff des Gedankens zu reduciren, daß ich aus ihm begreifen könne, wie das Anſchauen des Einen im Mannigfaltigen,

das iſt, der Begriff der Schönheit, Vergnügen, und die Erkenntniß der Vollkommenheit, Wollen wirke. — Ich führe einige der wichtigſten Grundbegriffe an, die ſich nicht weiter entwickeln laſſen: „hier muß der Gedanke am Ausdruck endlich „kleben bleiben." Aber dies hier und dies endlich kann man nicht nach Belieben hinſetzen, wohin man will: ſonſt verfällt man in eine Philoſophie der Faulen.

2. Ich habe jetzt die Materie der Philoſophie erwogen, von der Form kann ich kürzer ſeyn. Will man jene Metaphyſik nennen, ſo giebt es eine Grundwiſſenſchaft der Phyſik, Mathematik, Logik und Moral, die die Begriffe dieſer Wiſſenſchaften von ihrer klaren Verſtändlichkeit bis zur einfachſten Deutlichkeit fortführt, und alſo ein Schatz deutlicher Begriffe iſt. Die formelle Philoſophie hat es zum Zweck, daß, indem wir nach und nach zu jenem Schatze gelangen, wir ſelbſt denken, und da wir nie ohne Worte denken, uns ausdrücken lernen. Hier wird es ſchon einleuchtender, daß ich dies auf keine andre Art lerne, als wenn ich mit großen Meiſtern mit-, daß ich aber auf keine Art ſo leicht dieſen Zweck verfehle, als wenn ich ihnen blos nach-denke. Mit dem erſten rechtfertigen ſich auf einmal die Kunſtwörter der Philoſophie gegen alle Spöttereien der Unwiſſenden: ſie ſind nöthig und nützlich, denn an ihnen klebt der Gedanke großer Philoſophen, in deren Geiſt ich mich durch dieſe Worte ſetze, mit ihnen denke, ſchließe, beweiſe, eintheile, und alſo denken, ſchließen, beweiſen,

eintheilen lerne. Aber Zwecke müſſen ſie nicht ſeyn, daß ich blos dieſe Worte verſtehen und ausdrücken könne: wer dies zu ſeinem Ziel erwählt, kann allerdings ein guter Interpres der Philoſophie, ein brauchbarer Mann, angenehm in Schriften, und berühmt im Vortrage ſeyn; aber im ſchärfſten Verſtande ſo wenig ein Philoſoph, als Warburton und Johnſon Poeten ſind, weil ſie über Pope und Shakeſpear commentiren. Reiflich erwogen iſt der Name eines wahren Weltweiſen, eines Erfinders in der Philoſophie ſo eine Seltenheit, als der Name eines wahren Dichters: nur daß freilich unſre Zeit geſchickter iſt, jenen, als dieſen, hervorzubringen. Selbſt unter den Deutſchen iſt ihre Mutter, die Philoſophie, ſo fremde geworden, daß man höchſtens einige akademiſche Thyrſusträger ſieht, die ſich Bacchus zu ſeyn glauben. Sie lernen Worte und glauben: „mit „ihnen haben ſie Gedanken."

Genug! in der Weltweisheit Ausdruck ſtatt Gedanken nehmen, iſt verderblich; den Gedanken blos im Vehikulum des Ausdrucks verſchlingen, iſt unnützlich; aber Begriffe aus den gegebenen Worten entwickeln und deutlich machen: das iſt Philoſophie. — Nun ſollte ich mein Fragment mit den wahren und gründlichen Bemerkungen unſers philoſophiſchen D. krönen, ob wir ohne Worte denken können? *) — von der Nothwendigkeit der ſymboliſchen

*) Lit. Br. Th. 9. p. 43.

Kenntniß *) — von Leibnitzens allgemeiner philoſophiſcher Schrift und Sprache, **) und andre Materien, die ich in einer Abhandlung vorausſchicken müßte, aber in Fragmenten von dieſer Art blos citiren darf: denn vielleicht ſind mehrere, die mit mir von dieſem Weltweiſen denken, was dort Antimachus zum Plato ſagte, da dieſer ſeinen ganzen Lehrſaal füllte: Plato iſt mir ſtatt vieler! Die werden hier meine Fragmente aus der Hand legen und die citirten Stellen leſen.

12.

Ich habe in einem Labyrinth von verſchiedenen Ausſichten umhergeſchwärmt; jetzt kömmt mir mein Leitfaden wieder in die Hand, und ich knüpfe ihn an meine vorige Materie an: daß die Lateiniſche Sprache einigen Eindruck in das Innere des wiſſenſchaftlichen, inſonderheit philoſophiſchen, Vortrages gemacht habe, und daß hier der Ausdruck oft den Gedanken beherrſche.

Ob ſich gleich jede Wahrheit, die ich doch, um ſie deutlich zu denken, nicht ohne Worte denken kann, in jeder ausgebildeten Sprache muß ſagen laſſen;

*) Th. 13. p. 21.

**) Th. 4. p. 234.

ſo daß es nachher blos die Pflicht der Sprachweiſen iſt, die Sprache dazu zu ſchaffen, daß ſie jede Wahrheit leicht und ganz und nachdrücklich ſage: ſo rede ich hievon doch jetzt gar nicht. Ich verwerſe bei Lehrbüchern nicht nur nicht die Lateiniſche Sprache: ſondern wünſche ihr aus guten Urſachen, die Ehre wieder zu erobern, die Sprache wahrer Syſteme, und das allgemeine Band der Gelehrſamkeit zu ſeyn. Seit dem man von ihr abgewichen: ſo ſind jene neumodiſchen Lehrbücher erſchienen, die äſthetiſche Kabriolen ſchneiden, wo ſie mit feſtem philoſophiſchem Tritt einhergehen ſollten. Ich gebe es alſo zu, daß, wenn ein blos dogmatiſches Buch durch eine Lateiniſche Ueberſetzung viel von ſeinem Innern verliert, ſo ſey das Abgegangene gewiß Schlacken, ſie mögen ſo glänzen und lecken, als ſie wollen. Ich gebe es zu, daß jeder Lehrer ſeinen Lehrbegriff in aller Kürze und Strenge überſchauen müſſe, und wenn die Lateiniſche Sprache zu dieſer Kürze und Strenge hilft und bildet, ſo müſſe er ſie ganz in ſich geſogen haben. Ich gebe es zu, daß wir uns unſre Gelehrſamkeit weitläuftiger und ſchwerer machen, wenn jede Nation allgemeine dogmatiſche Wahrheiten in ihrer Mutterſprache ſchreibt, und daß, wenn die Literatur auf dieſem Wege fortgeht, wir bald nicht blos Franzöſiſch, Engliſch und Italieniſch, ſondern auch Schwediſch, Däniſch, Holländiſch, Spaniſch, Rußiſch u. ſ. w. werden lernen müſſen, wenn wir die Erfindungen werden wiſſen wollen, die dem ganzen Markte der Gelehrſamkeit zugehören. Ich ſage alſo mit Geßner: An uti Germanica lingua convenit in praelectionibus Academicis? Serum est inter-

rogare. Quaeramus potius, an non in aliquam partem honoris sui restitui possit Latina?

Hievon rede ich nicht, ſondern frage: ob dieſe Sprache auch über Begriffe, über Reihen von Wahrheiten, über Beweiſe, über Eintheilungen und Unterſchiede, ja gar über Methode und Denkart eine Zauberkraft habe? Wäre dies, ſo kann man in reinem Deutſch doch Lateiniſch denken, ſeinen Vortrag doch nach dieſer Sprache modeln, und alſo noch immer Gefahr laufen, Worte ſtatt Sachen, Lehren ſtatt Wahrheiten, Kathederwiſſenſchaft ſtatt Weisheit, und Ausdruck ſtatt Gedanken, auf gute Treu und Glauben zu verkaufen.

Unſere Wiſſenſchaften wachſen ſämmtlich und beſonders nicht auf unſerm Grund und Boden: Jahrhunderte durch ſind ihre Wurzeln in die Abgründe und Adern der Lateiniſchen Sprache verwachſen: wir müſſen die Denkmäler der Weltweisheit in ihr ſtudiren, unſere Gelehrſamkeit weit und breit zuſammenholen: und nun begeben wir uns zu ſchreiben — Es ſey eine Sprache, welche es wolle, wir werden etwas von dieſem Zwange in ſie bringen. Wer kann es alſo einem gelehrten und ſehr verdienten Gottesgelehrten, wenn man nicht ſelbſt ein Schwätzer iſt, denn ſo bitter verargen, wenn ſein Vortrag, unter eine Laſt Lateiniſcher Literatur gekrümmt, ſich mühſam fortziehet. Freilich wäre ſeine Geſchichte der Glaubenslehren ein anderes Werk, wenn man ſie in das natürliche Deutſch einer Winkelmannſchen Geſchichte der Kunſt überſetzte;

aber:

aber beklaget ſie vielmehr, die Baumgartens, die Semler, die Heilmanns, daß ſie nach der Lage der Gelehrſamkeit zu ihrer Größe kaum gelangen konnten, ohne einigen Zwang von ihren weitläuftigen Wanderungen anzunehmen. Man ſpottet ſo häufig über den akademiſchen Styl in Paragraphlangen Perioden: man hat Recht, ihn zu tadeln; aber die eiſernen Ketten, unter denen er einherſchleicht, ſind freilich oft geſchraubte Mühſamkeit, oft aber offenbar aus dem Lateiniſchen übertragen.

Ferner: es ſind in dem Anblick der Wiſſenſchaften und der Weltweisheit vielleicht fremde Vorſtellungsarten, und Geſichtspunkte, aus fernen Völkern, Zeiten und Situationen, die uns nicht mehr wundern, weil man uns gleich vom Anfange der Unterweiſung in ſie gleichſam eintaucht, die aber einem Kopfe, der die Literatur als Fremdling ſtudiret, ſo fremde und buntſcheckig vorkommen, als in dem altgalanten Styl die Lateiniſchen Wörter. Dieſe entfernten und veralteten Vorſtellungsarten geben dem Ganzen des Vortrags die Miene des Gelernten: ſie öffnen dem gelehrten Pſittacismus die Thüre, der ſich ihnen bequemt, und Worte nachplaudert. Sie ſinds eben, die den Bücherphiloſophen von der Weisheit des Lebens getrennt, da er ſich doch auf ſie mächtig ſtützen, und jederzeit von ihr ausgehen ſollte, um nachher ſeine eigne Sphäre zeitig genug zu finden. Sie ſinds, die den philoſophiſchen Magiſterton aufgebracht, der Ballaſt ſtatt Gold führet, und von Weisheit ſtrotzet, die nicht eine einladende Miene hat. Welch ein Unterſchied zwiſchen einem Moſes und Kölbele!

Ohne Zweifel iſt auch ſelbſt zu Lehrbüchern die Sprache des **geſunden Verſtandes** die beſte, die ſich gelegentlich der wiſſenſchaftlichen Vernunft mitzutheilen weiß. Es führen hierin aber andere das Wort ſtatt meiner ſchwachen Stimme, und man muß überhaupt dem Lobe beſtimmen*): „wenn es „dem Reiche der Wiſſenſchaften zuträglich geweſen, „einem mit willkührlichen Begriffen, Hypotheſen und „Schlüſſen offenbar zu weit getriebenen und zuletzt „nur in bloße Schalen einer kernloſen Methode ver„wickelten philoſophiſchen Geſchmacke ſich entgegen zu „ſetzen, ſo hat **Göttingen** Antheil an der Ehre „eines gebeſſerten oder geretteten Geſchmacks.“

---

*) **Pütters** Geſchichte der Akademie zu Göttingen.

II.

Vom neuern Gebrauche der Mythologie.

1.

Von hieraus gehe ich, wie ich glaube, den ſicherſten Weg einer Materie entgegen, die in einer der neueſten und feinſten kritiſchen Schriften *) unter uns von neuem rege gemacht iſt: wie weit wir die Mythologie nachahmen können, und müſſen? Klotz nehmlich, in ſeinen Epistolis Homericis, unterſucht dieſe Frage im Vorbeygehen, und ſo wie dieſer Verfaſſer überhaupt in ſeinen Parentheſen unterhaltender ſeyn möchte, als in den Sachen, die er zweckmäßig abhandelt: ſo gebe ich auch der exempelreichen Abhandlung, daß die Mythologie nicht in geiſtliche Gedichte der Chriſten zu miſchen ſey, meinen ungetheilten Beyfall.

Aber wie fern uns die Mythologie im Ganzen, erlaubt, nützlich, ja nothwendig zu brauchen ſeyn möchte: hier ſcheint

*) Klotz. Epistol. Homer. Epist. 11.

ſeine Calliope, die er vor dieſer Betrachtung anruft *), ihn etwas zu weit verführt zu haben; oder er iſt undankbar gegen ſeine Führerin, die ebenfalls zur Mythologie gehört, und ihren Schüler alſo verlaſſen mußte, da er der Mythologie zu nahe trat. Wir wollen ihm nachſchleichen, und ihn etwas zurück zu locken ſuchen.

„Warum, frägt er, iſt Neptun ein Gott des „Meers, Pluto der Hölle u. ſ. w. man kann nichts „bei allen dieſen Fabeln zur Urſache angeben, als „weil es den Griechen und Römern ſo gefiel **)!" Freilich, der Name iſt willkührlich! und meinetwegen mag ſtatt Jupiter, Neptun und Pluto, auch Perkunos, Pikollos und Potrimpos, oder Odin, Thor und Locke ſtehen, nur müſſen dieſe Namen, ſo durchgängig bekannt, mit ſo hohen poetiſchen Begriffen gleichſam verknüpft, und unſrer Sprache ſo angemeſſen ſeyn, als die Griechiſchen und Römiſchen Namen der Götter. Alsdann iſt uns nichts daran gelegen, ob ſie von den Griechen oder Scandinaviern, den Römern oder alten Deutſchen erfunden ſind. Nur, ich wiederhole es nochmals, ſie müſſen ſo durchgängig bekannt, mit ſo vielen dichteriſchen Erzählungen ausgeſchmückt, und an Tönen nicht rauh ſeyn. Der Dichter und Artiſt braucht, um ſeine vollkommen ſinnliche Schönheit zu erreichen, oft ſolche perſonificirte Stücke der Natur: hier einen Waſſer-

*) Epist. Hom. p. 124.

**) Epist. Hom. p. 124.

dort unterirdiſchen Gott, wo der Begriff von Meer nicht paßlich, und die Idee vom Teufel nicht edel genug war. Hier hat der Verfaſſer die Urſache, warum ein Neptun und Pluto nöthig waren, blos als poetiſche Geſchöpfe, nicht Namen.

Er fährt fort*): „die Mythologie beruht auf „nichts, als dem Irrthum und dem Aberglauben „der Alten!“ Gut! Religionsbegriffe, Bilder der Wahrheit muß ſie alſo uns nicht geben, aber wir nützen ſie auf einer andern Seite, der ſinnlichen Schönheit wegen. Wenn ich mythologiſche Ideen und Bilder gebrauche, ſo fern gewiſſe moraliſche, oder allgemeine Wahrheiten durch ſie ſinnlich erkannt werden: ſo ſind mir ja mythologiſche Perſonen erlaubt, die durchgängig unter einem beſtimmten und dazu ſehr poetiſchen Charakter bekannt ſind, ohne in der Fabel Aeſops müßten die Thiere nicht mehr ſprechen, und in keiner Fiktion müßte ich erdichtete Perſonen gebrauchen können — warum? weil ſie der Wahrheit entgegen ſind. — Der Wahrheit wegen brauche ich ſie auch nicht; aber ihrer poetiſchen Beſtandheit: und wenn es perſonificirte Dinge ſind: der ſinnlichen Anſchauung wegen. Freilich, die die mythologiſchen Namen blos „als leere Schälle **) gebrauchen,“ die können ihrer entrathen; ſind das aber Dichter? Weiter: „es „iſt ein ſehr mittelmäßiger Kopf, der nichts ſelbſt in „Vorrath hat, ſondern hundertmal wiederholte Bilder

*) pag. 125. **) pag. 126.

„wiederholen muß *)!“ Nicht blos ein mittelmäßiger, ſondern ein ſchlechter Kopf iſt, der nichts im Vorrath hat, der blos wiederholt; aber wer hundertmal auf einerlei Art gebrauchte Bilder, auf eine neue Art braucht, wer hundertmal gebrauchte Perſonen zu Maſchinen einer im Ganzen neuen Fiktion braucht, wer in hundertmal geſehene Körper einen neuen Geiſt hauchet, daß ſie ihm zu großen Zwecken dienen, und in einer neuen Sphäre, ihrem Charakter gemäß, poetiſchſchön handeln, der iſt mehr als mittelmäßiger Kopf. Nicht darin beſteht ſein Verdienſt, daß er ſie brauchet, (weil er damit ſeine Kenntniß zeiget) nicht darin, daß er die Schwierigkeiten ihres abgenutzten Alters zu überwinden wußte, denn warum ließ ers, wenn dies ſein einziges Verdienſt war, nicht gar bleiben? ſondern weil er ſie zu ſchönen poetiſchen Zwecken ſchön zu brauchen wußte.

Ich will ein Zeugniß anführen, dem der Verfaſſer vielleicht glauben wird: es erlaubt zwar allein den Künſtlern die Mythologie: wenn ſie der Dichter aber zu eben den Zwecken brauchen kann, und nöthig hat; warum ſollen wir hart, oder eigenſinnig ſeyn, und ſie ihm denn verſagen? Ich ſetze meines Zeugen eigene Worte her, damit der Leſer nichts vom ſchönen Ausdruck verliere, oder ich untreu würde: artificum ratio hujus disputationis severitatem refugere videtur. Nam ut in sermone verba, sic in pictura signa quae-

*) pag. 127.

dam sunt, ab antiquis temporibus, atque ex mythologia profana repetita, quae quasi verborum sermonisque vim nacta sint. — Porro harum allegoricarum figurarum ope illud commodi nanciscuntur artifices, ut in una tabula complures res exponere queant, quarum singulae singulas tabulas postularent, si ab hac ratione recederent. — Praeterea res, quae in sensus non cadunt, hoc modo ante oculos ponuntur, et obmutescenti quasi historiae succurrit allegoria: attentio igitur conservatur, et dum omnia videmus, laetamur. — Wozu braucht ſie alſo der Künſtler? Zuerſt wegen ihres beſtimmten Charakters, da ſie bedeutungsvolle Worte ſind: ferner, durch den Reichthum von Ideen, der ſie begleitet; drittens, ſie mahlt abſtrakte Begriffe ſinnlich. Nun! und wenn ſie zu dem allen der Dichter brauchen kann, und muß: um ihrer allgemeinen Beſtandheit, um ihrer hohen poetiſchen Nebenbegriffe, um ihres Lichts der ſinnlichen Anſchauung willen: damit er allen verſtändlich, damit er poetiſch-edel, reich und ſchön, damit er für die anſchauende Phantaſie rede: wer ſoll ſie ihm verwehren? Unſer Verfaſſer nicht, denn er erlaubt ſie ja deswegen dem Künſtler; ich auch nicht, da ich für ſie rede; der Verfaſſer der Homeriſchen Briefe auch nicht, denn das angeführte Zeugniß iſt ſein eigenes*), aus demſelben Briefe, und in derſelben Sache. Ich habe ihn

---

*) ſ. Epist. Homer. 2. p. 129.

durch ſich ſelbſt zurückgeführt: vorher hat er blos die Mythologie zu einſeitig angeſehen. Nicht wie Griechen und Römer ſie brauchen*), (als Religions- und Hiſtorienwahrheiten,) nicht, wie ſie die Reformatoren nach der Barbarei oft beibehielten**), (als eine heilige Antike, aus einem Vorurtheile des Anſehens,) nicht, wie ſie gehirnloſe Köpfe brauchen†), (als einen leeren Schall,) nicht, wie ſie elende Schwätzer brauchen††), (um neun und neunzigmal gebrauchte Gleichniſſe, ſtatt eines neuen, das Kopfbrechens macht, hinzuſtellen,) ſondern mit einer neuen ſchöpferiſchen, fruchtbaren und kunſtvollen Hand — und zwar blos, wenn er ſie nöthig hat, und zu den angezeigten großen Zwecken gebrauchen kann.

2.

Ganz nothwendig für einen jeden Dichter ſchlechthin, iſt die Mythologie gar nicht. Ich ſehe die Urſache, womit ein Kunſtrichter†††) Klotzens Meynung begegnet, für gar keine Urſache an: „der Dichter überzeugt uns durch ſeine Mythologie, „daß er mehr als bloße Verſe machen kann; er gibt „einen überzeugenden Beweis, daß er ein Gelehrter „iſt, der ſich in den Werken des Alterthums um-

---

*) pag. 132. **) pag. 125.

†) pag. 126. ††) pag. 127.

†††) ſ. Deutſche Bibl. 1. B. 1. St. pag. 203.

„geſehen hat, oder noch umſehen kann, welches un„ſre Poeten als was ziemlich Ueberflüßiges anzuſe„hen anfangen.“ Der Recenſent, deſſen dies Urtheil iſt, will uns damit vielleicht überzeugen, „daß „er mehr, als bloße (d. i. nackte) Recenſionen „ſchreiben kann; er will uns damit einen überzeu„genden Beweis geben, daß er ein Gelehrter iſt, der „ſich in den Werken des Alterthums umgeſehen hat, „oder NB. noch umſehen kann, welches unſre Re„cenſenten als was ziemlich Ueberflüßiges anzuſehen „anfangen.“ Deſſen hat er mich auch überzeugt, aber nichts mehr. Durch den Gebrauch der Mythologie lernt man nicht gleich mehr als bloße Verſe machen: wer ein Compendium der Mythologie durchgeleſen, iſt noch kein Gelehrter, der ſich in den Werken des Alterthums umgeſehen haben muß: ein Gelehrter iſt noch kein Dichter, und ein Alterthumskenner kann ſich eben, wenn er ſich im Staube der Alten umſieht, das poetiſche Auge verderben: und dann, um ſich in den Alten umſehen zu können, lieber Gott! dazu braucht man ja nicht mythologiſche Gedichte gemacht zu haben; ſo wenig als der Recenſent mythologiſche Gedichte darf vertheidigt haben, um ſich in den Werken der Alten umſehen zu können.

Aber noch eine Urſache von ihm *): „wenn die „Mythologie aus der pindariſchen oder horaziſchen „Ode verwieſen werden ſollte: ſo ſehe ich gar nicht, „wie ſie den Namen einer pindariſchen oder horazi-

*) ſ. Deutſche Bibl. 1. B. 1. St. p. 204.

„ſchen Ode verdienen könnte. Der Begriff von bei=
„der Art Oden involvirt die Mythologie, ohne ſelbi=
„ge iſt es nicht möglich, einen vollſtändigen Begriff
„davon zu geben, oder wenn Sie das nicht zugeſte=
„hen wollen, Herr Klotz: ſo müſſen Sie ꝛc.“ O ja
lieber Herr Präceptor, auch ich will Ihnen alles zu=
geſtehen, wenn Sie mir etwas, was für mich ſehr
ſchwer fällt, den Begriff, den vollſtändigen
Begriff einer pindariſchen oder horaziſchen Ode ge=
ben, und ſich herablaſſen, mir in ihm die Mytholo=
gie zu evolviren, die Sie involvirt haben. An mei=
nem ſchwachen Verſtande liegts vermuthlich, daß ich
dieſen Begriff noch nicht vollſtändig auseinan=
der ſetzen kann, ſo genau ich ihn zu bemerken und
mindeſtens zu empfinden geſucht; daß ich nicht ſo
entſcheidend behaupten kann, dies gehört zur pinda=
riſchen und horaziſchen Ode weſentlich, und dies zu=
fällig; dies muß, und jenes darf nicht nachgeahmt
werden, in einer fremden Sprache, bei einer ganz
verſchiednen Religion, auf einer ganz verſchiednen
Stufe der Literatur, unter ganz andern Umſtänden
und zu ganz andern Zwecken. Ich habe nach dieſer
ſchwachen Blödigkeit endlich geglaubt, daß der Cha=
rakter Pindars und Horazens am ſicherſten, nicht in
dem, was, ſondern wie ſie es ſingen, ertappet
werde, daß es nicht darauf ankomme, ob ſie eben
dieſe Materialien zu ihren Farben nähmen, ſondern,
daß hier die Manier zu mahlen in Betracht kom=
me. Ich habe geglaubt, daß man, um ihren Geiſt
zu erforſchen, genau darauf Achtung geben müſſe:
wie ſie die Umſtände ihres Helden oder Vorfalls nü=
tzen, wie ſie in der Anlage des Plans, in der Fort=
führung der Ideen, der Art, Gleichniſſe zu mahlen,

und ſie zu ſtellen u. ſ. w. ſich charakteriſirten. Ich glaube, daß eine Nachbildung ſchon den Namen einer pindariſchen oder horaziſchen Ode verdiene, (etwas, was ein Römer oder Grieche allein entſcheiden müßte, der uns kennete,) die damit ich das Gleichniß von einem Gebäude gebrauche, die Materialien, die ſie gebrauchen könnte, nach der Bauart, Form, den Theilen, und der äußern und innern Zierlichkeit einer griechiſchen oder römiſchen, aufrichtete: ich glaubte dies nicht allein, ſondern ein andrer *), der ſchon ſeinen Mann beſſer kennet, ſagt ſogar: „ſeit dem Homer hat man ge„glaubt, daß die Zuſammenſetzung der Hauptzüge ei„nes beſtimmten Subjekts nach den Regeln der Ueber„einſtimmung, und nach der Beſchaffenheit des Zwecks, „den man hat, den Plan eines ſchönen Werks aus„machten, ſo wie die Grundriſſe der Zeichnung und „die Stellung der Figuren gegen einander den Plan „eines Gemäldes darlegen.“ Alles dies glaubte ich, und wünſchte alſo unſern Homers, Pindaren und Horazen mehr die Art, wie jene die Mythologie nutzten, anwandten und zum Theil erfanden, um dieſes Namens würdig zu ſeyn, als die Mythologie ſelbſt; aber —

Nun höre ich ſo viel Ausſprüche neuerer Kunſtrichter, die mein ganzes Ohr fühlet, und meine Zunge kaum nachſtammelt: z. E. **) „Machen Sie mir „doch einmal ein Heldengedicht, ein Deutſches, aber

---

*) Lit. Br. Th. 19. p. 97.

**) Lit Br. Th. 21. p. 45.

„nach keinem Griechiſchen oder Lateiniſchen Maaßſta„be; oder eine Ode; aber das verſteht ſich, weder „nach Griechiſchen noch Lateiniſchen Muſtern. Ich „möchte dergleichen wohl ſehen!“ Hier lief mir ein Schauder über den Leib, und meine Hände ſanken. Mir ſtrichen zwar Fingal, und Regner Lodbrog und die Skaldriſchen, und Bardengeſänge, und die Pſalmen Davids, und arabiſche Gedichte, durch die Seele, aber in der Angſt ſchnell und verworren. Ich wagte nichts hervorzubringen, denn das gravitätiſche Kopfnicken des Präceptors, bei den Worten: „ich möchte das wohl „ſehen!„ ſchreckte mich. „Ei! dachte ich, dieſe „Leute haben vielleicht die Punkte, welche die Alten „feſtgeheftet, vielleicht unwiſſentlich aus einander ge„riſſen, und dies iſt alsdann ein neuer Geſchmack, „der nothwendig verkehrt ſeyn muß, — weil er von „den Regeln des wei,en Alterthums abgeht *).“ Nun entfiel mir aller Muth zu hoffen, daß, da wir Helden haben, größer als die Helden Pindars, und Könige, größer als die Mäcene des Horaz, wir weit leichter, und paßlicher Stoff zu Oden für Pindars und Horaze hätten, als für Homere und Virgile: mir entfiel der Muth, es zu verſuchen, ob nicht eine pindariſche neuere Ode ſich ſo unter die Heldenthaten und Vorfahren eines Königes verirren könnte, wie der alte Thebaner in ſeine Mythologie, die national und verwandt mit ſeinen Helden war; ich gab alles auf, und entſchloß mich zum ſicherſten, meinem Lehrer die Oden Pindars und Horazens

*) Ebendaſ. p. 44.

ſelbſt zu zeigen, ohne an Nachbildungen zu denken, und da war es freilich wahr: „wenn die „Mythologie aus ihnen verwieſen werden ſollte, ſo „ſind ſie freilich (p. princ. contrad.) nicht mehr „ohne Mythologie, was ſie mit Mythologie waren, „pindariſche und horaziſche Oden. Q. E. D."

Ich finde mich zum Verfaſſer der Homeriſchen Briefe zurück. Ich glaube erwieſen zu haben, daß der Gebrauch der Mythologie an ſich nicht ganz verwerflich ſey: nun bleibt die große Frage übrig: iſt er denn ſo nützlich?

3.

Es iſt eine leere Furcht, ohne alte Mythologie werde man ſchlechtere und froſtigere Verſe machen: Tantam rerum, quae hodie est, facies sententiarum novarum et imaginum copiam praebet, ut homini ingenioso nunquam deesse possint, quibus exornet carmina*). Hier muß ich erſt wiſſen, was fodert die Dichtkunſt; und wie weit kann ich ohne Mythologie dies erreichen? Man denke nicht, daß ich aus der Erklärung der Poeſie das Ideal im Allgemeinen beſtimmen werde; ich ſehe blos die Foderungen der Poeſie an, ſo fern ſie mit der Mythologie gränzen, oder nicht. So bald es in der Dichtkunſt auf mehr ankömmt, als

*) Epist. Homer. p. 126.

auf Verſe machen, und fließend reimen: ſo kann ſie entweder für den Verſtand reden oder für die Einbildungskraft: für dieſe, um ſie blos kalt zu vergnügen, oder zu rühren und gleichſam zu täuſchen. Dies, glaube ich, iſt die pſychologiſche Eintheilung derſelben.

Wenn die Dichtkunſt für Vernunft redet: ſo iſt das Ganze ihres Inhalts Wahrheit: was ſie dazu thut, ſind blos kleine Auszierungen, und Schnitzwerk: das Allgemeine iſt ihrem Gebiete gleichſam entnommen. Da ich unſre geiſtlichen Gedichte gleich ausgeſchloſſen: ſo bleiben mir hier philoſophiſche Lehrgedichte übrig; in dieſen kann nie die Mythologie mehr als Schmuck und Erläuterung ſeyn, ohne zur Bildung des Ganzen was beitragen zu wollen. Allein, in dem angezeigten engen Geſichtspunkte, wer wollte ſie ausſchließen? Wird ſie blos zu verdunkelnden Anſpielungen angewandt, ſo iſt ſie verwerflich — aber zu Beiſpielen, zu Vergleichungen, zu einzelnen Bildern, da betrachte ich ſie auf dem Rande der Geſchichte, als eine Quelle von poetiſchen Exempeln, (würde ich hiſtoriſche Wahrheit immer verlangen, ſo könnte ich ja auch wenig aus der alten Geſchichte, die immer halb Fabel iſt, anführen,) prächtigen Farben, und redenden Bildern: und hier laſſe ich ſie mir nicht nehmen.

Wenn die Dichtkunſt für den Verſtand redet, durch die Fabel, von der Aeſop der Urheber iſt: ſo kann ja die Mythologie handelnde Subjekte liefern, die uns in einem einzelnen Fall,

der als wirklich vorgeſtellet wird, einen gewiſſen allgemeinen Satz anſchauend erkennen laſſen: und warum ſollte ſie nicht die Quelle mancher Fabeln ſeyn können? Wenn man einige Geſchichten aus Bacons Weisheit der Alten von der gar zu vielen Kunſt entkleidete, die er tiefſinnig in ſie legte — wenn man ſie aus der Dämmerung der Allegorie, in der ſie bei ihm ſtehen mit dem Licht einer Geſchichte völlig bekleidete: ſo würden doch wohl einige ſo ſchöne Fabeln daraus, als Leßings 5te im 1ſten Buche, ſeine 10te, 18te, 23ſte, 28ſte, im zweiten: und dieſe ſo ſchöne Fabeln will mir der Kunſtrichter rauben, die unter den Leſſingſchen gewiß zu den beſten gehören? wie viele werden wir aus Gellert, Gleim, Hagedorn, Lichtwehr verlieren? Hier ſind ja die mythologiſchen Perſonen nicht leere Schälle, ſondern handelnde Weſen; nicht bloße Namen, ſondern Weſen von einem beſtändigen Charakter; nicht gedankenloſe Wiederholungen, ſondern ein künſtlicher Gebrauch edler Perſonen, die mir einen allgemeinen Satz handelnd zeigen: kurz! alles was nur der ſtrengſte Kunſtrichter der Fabel von ihr fodern kann.

Hier ſteht die artige Fiktion des Sannazars an ihrer Stelle, die K. angreift*): ſie läßt einen allgemeinen Satz: Venedig übertrifft Rom, anſchauend erkennen: und wäre Handlung in ihr, ſo gäbe ich ihr (nicht wie der Venetianiſche Rath Geldſäcke: denn dies war mehr für die Ma-

*) Epist. Homer. p. 130 — 132.

terie, als die Form,) ſondern einen ungehinderten Platz unter Fabeln. Jetzt iſt ſie blos Epigramm, da ihr das Fortſchreitende der Handlung fehlt: aber kann ich wie Trapp ausrufen: ubi hic acumen? quid salsum, quid facetum? ne umbra quidem ingenii! Das acumen und salsum und facetum liegt hier darin, daß der allgemeine Satz, der Venedig ſo ſchmeichelte, gleichſam in die Morgenröthe einer Fiktion eingekleidet, und anſchauend dargeſtellet wird. — Kann ich wie Klotz ausrufen: in his versibus nil est, praeter inanem verborum sonum, quibus nulla subiecta sententia! Auch nicht! denn eben dazu iſt ja das Epigramm erfunden, um hinter bekannte, und poetiſch-anſehnliche Perſonen eine Sentenz unterzuſchieben. Freilich wäre zu Horaz und Virgils Zeiten dies Epigramm paſſender geweſen, aber warum? aus einer Nebenurſache; weil Jupiter und Neptun damals Götter waren, denen man glaubte, und die man durchgängig kannte: das Epigramm hätte damals alſo Religions- und hiſtoriſche Wahrheit erhalten, und wäre feierlicher geweſen, weil jeder Leſer viele hohe poetiſche Nebenbegriffe ſich dachte. Jetzt wird freilich Neptun und Jupiter verlacht, ſo bald ſie als Zeugen auftreten: man glaubt ihnen ihren Ausſpruch eben ſo wenig als dem Sannazar ſelbſt. Was thut aber dies hier? legt Sannazar dies den Göttern in den Mund, um ſeinem Satze durch ihren Ausſpruch Gewicht der Glaubwürdigkeit zu geben, ſo iſt er ein Narr! Bezahlte ihn Venedig ſo theuer, weil es glaubte, ſeine Größe würde in dem Munde der Götter unwiderſprechlich: ſo

zahlte

zahlte es freilich ſo albern, als eine Mutter das Lob ihres Kindes in einer gelognen elenden Leichenpredigt. Aber betrachtet man das Epigramm an ſich, ſo iſts ja artig, und (inſonderheit damals, da die Mythologie, als poetiſches Baugerüſte, bekannter, und mehr in Ruf war, als jetzt,) poetiſch: Iſts aber ſo viel Geld werth? Das weiß ich nicht! wer kann Liebhaberei, und Lobgedichte taxiren, als der Liebhaber, und der Gelobte ſelbſt?

Ich trete eine kleine Stufe höher! Zu den Oden! Eine Ode, die wirklich Empfindungen ſingt, und in mir erregen will, muß ſich in das Labyrinth der Mythologie gar nicht, oder nur ſelten verlieren. In einem empfindungsvollen klopſtockiſchen Gedicht, oder in Hallers Ode auf die Mariane würde es ohne Zweifel fremde und geſucht ſeyn, Bilder, die bei uns nicht ſo nahe an den Kammern des Herzens liegen, zu brauchen, um an das Herz des andern zu klopfen. Aber eine Ode, wenn ich ſie als eine poetiſche Ausbildung eines lebhaften Gedanken anſehe, die die Einbildungskraft des andern bis zur ſinnlichen Anſchauung erregen, und bis zur Illuſion beſchäftigen ſoll: ſo erlaubt ſie die Mythologie als eine Quelle ſehr lebhafter Bilder anzuſehen, aus der ich welche herausheben kann, um meinen Gedanken gleichſam in ſie zu kleiden, daß er ſinnlich anſchauend erſcheine, die Aufmerkſamkeit bis zur Täuſchung beſchäftige, und durch die Illuſion reize. Man ſiehet, daß ich die Mythologie als Werkzeug, und nicht als Zweck empfehle, um pindariſch und horaziſch zu ſeyn. Hat

die horaziſche und pindariſche Ode nicht höhere Zwecke, höhere Verdienſte und Vollkommenheiten, als Mythologie: ſo kann ja ein Feind der letztern ſagen: wohlan! könnt ihr nicht horaziſch und pindariſch ſingen, ohne Mythologie; ſo laßt auch jenes meinetwegen nach, lernt von dieſen guten Alten in andern Stücken, oder gar nicht: und laßt den Vogel ſingen, nach dem deutſchen Sprüchwort, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. —

Es iſt bei der Ode auch ferner nur immer ein Nebenzweck, oder vielmehr blos ein Mittel zu Zwecken, woraus einige neuere Kunſtrichter ſo viel machen, eine Anordnung und Stellung der Ode nach gewiſſen Muſtern und Satzungen. Könnte ichs doch laut rufen, daß, ſo wie ein regelmäßiges aubignacſches Theaterſtück ein elendes Werk ſeyn kann, dagegen ein Shakeſpearſcher Lear oder Hamlet ohne alle Anlage den Zweck des Trauerſpiels erreicht, dramatiſch zu rühren; ſo ſey es ganz und gar nicht die Hauptvollkommenheit einer Ode, ſo und ſo, nach dieſen und jenen Muſtern, mit der und jener Kunſt angelegt zu ſeyn, daß ſie die ſchöne Einheit, und die ſchöne Unordnung, die ſchöne Methode habe, und was dergleichen ſchöne Regeln mehr ſind, die nichts gelten, wenn man, um ſie zu beobachten, ſchöne, künſtliche und froſtige Oden macht. Könnte ichs doch laut genug rufen, daß, wer Horaz nachahmt, um ihm nachzuahmen, und ein ſchönes, regelmäßiges, künſtliches und gelehrtes Gerippe ſeiner Oden darzuſtellen, noch kein Horaz ſey, wenn er nicht den Zweck der Ode erreicht, uns den lebhaften Gedanken ſinnlich dar-

zuſtellen, daß jeder Zug der horaziſchen Mythologie, die es für ihn thun konnte, aber für uns nichts zu dieſem Zweck beiträgt, der Ode zuwider, unnatürlich und Hinderniß ſey; kurz, daß eine Ode, die blos durch Gelehrſamkeit, Kunſt und Regelmäßigkeit ſchätzbar iſt, keine Ode ſey, weil ſie ihren Zweck nicht erreicht, wohl aber eine Sammlung künſtlicher und ſchöner Verſe heißen könne. Ich ſehe es alſo nicht als einen Hauptgrund zur Vertheidigung an, wenn der vorige Recenſent ſagt: „wenn „der Poet mythologiſchen Bildern einen Standort „giebt, von dem ſie, ſo zu reden, die glückliche „Aehnlichkeit, die darin liegt, von ſelbſt zeigen: ſo „zeigt er ſich von der Seite des Artiſten." *) Am Artiſten iſt uns Gottlob! im Gedicht nichts gelegen, wenn er nicht durch ſeine Künſtelei ſich als wahrer Dichter zeigt.

Nun ſollte ich mich auf das weite Feld des Drama und der Epopee wagen — unermeßlich und blos durch ſich begrenzt, liegt es vor mir: ich wage es alſo nicht, ein Geſetzgeber zu ſeyn, und zu ſagen: „ein Heldengedicht, ein Drama ohne Griechi„ſchen und Römiſchen Schnitt iſt unmöglich." Da würde Shakeſpear und alle unſre ungeborne Shakeſpears, die wir für unſre Bühne hoffen, da würde Oſſian und Klopſtock, und alle Oſſians und Klopſtocks, die wir noch hoffen, wider mich ſchreyen. Ich wage es aber auch nicht, ihnen Mythologie zu verbieten, ſie auch der Oper zu verbieten;

*) Deutſche Bibl. 1. B. 1. St. p. 204.

und ſie blos dem Epigramm *) zu erlauben; hier mag jedes Genie ſelbſt ſehen, was es zu machen, und der Kunſtrichter weiß in dieſen Fächern auch ſchon mehr, was er zu urtheilen habe.

Herr Klotz ſcheint überall blos einen Gebrauch der Mythologie zu meynen, der in leeren Anſpielungen, bloßen Wortblumen, aufgedunſenen Vergleichungen, in Einkleidungen nach ſchiefem Geſchmack, und in gelehrter Bilderkrämerei beſtehet. Alsdann geben wir ihm völlig recht: ſo bald aber die Anſpielung vielſagend, die Wortblume ein Schmuck der Materie, die Vergleichung natürlich und belebend, die Einkleidung poetiſch, täuſchend und ſchöpferiſch, die Fülle der Bilder redend, lebhaft und beſchäftigend iſt: ſo iſt die Mythologie nicht Zweck, ſondern Mittel zu großen Abſichten — wer ſie uns unterſagt, gebe uns andere.

Der Verfaſſer giebt uns einige; aber Schade, daß ſie nicht völlig ſeyn können, was jene ſind: er empfiehlt uns Allegorie: **) man ſoll Tugenden und Laſter, die Affekten der Seele u. ſ. w. z. E. Schaam, Fruchtbarkeit, Glück, Treue, Wahrheit, Neid, Wolluſt, Zorn, Uneinigkeit, Gerechtigkeit, Ueberfluß, Zeit u. ſ. w. in Leiber hüllen, und wie der Künſtler, ſie auch poetiſch gebrauchen.— Wie Dichter und Künſtler in dem Gebrauch derſelben unterſchieden ſind, hat Leßing in ſeinem Laokoon ***) im Vorbeigehen berühret: ob ſie dem

*) Epist. Homer. p. 132.

**) Epist. Homer. p. 128.

***) Leßings Laokoon p. 113. ꝛc.

Dichter aber zu den großen Zwecken, zu denen er die Mythologie anwenden kann, dienen — dies möchte hier am unrechten Orte eine zu lange Parentheſe einſchalten. Es gehöret, ſo wie der andere Vorſchlag, die neuern Entdeckungen, und die Merkwürdigkeiten der Natur in neuerfundnen Ländern, an die Stelle, da ich von dem neuen Wege rede, den wir einzuſchlagen glauben; oder einſchlagen können, um Originale zu ſeyn.

Ich will jetzt mit einigen freien Gedanken von den Gränzen in dem Gebrauche der Mythologie beſchließen, die ich nicht als künſtliches Gebäude zum Anſchauen hinſtelle, ſondern als Materialien hinwerfe. Vorübergehender Leſer! brauchſt du etwas für dich, ſo ſtecke es bei dich, ohne daß ich dich namentlich rufe. Jetzt treffe ich mehr mit dem Verfaſſer der homeriſchen Briefe zuſammen, und vielleicht erkläre ich ſeine Gedanken.

4.

Man muß die Mythologie blos als Werkzeug brauchen, nicht als Zweck, um ſich von der Seite des Gelehrten oder Artiſten zu zeigen. Die erſtern erinnern mich an die Worte in Vida Poetik:

> — — Sunt, qui, ut se plurima noſſe
> Oſtentent, pateatque ſuarum opulentia rerum
> Quidquid opum congeſſerunt, ſine more, ſine arte
> Irriſi effundunt, et verſibus omnia acervant.

Die zweiten, die durch die Stellung der Mythologie ſich als Artiſten zeigen wollen, bringen mir den Mahler des Horaz in den Sinn, der allen Fleiß auf Nägel und Zehen wandte:

Ponere totum nescius.

Sobald nun die Mythologie blos poetiſches Werkzeug wird: ſo muß man nicht durchgängig in einer mythologiſchen Sprache reden, gleich als wenn unſre Denkart mit ihr umkreiſet wäre: ſonſt verirret man ſich in Anſpielungen und Orakelſprüche aus den Alten.

Man muß die Mythologie von der Seite anſehen, auf die jedes geſunde Auge natürlich und zuerſt fällt. Viele leſen die Alten, aber weiß Gott! wozu? denn was ſie daraus behalten und anwenden, das bemerkt kein andrer ehrlicher Mann. Von dieſem Alten führen ſie ſo einen unbedeutenden Nebenzug aus ſeinem Gemählde an, daß, da ſie ihn für den Leſer unbeſtimmt laſſen, ſie auch die Ehre haben, ihre Anwendung allein zu verſtehen. Die Anmerkung erſtreckt ſich auch auf die alte Geſchichte, wo manche keine Kleinigkeit wollen umſonſt geleſen haben. So ſagt ein neuerer Schriftſteller: „ich erkannte Sie, ob ich gleich kein Marcell bin!“ Warum denn Marcell? Als ein raſcher, dreuſter, feuriger Held iſt mir Marcell zwar bekannt, als der Erbauer des Tempels der Tugend und Ehre auch: aber was thut das hier? Endlich fend ich, Marcell habe einmal nicht aus Rom ausreiſen wollen, weil er auf Zeichen gehalten! nun verſtand ichs, aber das hatte ich aus meinem Plutarch längſt vergeſſen.

Man muß die Mythologie nicht außer ihrem Zweck brauchen: dahin gehört, wenn man ihr einigen Religionswerth beizulegen ſcheint. Man legt etwas in den Mund eines Gottes, damit es Gewicht der Glaubwürdigkeit und Wahrheit bekomme: oder man thut Wünſche an dieſen oder jenen Gott, von ganzem einfältigem Herzen. Dies iſt lächerlich, es ſey denn, daß dieſe Weſen perſonificirte Dinge der Welt, oder allegoriſche Perſonen ſind; als ſolche müſſen ſie aber offenbar auftreten: ſonſt rückt man ſie aus der dichteriſchen Sphäre in das Gebiet der ſtrengen Wahrheit, und da ſind ſie nicht zu Hauſe.

Man vermeide bei der Mythologie alles, was gleichſam lebloſe Schönheit iſt: wohin die topographiſchen Beſchreibungen gehören, die unſern Dichtern oft am unrechten Orte ſo heilig ſind, wenn ſie von Mäandriſchen Krümmungen, von Skamander, und der Tiber, vom Helikon und Pindus, dem Caſtaliſchen Brunnen und der Hippokrene, dem Dädaliſchen Labyrinthe u. ſ. w. blos gelehrt, und wie ſie meynen, poetiſch reden, ohne einen geiſtigen Sinn dieſen anderthalb Schuh langen Worten zu geben.

Man vermeide allen Uebelſtand, und hüte ſich vor Maſchienen, denen die Veränderung der Zeit und Denkart gleichſam Flecken und verkleinernde Nebenbegriffe angehänget. Wenn man Helden unſrer Zeit, die mehr durch den Geiſt, als Körper Helden ſind, immer und immer mit jenen Giganten und Herkuls vergleicht, alsdann Beſchreibungen aus den Alten häuft, und für ekle Ohren nicht genug die Nebenbegriffe des alten Pöbelhaften entfernt: ſo kann man

ſich freilich mit der Ode des Horaz an ſeinen Druſus ſchützen; aber wenn man ſich blos ſchützt, erobert man nicht.

Wenn man mythologiſche Geſchichte erzählt, blos weil ſie die Alten erzählt: ſo fehlt wieder der Zweck des Neuen: ich nehme dieſen aber nicht blos im Geſichtspunkt der Moral, ſondern der Poeſie; ſonſt würde ich alles einſchränken. Soll etwas nicht Ueberſetzung ſeyn: ſo muß es für uns einen Zweck haben, und wo möglich im Ganzen. Man möchte dies letzte an Wielands komiſchen Erzählungen vermiſſen, allein, die Art der Erzählung giebt ihm in allen Theilen Zweck und Neuheit genug. Wenn im Ganzen nicht genug Hauptzweck und Hauptton herrſchen dürfte: ſo ſind die komiſchen Nebenzüge unterhaltend.

Man hüte ſich vor der Mythologie, die durch einzelne Bilder ſpricht; denn entweder kann man dieſer entrathen, als eines überflüßigen Putzes; oder, wenn man ſie zu poetiſchen Zwecken braucht, ſo wird leicht ſpielende und gezwungne Allegorie daraus. Hingegen bediene man ſich ihrer in Handlung, dann wird ſie nie erſcheinen, als wenn ſie unentbehrlich iſt, und wo ſie erſcheint, wird ſie als poetiſche Fiktion gleichſam in dem Gewande der Fabel ſich zeigen. In dieſem Gewande muß ſie reizen und illudiren, und alsdann iſt ſie eine Vertraute Apolls und der Muſen. Dieſer letzte Rath verdient vorzüglich die Aufmerkſamkeit meiner Leſer.

5.

Jetzt will ich mich einigen praktiſchen Betrachtungen überlaſſen, wie wir die Mythologie zur Bildung unſrer Erfindungskraft nutzen können, um uns den Alten mehr an Geiſt, als durch Nachahmen, zu nähern.

Was war die Mythologie bei den Alten? Theils Geſchichte, theils Allegorie, theils Religion, theils blos poetiſches Gerüſte! Wie ſind ſie zu ihr gekommen? wie haben ſie ſie verſchönert? genutzt? verändert? Und können wir in allem dieſem was von ihnen lernen?

Was für eine Griechiſche Einbildungskraft gehörte dazu, um ſtarke Bauerknechte zu Herkuls, zu Helden, zu Halbgöttern zu erheben, ſie in allen den Reichthum der poetiſchen Würde zu kleiden; die Fahr der Argonauten, die Belagerung von Troja, die Himmelsſtürmerei, und alle jene Fabeln, die in der Geſchichte ihren Urſprung haben, ſo ſchöpferiſch in poetiſche Leiber zu hüllen, und ihnen dichteriſchen Geiſt einzuhauchen. Was iſt Skamander und Olymp, und alle die heiligen Oerter und Geſchichten, die der Stoff zu ihrer Mythologie urſprünglich geweſen? Ich beſehe ſie in den Reiſebeſchreibungen, ich ziehe in der alten Geſchichte ihren poetiſchen Schmuck aus, was ſind ſie? — Himmel! das habe ich alles in meinem Lande, in meiner Geſchichte, rings um mich liegt der Stoff zu dieſem poetiſchen Gebäude; aber eins fehlt: poetiſcher Geiſt. Bewundern müſſen wir euch, ihr Alten,

und die Augen niederſchlagen: ihr erhobt Kleinigkeiten aus dem Staube zu einer glänzenden Höhe; wir laſſen die ganze Schöpfung um uns, öde und wüſte trauren, um euch nur zu plündern, und das Geplünderte elend anzuwenden.

Wenn Horaz ſich einen Auguſtus unſrer Zeit wählte: würde er wohl unter den Trümmern alter mythologiſcher Geſchichten ſich verirren, oder iſts wahrſcheinlicher, er würde auf das Lob und glänzende Beiſpiel ſeiner Vorfahren, auf Individualfälle ſeiner Regierung, auf einzelne Umſtände ſeiner Reiche und Länder ſich ausbreiten; er würde inſonderheit die Umſtände und Seiten der Materie nützen, über die er ſingt, daß ſein Geſang individual für ſeine Perſon, national für ſein Land, patriotiſch für ſeinen Helden, caſual für den Vorfall, ſekular für ſein Zeitalter, und idiotiſch für ſeine Sprache wäre.

Wenn der Griechiſche Pindar ſeinen Helden auch nur von ſeiner Vaterſtadt lobet: wie weiß er jede merkwürdige Begebenheit dieſer Stadt, von ihrer Stiftung an, zu nützen: er zeichnet das Charakteriſtiſche derſelben, ihre Vorzüge vor andern, die Vorfahren aus der Familie ſeines Helden; wo es das ehrwürdige Alter und die Würde der Perſon erlaubt, kleidet er dieſen und jenen Vorfahren und Stammvater in die Strahlen Olymps, ſchlingt die genealogiſche Kette bis an den Thron eines Gottes, oder macht einen Ort gleichſam dadurch heilig, daß hier vormals Götter gewandelt: ſo wird ſeine Ode voll Mythologie, aber warum? Um ſich als Gelehrter, als Artiſt zu zeigen, um eine mythologiſche Ode gemacht zu haben? — Ganz und gar nicht!

ſeine Mythologie iſt Geſchichte des Vaterlandes, Geſchichte der Vaterſtadt, Familien- und Ahnenſtolz ſeines Helden, Urſprung des Vorfalls, den er beſingt. Und was wird alſo ſein Geſang? Ein heiliges national- ſekular- und patronymiſches Lied, das werth war, in dem Tempel des Gottes, und in den Archiven der Stadt, die er ſang, mit goldenen Buchſtaben geſchrieben, aufbewahret zu werden; ein Familienſtück für ein Geſchlecht, und mehr als eine Bildſäule für den Helden, wie der edle Stolz des Pindars ſelbſt wußte.

Haben wir zu unſrer Zeit ſolche Dichter, die das für den Vorfall, die Perſon, das Zeitalter, für welches ſie ſingen, ſind und ſeyn werden? Ein Anderer antworte für mich; aber — was iſt die Pindariſche Ode auf den Tod des Kaiſer Franz, gegen eine Pindariſche auf einen Jüngling, der blos gut laufen konnte? Nichts!

Zweitens: ein großer Theil der Mythologie iſt Allegorie! perſonificirte Natur, oder eingekleidete Weisheit! Hier belauſche man die Griechen, wie ihre dichteriſche Einbildung zu ſchaffen, wie ihre ſinnliche Denkart abſtrakte Wahrheit in Bilder zu hüllen wußte, wie ihr ſtarrendes Auge Bäume als Menſchen erblickte, Begebenheiten zu Wundern hob, und Philoſophie auf die Erde führte, um ſie in Handlung zu zeigen. Und, da wir eine neue Welt von Entdeckungen um uns haben, ihr Dichter unter uns, ſo koſtet von jenem mächtigen Honig der Alten, damit ihr eure Augen wacker macht, um auch ſo viel Spuren der wandelnden Muſe

zu erblicken — Lernet von ihnen die Kunſt, euch in eurer ganz verſchiednen Sphäre eben ſo einen Schatz von Bildern verdienen zu können. Statt, daß ihr, nach jenem ekelhaften Gemählde, das, was Homer geſpieen hat, euch belieben laſſet: ſo ſtärket euer Haupt, um aus dem Ocean von Erfindungen und Beſonderheiten, der euch umfließt, zu trinken; ich meyne, ſtatt, daß ihr aus den Alten Allegorien klaubet, oft wo ſie gewiß daran nicht gedacht; ſo lernet von ihnen die Kunſt zu allegoriſiren, vom philoſophiſchen Homer, und vom dichteriſchen Plato.

Kurz! als poetiſche Hevriſtik wollen wir die Mythologie der Alten ſtudiren, um ſelbſt Erfinder zu werden. Eine Götter- und Heldengeſchichte in dieſem Geſichtspunkte durcharbeitet, — einige der vornehmſten alten Schriftſteller auf dieſe Weiſe zergliedert, — das muß poetiſche Genies bilden, oder nichts in der Welt. Aber wie groß muß der Mann ſeyn, der uns dieſen Gradum ad Parnassum, dieſes Cornu copiae, dieſe hylen inventionum poeticarum, dieſe aurifodinam mythologicam, (oder wie die hochtrabenden Titel einiger Spaniſchen Bettler mehr heißen) lieferte.

Da dieſe Erfindungskunſt aber zwei Kräfte vorausſetzt, die ſelten beiſammen ſind, und oft gegen einander wirken: den Reduktions- und den Fiktionsgeiſt: die Zergliederung des Philoſophen und die Zuſammenſetzung des Dichters; ſo ſind hier viele Schwierigkeiten, uns gleichſam eine ganz neue Mythologie zu ſchaffen. — Aber aus der Bilderwelt der Alten gleichſam eine neue zu finden wiſſen, das iſt leichter; das erhebt über Nachahmer,

und zeichnet den Dichter. Man wendet die alten Bilder und Geſchichten auf nähere Vorfälle an: legt in ſie einen neuen poetiſchen Sinn; verändert ſie hier und da, um einen neuen Zweck zu erreichen; verbindet und trennet, führt fort und lenket ſeitwärts, geht zurück, oder ſtehet ſtille, um alles blos als Hausgeräth zu ſeiner Nothdurft, Bequemlichkeit und Auszierung nach ſeiner Abſicht, und der Mode ſeiner Zeit, als Hausherr und Beſitzer zu brauchen.

6.

Was? höre ich hier einen Kunſtrichter entgegen rufen: „daraus werden mythologiſche Unwahrheiten: „z. E. nun darf Siſyphus ſchlafen, Tan„talus trinken u. ſ. w. Dieſe Fabeln haben „in der Mythologie einmal ihren gewiſſen Stand„punkt, und ihn umdrehen wollen, heißt das Syſtem „der Mythologie niederreißen. Sie werden an kei„nem einzigen Orte im Pindar eine ſolche Inverſion „finden; er läßt, wie alle Poeten, dieſe Dinge ſo „ſtehen, wie ſie das Fabelſyſtem diktirt hat." *) Hier wollte ich zwar einfallen: „Das möchten auch „mythologiſche Unwahrheiten ſeyn. Sobald Sie die „Alten in ihrem Scholiaſteneifer nicht ganz vergeſſen „wollen, ſo werden Sie wiſſen, daß die Alten nie „ein Fabelſyſtem gekannt, das ſie, wie Luthers „Catechismus, hergebetet. Sie werden wiſſen,

---

*) Lit. Br. Th. 21. p. 73. 74.

„daß ſo viele mythologiſche Widerſprüche, Unge„reimtheiten und Poſſen blos daher entſtanden, weil „die Götterlehre nie ganz geweſen. Sie werden wiſ„ſen, daß es eine neue und alte Mythologie gege„ben, daß jeder Poet es für erlaubt gehalten, Zu„ſätze und Veränderungen zu machen, und die fol„genden Zeitalter endlich alles verunſtaltet. Oder „wenn Sie mehr als dies wiſſen und behaupten: „daß Pindar, ſo wie alle Poeten, alles hat „ſtehen laſſen, wie es ihm diktirt iſt; haben Sie es „etwa ihm und allen Poeten diktirt? Wie viele, „viele Inverſionen hat Pindar gegen die Alten! „und ſeine erſte Ode ſpricht gewiß vom Tantalus „mit Delikateſſe, Sorgfalt und Wahl, die er auch „in einem Fabelſyſtem, wie es zu ſeiner Zeit aus„geſehen, nöthig hatte." Dies wollte ich ſagen, und dachte dem traurigen Gedanken nach: „wie miß„lich es ſey, ſich auf ſein Gedächtniß zu verlaſſen" — wie mißlich, einem Kunſtrichter zu trauen, der bei jeder Gelegenheit tadeln will, und in vielen Perioden Nonſens ſagt (es dürfte dies viele nicht eben eine ungeheure Hyperbel ſeyn).

Aber ich dachte, hätte dieſer Mann Recht; wer biſt du, daß du es wagſt, „die Punkte zu verrücken, „die die Alten feſtgeheftet, und einen neuen Geſchmack „einzuführen, der nothwendig verkehrt ſeyn muß, „weil er von den Regeln des Alterthums abgeht?" *) „Wie? wenn du alsdann einſt im Reiche der Todten „vor dem δικαςηριον **) der Alten erſcheinen ſollſt,

*) Lit. Br. Th. 21. p. 44.

**) Lit. Br. Th. 22. p. 4. 6.

„und du ſollſt mit dem armen Treſcho auf den „Richtplatz: du magſt Prediger oder Amtsſchreiber, „oder Holzinſpektor oder Küſter, oder Schulmeiſter „geweſen ſeyn: dann wird man die erſchreckliche „Angſt auf deinem Geſichte abgemahlt finden, die „dich innerlich peinigt, und dir alle die Unordnung „vorhält, die du unbedachtſam in das Fabelſyſtem „eingeführet. Jetzt biſt du noch ein vermeßner und „ſorgenloſer Knabe, dem der morgende Tag keinen „Kummer erweckt: aber einſt vor der σκυταλη des „Gerichts! zittre! da wirſt du nicht wieder durch„kommen. Lucian, (der, wenn er das Glück ge„habt, eine lange Zeit ſpäter gebohren zu werden, „gewiß die Ehre hätte haben ſollen, ein Mitarbeiter „der Literaturbriefe *) zu werden, weil er ſchon an „ſeinen Vorſchriften ein würdiges Probſtück geliefert, „das faſt verdient, ein Berliner Literaturbrief zu „ſeyn, und es auch wurde), dieſer Lucian und „Longin, und der Kunſtrichter werden den Minos, „Aeacus und Rhadamanth vorſtellen. Nun ruft der „Dritte **) von ihnen: Nur heran, Miſſethäter! ꞉ ꞉ ꞉

---

*) Lit. Br. Th. 20. p. 6.

**) Ich muß mich hier zur niedrigen Satyre wider Willen herablaſſen, um mit ihren eignen Worten etwas von der übelanſtehenden Lebhaftigkeit zu zeigen, mit der einige von den letzten Recenſionen der Literaturbriefe ſich wegwerfen. Vielleicht wäre es zur Ehre des Werks geweſen, wenn nach dem ſiebenzehnten Theile der vier und zwanzigſte gefolgt, oder einige Briefe (z. E. 288. 91. 92. 95. 216. u. a.) weggeblieben, oder dieſe Theile durchgängig nahrhafter gemacht wären.

„Guten Tag! Warum haſt du nicht den vierzehnten „Abſchnitt aus meinem Herrn Collegen Longin „herausgeſchnitten, und auf das Pult, wo du ordi„när deine Muſe ſitzen hatteſt, angenagelt, um je„derzeit die großen Muſter des Alterthums vor dir „zu haben? Warum die alte Mythologie verrückt? „Wohlan! höre deinen Namen Griechiſch von der „σκυταλη leſen: . . ρδ . . προτερος εξιθι! „denn du haſt einen verkehrten Geſchmack einführen „wollen.“

Dies jüngſte Gericht ging mir lange durch die Seele: ich entſchloß mich in der Angſt, nicht blos den vierzehnten Abſchnitt aus dem Longin, ſondern die ganze Mythologie, damit kein Punkt in ihr verrückt werde, feſt anzuſchlagen, an das Pult, wo gewöhnlich meine Muſe ſitzt, oder noch ſicherer, dieſe, und wenn es ſich thun läßt, alle neun Muſen des Alterthums anzuſchlagen. — Allein, wie es mit allen Angſtentſchlüſſen geht! ſie ſind ſchwer und verfliegen! Ich beſann mich, daß alsdann alle alte und neue Dichter und Kunſtrichter müßten in die Acht erklärt werden; daß ſich denn auch Lucian, der große Verehrer der Mythologie, meiner wohl annehmen würde — ja endlich fällt mir ein: daß der böſe Leßing eine ähnliche Kühnheit begangen, und einen hevriſtiſchen Gebrauch der Fabel vorgeſchlagen! *) — Und nun ſchreibe ich getroſt fort von meinem hevriſtiſchen Gebrauche der Mythologie.

*) Leßings Fabeln, 5te Abhandlung.

7.

Kann man einen neuen Vorfall durch eine Fiktion aus der alten Mythologie erklären! — der ſchönſte Gebrauch, „wenn man ſeine Grillen zu Orakelſprüchen einer göttlichen Erſcheinung zu machen weiß.“ Jene allerliebſte Leßingſche Fabel: Zevs und das Pferd*), die vor unſern Augen das Kameel ſchaffet: jene**), die den Eſeln zum Troſt die harte Haut anzieht: jene†), die es uns aus dem Rathe der Götter erklärt, warum das Schaaf unbewaffnet iſt, woher den Ziegen der Bart entſtanden ††) u. ſ. w. ſind kleine Anekdoten eines Dichters, der gleichſam ein Zeuge und Bote der Götter, und Erklärer der Natur iſt. So erzählt uns Gerſtenberg den Urſprung des Kuſſes, der Sirene, und des Bärtchens, welches letztere aber die Literaturbriefe glücklich von dem Munde der Schönen weggeküſſet haben. So ſind Ovids Verwandlungen in dieſem Betrachte voll poetiſchen Erfindungsgeiſtes. Kurz! aus der alten Mythologie eine Wahrnehmung, eine Erfindung, eine Begebenheit, poetiſch wahrſcheinlich und poetiſch ſchön zu erklären — dieſes iſt, wie ich glaube, der am meiſten dichteriſche Gebrauch der Fabellehre, und der Quell zu den ſchönſten und reizendſten Fiktionen.

Dieſem kömmt ein zweiter Gebrauch nahe: aus der neuern Zeit und ihren Sitten der alten Mytho-

---

*) 1. B. Fab. 5. **) 2. B Fab. 10.

†) 2. B. Fab. 18. ††) 2. B. Fab. 24.

logie einen neuen Zug ſo glücklich andichten zu kön=nen, daß das Neue ehrwürdig und das Alte verjüngt wird. So weiß Rammler ſeinen alten Hymen durch das Brautband zu verjüngen und in unſre Zeiten zu pflanzen.

Hiemit iſt eine dritte Freiheit verwandt, in die alten Fabeln einen gewiſſen geiſtigern Sinn zu legen, ohne den ſie uns minder gefallen. Da unſre höhe=re Stufe der Cultur ſo viel am Denken gewinnt, als ſie an dem ſinnlichen Erkennen verlieren möchte: ſo ſuche man einen neuern Geiſt in die Fabeln zu hauchen, daß Götter und Helden nicht als ſtarke, wilde Männer ihrer Zeit gemäß handeln, ſondern einen Zweck durchſchimmern laſſen, der ſich für uns paſſet. Baco betrachtet die Mythologie als eine politiſche Bildergallerie, weil ſein Auge politiſch zu ſehen gewohnt war: andere haben ſie als ein chy=miſch und alchymiſtiſch Laboratorium durchträumet: andere ſie mit hiſtoriſchem Auge angeſehen: andere die Naturlehre der Alten in ihr ſtudirt — der philo=ſophiſche Dichter hauche in ſie einen neuen poetiſchen Sinn, daß ſie reizen. Hier wäre am beſten, zu zeigen, wie ungeſtalt alles wird, wenn man die Fa=beln, der Alten vorzeigt in ihren Fellen, die die rauhe Seite nach oben tragen, ſtatt ſie einzukehren; aber da käme es wieder auf das verwünſchte Anfüh=ren ſchlechter Exempel an, und das iſt beſchwerlich.

Endlich einen neuern Vorfall auf einen alten zurück zu führen, in denſelben ihn zu kleiden, daß er von ihm Würde, Reichthum, Anſtand und Reiz borge: dies iſt das glückliche Kunſtſtück

unſers Rammlers, in allen ſeinen Gedichten. — Sein meiſter Gebrauch der Mythologie iſt hier Beiſpiel, obwohl mir noch der kleine Zweifel übrig bleibt, ob ſeine Oden, ohne dieſe Mythologie, nicht noch ſchöner ſeyn würden. Ein dichteriſcher Kopf, wie er, der in Tempeln und Palläſten ausgehöhlte Rücken der Vorgebirge, und in den Statuen der Künſtler die Steine Deukalions ſieht, wie ſie ſich beleben — ein ſolcher Dichter könnte, nach meinem vorigen Traume, der Erſte ſeyn, der ſich eine politiſche Mythologie ſchüfe, wie einige neuere Dichter ſich eine theologiſche zu ſchaffen angefangen. So lange aber, als Niemand dieſes wagt, ſo iſts das Leichtere und Sichere, die Mythologie der Alten zu brauchen, die ſchon ein gefundnes Baugerüſte der Dichtkunſt iſt, und bei einer ungezwungnen und feſſelloſen Nachbildung noch freilich viel Dichtergeiſt und poetiſches Verdienſt zuläßt.

* * *

Ich betrachte jetzt einige Lateiniſche Nachbildungen und Nachahmungen: tritt näher heran, Leſer, der du dir nicht die Augen geblendet, um eine Römiſche Brille zu gebrauchen: tritt an die Bruſtbilder unſrer Römer, um ſie zu bewundern, zu ſtudiren, und als Vorbilder zu betrachten. Und wenn du in dieſem Vorgemach voll Bilder der Vorfahren wandelſt: ſo belebe dich, wenn du einige

abgeſchlagene Köpfe der Deinen ſieheſt, der Geiſt des jungen Cato, da er wider Sulla für ſein Vaterland ergrimmte. Ihr Schulmeiſter aber, die ihr, wie der Pädagog des Cato, vor ſolchem heilloſen Anſchlage, vom römiſchen Joche frei zu ſeyn, zittert, entfernet euch:

> - - sacer est locus: extra
> meiite. - - - Pers.

III.

Von einigen Nachbildungen der Römer.

1.

Von der Horaziſchen Ode.

Welche Altäre ſind dem Horaz gebauet: und wie viel Verehrung hat er auf ihnen genoſſen: ſollten wir wohl auf dieſe Altäre die Bruſtbilder einiger Deutſchen Dichter ſetzen dürfen? — Auf der andern Seite, wie viel Deutſche Horaze gibt es nicht, die dieſen Namen bei einem Publikum, das oft nicht Rom iſt, gepachtet haben, und ihn vor ſich her ausſchreien laſſen? — Ein Ding in vierzeilichten Strophen, voll Strohfeuers oder todten Feuers, voll verworrener Conſtruktionen, die über das Ende der Strophe laufen, untermiſcht mit hinkenden Reimen heißt eine — Horaziſche Ode. Pindar kennt man zum Glück nicht: ſonſt würde man noch ärgere Misgeburten hervorbringen, die mit dem dreifachen Haupt des Cerberus, der Strophe, Antiſtrophe und Epode,

aus neun Rachen Unſinn bellen und ſich nennen — Pindariſche Oden. —

Rammler, Klopſtock, Uz und Lange, vier Genies von ſo verſchiedenen Talenten, ſollten die nicht einem Horaz gleichwiegen? Rammler in ſeiner Kunſt, das Ganze einer Horaziſchen Ode zu bauen: Klopſtock im fortgehenden Strome ſeiner Empfindung: Uz, im Tone der philoſophiſchen Ode: Lange, in der Zuſammenſetzung Horaziſcher Gemälde — Habe ich die Rollen recht vertheilt? recht für die Dichter? für den Horaz? für die Leſer? — Ich werde die Stimmen ſammlen.

Von Rammler haben wir eine längſt erwartete Ausgabe ſeiner Gedichte, die klein an der Zahl, aber ſtark an innerem Gewichte ſind. Wir wollen ſeine Muſe beſchleichen, um ihr ihre Kunſtgriffe abzulernen, und vielleicht ſind dies die vornehmſten: Erſtlich: Sie zaubert Sujets unſrer Zeit in entferntere Zeitalter zurück, um ſie eingekleidet in die Morgenröthe einer antiquien Allegorie, uns entgegenzuführen. Beſonders weiß ſie einen Horaziſchen Odenplan ſo geſchickt auf einen neuern Vorfall zurückzuführen, daß ſich ſeine Wendungen, Bilder, und Ausdrücke, genau auf denſelben anpaſſen. Und dann iſt auch der feine Wohlklang und die genaue Verſifikation der äußere Schmuck, der Rammler zu einem Deutſchen Horaz macht.

Fiktionen machen das ſchönſte Ganze der Ode, und der reinſte Quell zu dieſen Fiktionen iſt unſtreitig das Alterthum. Das Alterthum iſt voll von

poetiſchen Erdichtungen, Bildern und Farben; wer dieſe mit einer Meiſterhand zu brauchen weiß, macht ſeinen Gegenſtand dadurch neu, ehrwürdig und ſinnlich, und wie hoch ſteht eine Ode, die dies thun kann. Daher haben die größten Genies aus dieſem Quell der Muſen, der Allegorie, wenn ich dies Wort im weiteſten Verſtande nehme, getrunken: die kleinen Geiſter ſchaudern vor dieſem Trank, weil Kenntniß und Geſchmack des Alterthums, ja faſt ein dramatiſches Genie dazu gehört. „Die höchſte poetiſche Kunſt, ſagt vielleicht eben dieſer Dichter*), iſt, die Allegorie in ſeiner Gewalt zu haben."

Seine Nymphe Perſanteis und Sprea verdient den Zuruf:

tu centum et plures inter dominabere nymphas.

Sein Ptolomäus und Berenice, ein edles hymenäiſches Geſpräch, das unter den Epithalamien vielleicht gleich nach dem Doppelgeſang des Catulls: Vesper adest, juvenes! folgt, hat die Naivetät durchaus, die im horaziſchen Geſpräche: Donec gratus eram tibi — herrſcht: ja vielleicht läßt ſie ſich hin und wieder zu einer kleinen Nachläßigkeit herunter, wie vielleicht, wenn Berenice von ihrer Locke ſagt:

— Die funfzehn oder ſechzehn Jahr
Die Zierde meiner Scheitel war.

---

*) Crit. Nachr. aus dem Reich der Gelehrſ. St. 1.

Die Ode an die Göttin Concordia*) iſt des Altars im Janustempel würdig: nur dürfte die Göttin Ate vielleicht zu altgriechiſch, oder altrömiſch ſeyn, da ſie freilich gegen die wilden Anfälle auch ſelbſt in Friedenszeiten ſich mit Drat und Beil waffnen mußte; wir bitten eine Concordia vom Himmel, die die Arte von der Erde ablöſe, nicht vor ſich gehen habe. — Die Ode an die Feinde des Königes verliert ſich glücklich, aber vielleicht zu weit in jene herkuliſchen Zeiten, da die Götter dieſer Welt zugleich Ungeheuer heißen konnten, wenn die Allegorie es ſchön fand; in die poetiſchen Zeiten, da weder Tapferkeit noch Verfolgung in dem Geſichtspunkt des Moraliſchen vom Dichter durften angeſehen werden. — Die Ode an Hymen**) iſt werth, daß Hymen,

wenn ihn noch ein feſtlich Lied
herab vom Himmel ziehet —

auch dem Sänger ſelbſt erſcheine,

— zwei Ring' an einer Hand
und um die Schläfe Myrten
und um den Arm ein goldnes Band,
ihm eine Braut zu gürten.

Sein Lied an Fabius iſt ein feiner Gedanke, der aber nicht zu einer Allegorie hat durchgeführt

*) Lit. Br. Th. 23. p. 92.

**) Lit. Br. Th. 23. p. 90.

werden können *): denn eben durch ſein Zaudern ward Fabius Roms Retter, und vielleicht durch dieß Zaudern allein, das blos der Pöbel in Rom, der junge hitzige Marcell und der Eiſenfreſſer Varro, zur ſpäten Reue tadeln konnte. Statt eines beißenden Tadels wäre alſo die Ode ein feines Lob geworden, wenn ſie den Einfall fortgeſetzt hätte: denn ſo kann Sonnenfells auf den Tod dieſes Generals ſingen:

> Der Held — Rom wagt von ſeinem Fabius
> Zu kühn ein Urtheil, Wien von Ihm.
> Den Zauderer rechtfertigt Annibal
> Und Daunen Friederich.

Man denke aber nicht, daß Rammler blos in der Wahl ſeines Hauptgedankens ſo glücklich ſey: ſein allegoriſcher Genius verläßt ihn nie, und oft ſind in Theilen der Ode die Erdichtungen ſo ſchön, daß ſie wieder zu einem Ganzen Gelegenheit geben können. Die Ode an einen Granatapfel, in Berlin gewachſen, hat hierinnen viele vorzügliche

---

*) Ich glaube, dies iſts, was dieſem artigen, ſchönen, ſinnreichen Gedichtchen zur Ode fehlt; nicht aber die Odenwendung (ſ. Lit. Br. Th. 8. p. 388.) Denn nicht jede Ode darf ja eben den kühnen Flug der Muſe haben, die

> ſich wirrt', doch nie verirret —

Ich finde auch, nach dem, was ich vom Fabius weiß, nichts zu beißendes in dieſer Ode.

Beiſpiele, und weil ich in einer ſeltengewordnen Wochenſchrift *) Erläuterungen finde, die nicht blos die Ode erklären, ſondern uns auf die feinſten Schönheiten aufmerkſam, und mit den Ideen der poetiſchen Kunſt vertraut machen, nach welchen der Dichter arbeitete: ſo mache ich meinen Leſern und mir ein Vergnügen, wenn ich ſie herſetze:

O die du dich zur Königin der Früchte
Mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind 1), an welchem Sonnenlichte
Zerſpalteſt du die Purpurrothe Bruſt,
Die Proſerpinen 2) ihre Körner
Im Tartarus zu koſten trieb,
Und machte, daß ſie ferner
In Plutons Armen blieb.

Der Erdball ändert ſich 3): das Meer entfliehet
Und deckt uns Wunder auf, der Fels ſinkt ein;

*) Critiſche Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit. Berlin bei Haude und Sp. 1750. St. 6.

1) Sie wächſt im heißen Orient und verirrt ſich nach Norden.

2) Proſerpine ward vom Pluto entführt. Ceres bekam die Erlaubniß, ihre Tochter wieder zu holen, wofern ſie noch nichts in der Hölle genoſſen hätte. Sie ward verrathen, daß ſie einige Granatkörner gekoſtet habe, und ihre Mutter kehrte einſam wieder zurück.

3) Die großen Veränderungen der Erde durch Zurücktretung des Meeres wie zu den Zeiten des Tibe=

Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet;
Pomona füllt ihr Horn in dir allein:
Und Flora muß auf dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und mit geſunknen Aehren
Die blonde Ceres 4) gehn:

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umſchoren,
Der Gott Sylvan 5) und zieht ein Labyrinth 6)
Selbſtirrend auf vor deinen offnen Thoren,
Die nicht umſonſt den Künſten offen ſind.

---

rius, oder durch Erdbeben und Verſchüttung der Berge, werden mit den fruchtbaren Veränderungen der ſonſt ſo ſandigen Mark verglichen. Auf die botaniſchen Gärten wird durch das Wort: alle Blumen gezielet: mit geſunknen Aehren bringt uns die neueſten Bemühungen um den Ackerbau in den Sinn.

4) Pomona iſt die Göttin der Gartenfrüchte, Flora der Blumen, Ceres des Getraides.

5) Sylvan iſt ein Waldgott. Teneram ab radice ferens, Sylvane, cupressum. *Virg.* Das Haupt umſchoren. Hier bemerken wir eine griechiſche Wortfügung, welche die lateiniſchen Poeten gleichfalls angenommen haben: Et teneras arbores portat, circumtonsas caput, Deus Sylvanus.

6) Zwiſchen Berlin und Charlottenburg iſt ein Irrgarten von jungen gerade geſchornen Fichtenbäumen angelegt, und mit Statuen geſchmückt.

Die Künſte nehmen Dädals Federn 7)
Und kommen über Meer und Land
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

Wer hat allhier der Vorgebirge Rücken
Zu Tempeln und Palläſten ausgehölt 8),
Die rund umher der Pyrrha 9) Wunder ſchmücken,
Noch halb den Steinen gleich und halb beſeelt?

---

7) Dädalus war ein großer mechaniſcher Künſtler, welchen Minos, der König von Creta, nicht von ſich laſſen wollte, er machte ſich aber Flügel und entkam: die ſchönſten Gewerke und Manufakturen kommen zu uns herüber.

8) Man bauet nach einer großen und edlen Bauart. Einfalt und Pracht ſind beiſammen. Das Opernhaus, das Invalidenhaus, die Akademie, der neue Dohm ſind Zeugen davon, und können deswegen mit einem glatten Felſen verglichen werden, den man inwendig mit großer Arbeit ausgehölt hat.

9) Pyrrha und Deukalion bleiben nach der Sündfluth allein übrig, und warfen, nach dem göttlichen Orakel, mit verhülltem Angeſichte Steine hinter ſich, woraus Menſchen in die Höhe wuchſen. Ein ſchmeichelhaftes Gleichniß für einen Bildhauer, wenn ſeine Statue mit einem Menſchen verglichen wird, in dem Zeitpunkte, wo er aufhört, Stein zu ſeyn, und anfängt, lebendig zu werden.

Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt ſich euer Pantheon 10)
Die Weiſen alle dienen,
Die Völker lernen ſchon.

Sagt, Sterbliche! den Sphären ihre Zahlen
Und lehrt dem tollen Winde ſeinen Lauf,
Und wägt den Mond und ſpaltet Sonnenſtrahlen 11),
Deckt die Geburt des alten Goldes auf,

---

10) Pantheon, ein Haus, worin alle Götter wohnen, aus welchen jeder Prieſter ſich einen Schutzgott wählen kann, der etwa über einen Theil der Natur, über Luft, Feuer, unterirdiſche Schätze, Wälder, Meere, Mond, Sonne, ꝛc. herrſcht, oder der eine Kunſt und Wiſſenſchaft erfunden hat. Dieſes Pantheon bedeutet ohnfehlbar das neue Akademiehaus, welches auf die Brandſtätte des alten Stalles und der alten Mahler- und Bildhauer-Akademie gebauet, und mit Götterbildern gezieret iſt.

11) Hier werden Sachen, die die Gelehrten noch nicht genug beſtimmet haben, und vielleicht nie beſtimmen werden, mit ſolchen zuſammengeſetzt, die ſchon mehr bekannt ſind, dergleichen die Zerſtreuung der Sonnenſtrahlen durch ein Prisma iſt. Ein artiger Betrug! Alle dieſe Aufgaben haben eine Art von Wunderbarem an ſich: doch ſo unmöglich ſie dem erſten Anblick nach ſcheinen, ſo wiſſen wir doch, daß die gelehrte Welt ſich ſchon an alle gewagt hat.

Und ſteiget an der Weſen Kette 12)
Bis dahin, wo der höchſte Ring
An Jovis Ruhebette
Seit Chaos Aufruhr hing 13).

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliert den Hydrakopf 14) durch einen Streich

---

12) Das mineraliſche Reich hängt endlich mit dem Pflanzenreiche zuſammen: der ſtaudichte Stein hat an beiden ſein Antheil. Auch die Pflanzen und Thiere gränzen an einander. Hier zieht ſich das fühlende amerikaniſche Kraut zuſammen, ſo bald es angerührt wird, dort ſproßt der Polypus wie ein abgeſchnittner Zweig. Ja alle drei Reiche geben durch einander, und knüpfen ſich an tauſend Enden zuſammen. Laßt uns einmal unter den Menſchen fortgehen bis zum Affen: dieſer und der behaarte wilde Menſch, wie ſind ſie unterſchieden? Der vortrefflichſte Menſch, und ꞉ ꞉ ꞉ Hier fehlt uns die Kette, die bis zum Stuhle Jupiters geht. Aber der größeſte Weiſe ſieht von dieſer Kette nur zerriſſene Glieder.

13) Seit der Erſchaffung, da ſich das Getümmel der Elemente legte.

14) Die Hydra Lernäa war ein vielköpfichtes Ungeheuer, welches Herkules umbringen wollte. Allein, wenn er einen Schlangenkopf herunter hieb, wuchſen zwei an deſſen Stelle. Endlich nahm er ein glühendes Eiſen, brannte nach, und tödtete die Hydra.

Von der Gerechtigkeit beflammtem Schwerdte; 15)
Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich:
Wie vor den kühnen Sonnenpferden
Die blinde Nacht voll Selbſtvertraun;
Denn tauſend Städte werden
Ihm einen Altar bau'n.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
An Künſten reich, und groß wie Sparta war: 16)
Es zog vom Schall der Flöte ſchön verführet
In ſeinen Tod mit wohlgeſchmücktem Haar,
Und alle, die den Kampf verloren,
Beſtätigten durch einen Eid:
Die Stadt 17) ſey nur geboren
Zu Waffen und zum Streit.

---

15) Die ſchnelle Endigung der Proceſſe iſt bekannt, und ſchon ein Muſter der Nachahmung.

16) Sparta oder Lacedämon war zum Kriege geboren und verbannete die Künſte: eine gewiſſe Stadt liebt die Künſte, und iſt dennoch wie Sparta. Man weiß, daß die Spartaner unter dem Schalle einer wohlgeſetzten Muſik, ihre Haare mit großer Sorgfalt aufgebunden, gegen den zahlreichſten Feind gingen und ſiegten. Man unterſuche die genaue Aehnlichkeit ſelber.

17) Wird von Sparta geſagt, und deucht unſerm Dichter ſchöner, als wenn es geradezu von Berlin geſagt würde: weil man die Eigenſchaften von Sparta ſonſt nicht erführe, weil der Geiſt die angenehme Beſchäftigung bekömmt, es auf Berlin zu deuten, weil ein ſolches Lob zugleich feiner iſt,

So ſang Calliope 18), die voll Entzücken
Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht geſehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm, 19)
Wo mit dem Pinſel und mit Saiten
In Larven und im Lorbeerkranz
Die Muſen ſich bereiten
Zum ſchönſten Reihentanz.

Eine Ode von dieſer Art iſt mehr für ein Oden-genie, als ein ſchlechtes poetiſches Collegium: faſt jede Nummer zeigt „die höchſte poetiſche Kunſt des Dichters, die Allegorie in ſeiner Gewalt zu haben:" auf die Art beſtrebe ich mich, den Pindar und Horaz mir ſelbſt zu erklären: und ſo erkläre man ſich

---

und weil kein lyriſcher Schwung darin wäre, wenn der Poet in eben der Conſtruction fortführe: Du zogſt vom Schall ꝛc.

18) Calliope, die Muſe, beſingt, wenn man ihr ein beſonderes Amt geben will, die Helden am liebſten. Dieſes deutet auch ihr Ehrenzeichen, die Trommete, an.

19) Apollo iſt der Gott der Muſen, oder der Erfinder der freien Künſte. Unſer Opernhaus führt die Römiſche Aufſchrift: Fridericus Rex Apollini et Musis. Der Schluß des Liedes bezeichnet es deutlicher: denn aus Poeſie, Muſik, Decorationen und Balleten erwächſt die Oper.

ſich jede Ode Rammlers, um ihre ſinnlichen Bilder in aller ihrer bedeutungsvollen Schönheit zu erblicken. — Ich ſollte meinen Leſern dieſe Ode jetzt von einer andern Seite zeigen, um ſie nach ihrer ganzen Anordnung und Bauart zu betrachten, die Ordnung, Verbindung und Ausſchmückung ihrer Theile zu bemerken: da dieß aber zu weitläuftig iſt, und bei andern Oden von ihm füglicher geſchehen kann: ſo kann ich nicht umhin, meine Leſer wenigſtens auf den feinen Wohlklang dieſer Ode aufmerkſam zu machen. Ich rede nicht ſelbſt, ſondern ſchreibe aus dem angeführten Wochenblatt folgende Bemerkungen hin:

1) Die ganze Zuſammenſetzung der Strophe iſt zum Wohllaute eingerichtet, ihre Zeilen laufen ſchmal zuſammen, und ſpitzen ſich mit einer männlichen Schlußſylbe, faſt wie ein Pfeil. Dieſe Figur deucht dem Auge ſo ſchön, als ein ſolcher Gang des Verſes dem Ohre klingt.

2) In den vier langen Verſen kann der Abſchnitt bald vorn bald hinten geſetzt, und dadurch der Gleichlaut vermieden werden.

3) Der Abſchnitt bleibt gar weg, wenn eine andere Schönheit erhalten werden kann:

Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht geſehn von ungeweihten Blicken
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm.

Beide Verſe laufen fort, und drücken einen Gang aus.

Mit deinem eignen Laube krönen muß

ſcheint den Kranz herum zu flechten.

Und lehrt dem tollen Winde ſeinen Lauf

läuft wie der Sturmwind. . .

4) In jedem Verſe findet man einen oder mehrere von den ſtarkklingenden Vokalen A und O oder einen Diphthongus, welcher gleiche Wirkung thut.

5) Nicht leicht über 3 Conſonanten ſtehen hinter einander, auch ſo gar zwei Wörter bringen nicht mehr zuſammen.

6) In den Verſen:

Die Proſerpinen ihre Körner —
Pomona füllt ihr Horn in dir allein —
In ihrer harten Hand —
Die Weiſen alle dienen —
So ſang Calliope, die voll Entzücken —

ſehen wir, daß wenn ein Wort auf einen Conſonans ausgegangen iſt, das folgende mit einem Vokal anfängt, und daß es mit einem Conſonans anfängt, wenn das vorige mit einem Vokal ſchloß. Dieſes iſt zwar ſelten möglich zu machen, wir finden es indeß in einem jeden Verſe einmal bis viermal.

7) Kein Hiatus beleidiget das Ohr, weder in der Mitte des Verſes, noch zwiſchen zweien Verſen.

8) Vom Reim müſſen wir auch geſtehen, daß keiner zweimal vorkömmt. Horaz ſchließt gleich-

falls keinen Vers zweimal mit einerlei Worten. Ueberhaupt nimmt er nicht gern einerlei Worte zweimal in ſeine Ode; welches zu verſtehen iſt von den vornehmern Worten, nicht von non, qui sunt etc. Dieſer Odendichter wird bei ſeiner Arbeit vielleicht nicht alle dieſe Regeln deutlich gedacht haben, aber wie kömmt es, daß man ſie am Ende doch alle beobachtet findet, und daß das Stück nichts dabei verloren hat?

So ſtolz höret ein feines lyriſches Ohr, und ſollten auch einige dieſer Schönheiten wirklich verfliegen, wenn man ſie zu Regeln macht: ſollten ſie auch, ſo bald als ſie Geſetze werden, Hinderniſſe ſeyn: ſo muß man um ſo mehr *den Dichter* bewundern, der dieſen Zwang hat überwinden und zur Schönheit machen können. Ein ſo feines Ohr muß auch von einer Zunge begleitet ſeyn, die eben ſo ſtolz deklamirt; denn ſo wie die lyriſche Poeſie, nach Klopſtocks gerechter Bemerkung, des meiſten Wohlklanges fähig iſt: ſo nähert ſich auch die lyriſche Deklamation der Muſik am meiſten. Und würde alſo auch nicht der allgemeine Ruf von Rammlers Deklamation voll ſeyn: ſo würde ſchon ſein feiner Wohlklang in mir den Wunſch erregen, ihn deklamiren hören zu können.

Nicht blos *Allegorie* und *Wohlklang*: *die Anordnung zum Ganzen der Ode* iſt der Vorzug, weswegen der Name *Horaziſch* ſeinen Oden zukömmt. Oft arbeitet er über *Hora-*

ziſche Plane bei ähnlichen Gegenſtänden: ſein Päan an die Concordia folgt dem Gange der Ode des Flaccus an das Glück, ſo gar bis auf das Bild der Nothwendigkeit:

> Te ſemper anteit ſæva neceſſitas
> Clavos trabales et cuneos manu
> Geſtans ahena, nec ſeverus
> Uncus abeſt liquidumque plumbum - -

Ich bin mit Rammler darinnen wohl zufrieden, daß er dies überladne Bild, das ſchon Sanadon und noch neuerlich Leßing für froſtig erklärt, abgekürzt; nur ſcheint der Periode, nach ſeiner ſinnlichen Inverſion betrachtet, etwas mißrathen zu ſeyn. Die Ode an ſeinen Arzt bringt uns die Horaziſchen Zurufe an ſeinen Weinknaben in den Sinn, und iſt mit Geiſt und Körper nach dem Flaccus gebildet. Seine Ode an die Kanonenkugel bringt uns die an den unglücklichen Baum: die Ode an Hrn. Krauſe eine ähnliche über ſich, und am allermeiſten die Lobgeſänge auf den König, das Lob in den Sinn, das Flaccus dem Auguſtus und Mäcenas opferte.

In einzelnen Bildern, Conſtructionen und Wendungen findet Horaz noch häufiger das Seinige wieder, und überhaupt kenne ich keine Deutſchen Oden, die leichter und ſchwerer ins Lateiniſche zu überſetzen wären, als dieſe — Leichter: weil man Idiotismen, Periode und Wohlklang

nach dem Lateiniſchen abgezirkelt, gleichſam vor ſich findet; ſchwerer, um der Fülle, Kürze und dem Wohlklange keinen Eintrag zu thun. Was Leßing mit dem Anfange des Meßias verſüchte, probire man mit Rammlers Ode an den Arzt, an die Kugel u. ſ. w.

Was iſt nun von dieſer Horaziſchen Nachbildung zu urtheilen? Es iſt nicht zu vermuthen, daß Rammler blos Horaziſche Vorfälle wähle, um Horaziſch ſingen zu können; wenn wir ihn blos in dieſem Geſichtspünkte betrachten: ſo dürften die beſten Horaziſchen Oden nicht alle von ihm nachgebildet ſeyn, und erreicht? — vielleicht keine. Alsdann iſt er geſchmack= und kunſtvoller Nachahmer. Aber er iſt mehr, — und hat es bewieſen, daß er ohne Horaziſche Plane und Bilder Horaziſch ſingen könne, und dies erhebt ihn in meinen Augen zum Dichter, jenes zeigt ihn als einen feinen Kenner des Alterthums, und einen Artiſten von Geſchmack.

Vielleicht hat Rammler den Grundſatz mit einem andern großen Genie gemein: daß Horaz alle Muſter aller Oden geliefert, und ſo zu ſagen, jede Schönheit derſelben erſchöpft: vielleicht ſind die erſten Eindrücke von den Poeſien des Römers bei ihm ſo mächtig, und in ihren Spuren ſo ewig geweſen, daß ſich leicht alles, ſelbſt Originalgedanken, nach dieſen Eindrücken modeln; denn in der That! unſer Genie und Geſchmack nimmt die Bildung von dem an, was vorzüglich und zuerſt auf dieſelben wirkte: vielleicht ſehe ich nicht alle die Reize ein, die gewiſſe mythologiſche Bilder noch in unſrer Zeit haben können — aber ich ſage nichts, als

meine Meynung. Feſſelt nicht Horaz, dies große Genie, oft zu ſehr? — Mir kömmt, damit ich ein paar Beiſpiele anführe, in der Ode an die Kugel, die Beſchreibung der Hölle etwas fremde*) an dieſen Ort:

— ganz nahe war ich ſchon dem Styx, ganz nahe
dem giftgeſchwollnen Cerberus
Ich hörte ſchon das Rad Irions raſſeln, ſahe
Die Brut des Danaus
Verbannt zum Spott bei bodenloſen Fäſſern —
Und Minos Antlitz und das Feld
Elyſiens.

Horaz ſelbſt iſt kürzer und anſchließender, obgleich dieſes Bilder ſeiner Religion waren: hier ſind ſie aber zu bekannt, zu allgemein, und zu wenig aus dem Individualfall genommen; die folgenden ſind es ſchon mehr:

— Den großen Anherrn eines größern
Urenkels und ſein Zelt
Voll tapfrer Brennen ſah ich! Ihre Lieder
Ihr Feſt bei jedem Nektarmal
iſt Er — —
Schon ſäng ich ſeine jüngſte That —
Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden

*) Si quædam nimis antique, si pleraque dure
— — credit dicta — —
Et sapit et mecum facit et Jove judicat aequo.
Hor. L. 2. Ep. I.

Schon ſah ich Cäſarn lauſchend nahn
Mit ihm den weiſen Antonin, und den von beiden
Gefeyrten Julian.

Bei dem letzten Ausdruck haben die Literaturbriefe*) dem Herrn Profeſſor Rammler einen höflichen Verweis gegeben, daß er es aus der Kaiſerhiſtorie vergeſſen hätte, wann Julian gelebt: und trauen ihm beinahe eine türkiſche Chronologie zu, daß Cäſar und Antonin den Julian haben feiren können. Allein, ſie vergeſſen, daß dies im Reich der Todten vorgeht, und daß ja alle drei Friedrich feiren ſollen. In Rammlers Oden iſt vielleicht weniger ein Ausdruck zu vermuthen, quem incuria fudit, als in den Literaturbriefen.

Vielleicht möchte in der Ode an die Feinde des Königs die herkuliſche Beſchreibung eben die Note verdienen, die ich bei der Hölle gemacht, daß ihre Bilder zu bekannt, zu antik, und etwas zu unedel ſeyn möchten.

Abſtrahirt von dieſem Horaziſchen, iſt Rammler ein vollkommenes Muſter der Ode: jedes Wort abgewogen, abgemeſſen, abgezählt: jede Conſtruktion gewählt, geordnet, gewaffnet: jede Freiheit nicht blos Licenz, ſondern Muſter: ſeine undeutſchen Redarten bereichern die Sprache: ſeine fremden Worte verdienen das Bürgerrecht: der Zwang in ſeiner Periode iſt von der Gewalt und dem hinreißenden Strome der Ode verurſacht; ein Werk

*) Th. 8. p. 388.

des Vorſatzes und Fleißes, nicht der Noth und des Unvermögens: ſein Mangel an der Cäſur bisweilen und ſein ſchwerer Reim durch ein Beiwort ſind Boten des lebendigen Lauts, um Nachdruck anzukündigen. Alle Vorwürfe, die man ſeinen Oden von dieſer Seite macht, ſind kurzſichtig und eigenſinnig.

Zum Schluß will ich die Theorie von der Ode*) herſetzen, die ſich am beſten aus Rammlers Oden erklären läßt.

„Die wahre Kritik erkennet in der Ode eine „höhere Ordnung, die zwar verſteckt ſeyn, aber niemals vernachläßigt werden darf. Es gibt mancherlei Ordnungen, in welchen die Gedanken unſrer „Seele auf einander folgen können. Die Ordnung „der Zeit, des Raums, der Vernunft, des „Witzes, der Scharfſinnigkeit u. ſ. w. die „Ode verwirft alle dieſe Ordnungen. Sie ſchreibt „nicht hiſtoriſch, wie der epiſche, nicht topiſch, wie der maleriſche Dichter: ſie folgt „auch nicht der Ordnung der Vernunft wie etwa der „Lehrdichter. Die Ordnung, die ihr weſentlich „iſt, kann die Ordnung der begeiſterten „Einbildungskraft genannt werden. Eine „einzige ganze Reihe höchſt lebhafter „Begriffe, wie ſie nach dem Geſetz einer begeiſterten Einbildungskraft auf einander folgen, iſt „eine Ode. Die Mittelbegriffe, welche die Glieder mit einander verbinden, aber ſelbſt nicht den „höchſten Grad der Lebhaftigkeit beſitzen, werden von

*) Lit. Br. Th. 17. p. 149. ꝛc.

„dem Odendichter überſprungen, und daraus entſteht „die anſcheinende Unordnung, die man der Ode zu„ſchreibt. Durch dieſe Betrachtung läßt ſich auch „entſcheiden, in welcher Gattung von Oden ausge„mahlte Bilder und Gleichniſſe, öfters auch Digreſ„ſionen und Nebenbetrachtungen, erlaubt ſind, und „in welcher die Bilder und Gleichniſſe, nur mit gro„ßen Pinſelſtrichen zu berühren, und die Ausſchweifun„gen von dem Hauptgegenſtande ſorgfältig zu vermeiden „ſind. Aus dieſen Begriffen kann man die Regeln „herleiten, wo die Ode anfangen und ſchließen muß.

„Da die Anlegung des Plans zu einem Gedichte „und alſo auch zur Ode kein Werk der Begeiſterung „ſondern des Nachdenkens und der überlegenden Ver„nunft iſt: ſo muß der Plan der Ode dem Dich„ter ungemeine Schwierigkeiten machen: denn hier „muß die Vernunft überdenken, was die feurige Be„geiſterung für einen Weg nehmen würde. Man „muß durch Nachdenken und Vernunftſchlüſſe ergrün„den, welche Ideen die lebhafteſten ſeyn, und in „welcher Ordnung ſie nach dem Geſetz der Einbil„dungskraft auf einander folgen werden. Der „Dichter muß ſich alſo in beide Verfaſſungen zu„gleich ſetzen: er muß nachdenken und empfinden, „und man ſiehet leicht, was ihm dies für Schwie„rigkeit machen muß. Ueberläßt er ſich ganz ohne „Plan dem Strome der Begeiſterung und dichtet: „ſo wird er zwar eine Folge von ſehr lebhaften Be„griffen hervorbringen können: aber dieſe Folge „wird ſelten ein Ganzes ausmachen, ſelten ein be„ſtimmtes Subjekt, und nur durch ein Ungefähr die „gehörige Einheit und angemeßne Kürze haben, ver„möge welcher ſie den kürzeſten Weg zu ihrem Ziel

„eilet. Dieſes geſchieht, wenn die Gemüthsbewe-„gung, als die Urſache der Begeiſterung, ſehr hef-„tig iſt. Alsdann eilet der Strom der Gedanken „ſeinen Weg, unaufhaltſam und ſicher, und die „bloße Natur erfüllt alle Bedürfniſſe der Kunſt. „Wenn aber ein gemäßigter Affekt herrſchen ſoll: als „nehmlich Hoffnung, Dankbarkeit, ſtille „Freude ꝛc. ſo iſt die Natur ohne Leitfaden der „Kunſt eine mißliche Führerin. Sie führt den Dich-„ter auf Abwege, ſie erlaubt ihm zu ſchwärmen, wo „er den kürzeſten Weg nehmen ſollte: ſie verbindet „Gedanken, die eine allzugeringe Beziehung auf ein-„ander haben, und bringt alſo poetiſche Phan-„taſien hervor, aber keine Oden.“

Dies Fragment einer kritiſchen Betrach-tung über die Ode bringt mir den Wunſch in die Feder, daß endlich ein philoſophiſcher Kopf eine voll-ſtändige Theorie von der Ode lieferte, die unter den ſchon gelieferten Beiträgen zur angewandten Aeſthetik uns noch am meiſten fehlt. Denn da Ariſtoteles Poetik in dieſem Theil verlohren gegangen: ſo haben ſich wenige an eine Arbeit wa-gen wollen, in der ihnen niemand unter den Alten vorgearbeitet hat, und die Wenigen, die ſich daran gewagt, wiegen zuſammen nicht ſo viel, als der ein-zige Ariſtoteles wiegen würde. Die Poetiken-ſchreiber — die ſchönen Geiſter unter den Franzoſen, La Motte, St. Mard, Batteux, Racine, Fontenelle, und noch neuerlich Marmontel und Garnier — unter den Deutſchen, die Abhandlung in den Breslauiſchen Bei-trägen zur Philoſophie mit ihrer Recenſion

in der Allgem. Bibl., das angeführte Fragment, einige Klopſtockiſche, Rammleriſche im Batteux, und das mittelmäßige Gemiſch von Anmerkungen in den epiſchen, lyriſchen und dramatiſchen Gedichten ſind Fußtapfen genug für einen, der aus ihnen eine Landſtraße zu machen weiß.

Ich habe eine Geſchichte des lyriſchen Geſanges angekündigt geleſen; vielleicht wird der Verfaſſer den Charakter deſſelben unter Ebräern, Arabern, Griechen und Römern beſtimmen, und aus der Denkart, Zeit, und den äußerlichen Hülfsmitteln, der Sprache und Muſik erklären: vielleicht wird er das Genie jedes großen Originals unter den lyriſchen Dichtern entwickeln, ihre Hauptwerke äſthetiſch nach Plan und Compoſition, nach den Schönheiten des Details *), dem Licht und

---

*) „Vielleicht wird er von dem Unterſchiede der Grie„chiſchen, Römiſchen und Orientaliſchen Ode han„deln. Er wird zeigen, warum die Horaziſche „Ode mehr ausgeführte Gleichniſſe verträgt, als „die Pindariſche und dieſe mehr als die Davidi„ſche, und aus eben demſelben Grunde erklären, „warum der heilige Dichter an Kühnheit der Me„taphern jene weit hinter ſich läßt. Er wird fer„ner zeigen, wie der Odendichter von einem Gleich„niß in das andre übergeht, und wenn er ſich „denn von ſeinem Gegenſtande zu ſehr entfernt „hat, plötzlich abbricht. Er wird ferner ausein„anderſetzen, in welchem Fall es dem Dichter er„laubt ſey, von dem Gleichniſſe zurück zu kehren,

Schatten, den Wendungen und Bildern und Verſifikation und Sprache zergliedern: vielleicht wird er die Nachbildungen aus den Alten gegen ihr Original und ihre Nebengemälde halten, und den großen Zweck ausführen: ein Odengenie in die magiſche Werkſtatt des Apolls, und in den Geiſt ſeiner Muſter einzuführen; ja vielleicht wird er endlich aus dieſen verſchiednen Gattungen Hauptbegriffe des Schönen in dieſer Dichtungsart herausziehen, ſie zu Regeln erhöhen, dieſe Regeln in unſere Seele zurückführen, und alſo einen philoſophiſchen Begriff der Ode feſtſetzen, aus welchem man auf ein weites Feld der Aeſthetik ſichere und kühne Blicke wird thun können.

Plaudamus amici!

Sollte dieſer Plan mit dem ſeinigen übereinſtimmen: ſo würde er durch die Ausführung Creditiv genug gezeigt haben, daß er auch folgende Zugabe zu ſeinem Werke thun könnte: daß er die zerſtreuten Oden der Deutſchen ſammlete, ſich über alle fließende Reime im lyriſchen Sylbenmaaß erhübe, und blos den Geiſt der antiken Ode zum Rathgeber ſeiner Wahl machte: ein mäßiges Bändchen, das aber alsdann die fliegenden Stücke dieſer Dichtart der Zeit rauben könnte. Wenn Rammler es für gut geachtet, die Lieder der

---

„und den Faden ſeiner Empfindungen wieder zu „ergreifen, oder wo ſein Feuer mitten im Gleich„niſſe, wie ein Blitz verſchwinden muß.“ Lit. Br. Th. 9. p. 184.

Deutſchen zu ſammlen: ſo wären „ernſthafte und erhabne Geſänge unſrer lyriſchen Poeten, die ſich beſſer deklamiren, als ſingen laſſen: die wenigen Oden der Deutſchen, die ſich durch Anlage und Schwung und Wohlklang empfehlen *)", dieſer Sammlung eben ſo würdig; ja vielleicht noch würdiger, weil meiſtens ein Individualfall der Zeit ſie gebiert, ſie auf ſeinem Flügel umherwirft, und ſehr leicht verfliegen macht. Man müßte Stücke wählen, die keine Ausbeſſerung nöthig hätten, oder uns wenigſtens die Ausbeſſerung als eine Note und Marginalgloſſe geben: denn alle fremde Correktur iſt mißlich und bei einer Ode faſt unmöglich. — Wie ſehr muß ich aber befürchten, daß mein Vorſchlag nicht flugs von einem Sammler aufgefangen werde, der uns vielleicht ſchon folgende Meſſe: auserleſene Stücke aus den beſten deutſchen Odendichtern **) ungekaut und unverdauet auftrage.

Ich kann Horaz und Rammler nicht verlaſſen, ohne den Wunſch zu wiederholen, daß der letztere uns den erſtern endlich in einem deutſchen Kleide liefern möge: alsdann werden wir den Franzoſen ihre Sanadons, Dacier und Batteux nicht beneiden dürfen.

*) ſ. Vorrede zu den Liedern der Deutſchen bei Winter, Berlin. 1766.

**) Braunſchweig bei . . . .

Klopſtock hat in ſeinen Oden weniger horaziſche Züge: ſeine Ode an Friederich vor dem Meſſias, ſcheint im Anfange das: quem tu, Melpomene, semel nachzubilden; allein, bald erhebt ſie ſich zur Welt der Gedanken und Empfindungen*), zu der ihm eignen Kunſt, die Seele des Menſchen und Chriſten zu ſchildern, worin er eben mit Horaz nicht zu vergleichen iſt. Alle ſeine Oden ſind meiſtens Selbſtgeſpräche des Herzens: ſein Pſalm läßt Empfindungen eine nach der andern, fortrauſchen; wir hören Welle über Welle ſchlagen: eine wird die höchſte und es erfolgt eine Stille: wir ſtehen in Gedanken bis plötzlich eine neue Folge von Ideen uns mit einer ſüßen gedankenvollen Betäubung berauſcht. Seine meiſten lyriſchen Arbeiten nähern ſich dem Hymnus: in einigen Stücken, die der Sammlung vermiſchter Schriften eingerückt ſind, ſind freilich vortreffliche Horaziſche Züge, inſonderheit in der Ode auf den Zürcherſee; allein nie das Ganze, nie der Hauptton, nie der Wohlklang des Horaz. Ich möchte alſo Klopſtock aus ſeiner Sphäre reißen, wenn ich ihn hier gegen Horaz ſetzte; und doch — iſt es nicht Klopſtock, der in einem Stück des Nordiſchen Aufſehers dieſe wunderbaren Gedanken ſagt:

„Faſt allen neuern Oden fehlt etwas von dem „Hauptone, den die Ode haben ſoll. Horaz hat „den Hauptton der Ode, ich ſage nicht, des Hym- [illegible]

---

*) Lit. Br. Th. 8. p. 229.

„nus, durch die ſeinigen, bis auf jede ſeiner „feinſten Wendungen beſtimmt. Er erſchöpft alle „Schönheiten, deren die Ode fähig iſt. Man wird „alſo den Werth einer Ode am beſten ausmachen „können, wenn man ſich fragt: würde Horaz „dieſe Materie ſo ausgeführet haben? Aber man „müßte ein wenig ſtrenge bei Beantwortung dieſer „Frage ſeyn. Denn ſonſt bekommen wir zu viel „Horaze unſrer Zeiten. — Ich erkläre mich hiedurch „gar nicht gegen die Anſprüche, die beſonders der „lyriſche Dichter auf einen Originalcharakter hat. Ich „rede nur von der Biegſamkeit, mit der ſich ſelbſt „ein Originalgenie dem Weſentlichen, was die ly„riſche Poeſie fodert, unterwerfen muß. Und „dies Weſentliche, behaupte ich, hat Horaz durch „ſeine Muſter feſtgeſetzt" *). Ueberhaupt iſt dies ganze Stück im zweiten Bande ſo ausnehmend, als das 26te des erſten.

* * *

Ich werde von Uz und Lange kürzer ſeyn können. Des erſtern philoſophiſcher Odengeiſt iſt bekannt, und von den Literatur Briefen **) würdig geprieſen worden: er iſt der einzige, der ſo viel Weisheit mit ſo vielem Schwunge ſagen kann. — Von Lange dürfte es heißen: die Erſten werden die Letzten ſeyn; und nach meiner Meynung hat er mehr Horaziſch geſungen, als überſetzt. Die beſten Oden

*) Nord. Auff. 2. B. St. 105.

**) Th. 8. p. 214.

des Horaz leiden bei ihm, ſeines Fleißes, Genies, und einiger glücklichen Stellen ohngeachtet: überall verfehlte Stellen, verlohrner Nachdruck, unſchickliche Einkleidung, an Kolorit und Wohlklang nicht zu denken: quid faciant hostes capta crudelius urbe. — In ſeinen eignen Oden hat er inſonderheit in der Anordnung der Bilder, in der Wahl der Beiwörter, und gleichſam dem Zuſchnitt zum Wohlklange, den Horaziſchen Ton getreffen. — *)

Ob

---

*) Darf ich hier Gelegenheit nehmen, Klotzeus *Vindicias Horatii* auch denen Liebhabern des Horaz anzupreiſen, die ſich nicht mit dem Pat. Harduin ſtreiten wollen. Sie ſind voll von feinen Anmerkungen, Vergleichungen, Erklärungen, die man aber mitten unter Rettungen findet, zu denen ſich der Verfaſſer nicht hätte herablaſſen ſollen, weil die meiſten Harduinſchen Anſchuldigungen keine Antwort verdienen. Von Anmerkungen gefällt mir die critiſche Muthmaßung, (p. 16.) in welcher Ordnung Horaz ſeine Gedichte geſchrieben: wie weit er gegen die Griechen ſich Originalſchätze (p. 25 = 30.) von ſeinem Wohlklange und ſeiner Kühnheit (p. 51 = 58) von ſeinem Urtheil über Plautus (p. 272 = 273.) und viele andre. Vergleichungen verſchiedner Dichter voll Beleſenheit und Geſchmack ſind häufig, z. E. über das Talent des Horaz zur Dichtkunſt (p. 18 = 25.) über den Flug der Muſe (p. 25 = 103.) über Musa potens lyrae (p. 104 = 106) über den, der ſeine große Seele verſchwendend hingab, den Patrioten,

Aemi=

Ob wir Deutſche Katulls haben? mögen die Lieder der Deutſchen beantworten: unter allen hat vielleicht Leßing zu ſeinem Hauptzuge die meiſte Katulliſche Schalkheit. Ob wir Ovidianiſche Verwandlungen haben? Dies werden blos die behaupten, die in einem Journal den Titel geleſen: Zachariä Verwandlungen, oder Verwandlungen in den Bremiſchen Beiträgen, und blos nach dieſem Titel urtheilen. Ob Wieland unſer Lukrez ſey? Dieſe Frage iſt älter, als die Periode, über die ich ſchreibe. Ich nehme aber Gelegenheit, etwas von dem Lukreziſchen Lehrgedicht zu ſagen.

Aemilius Paullus (p. 119—123.) über die curas laqueata circum tecta volantes (p. 175—177.) über die Blanduſiſche Quelle (p. 207—210.) und dann über die Küſſe der Venus, Cupido und die Grazien (p. 125. 249—255.) — Erklärungen und Erläuterungen des Horaz ſind häufig und einige neu, inſonderheit aus den Werken der Kunſt und Denkmälern des Alterthums.

2.

Vom Lukreziſchen Gedicht.

„Ich weiß nicht, was heutiges Tages ein Scri„bent für Beifall erhalten würde, der es wagte, „nach dem Beiſpiele des Lukrez, die Lehren einer „Schule mit trockenen Werten vorzutragen, und etwa „hie und da durch eine poetiſche Stelle aufzupuzen? „Gewiß iſt es, daß er in Reimen und in der ge„wöhnlichen Versart ganz unerträglich ſeyn würde. „Dieſe Art des Vortrags hat, wenigſtens im Deut„ſchen, eine gewiſſe Feierlichkeit, die ſo wohl mit „dem Aufgeweckten des Theaters, als mit dem „Trocknen der Schule einen ſeltſamen Contraſt „macht." *) — Ich weiß nicht, wie mir dieſe Stelle in die Feder kömmt, eben da ich Wieland unſern Lukrez genannt: auch er hat die Lehren einer Schule, in Reimen, in der gewöhnlichen Versart vorgetragen, zwar mit unter trocken, aber ſchön aufgeſtutzt mit poetiſchen Stellen — und hat Beifall gefunden, indeß offenbar mehr des letztern als des erſtern wegen. Ich ſchlage alſo zurück: **)

„Unſere Schriftſteller haben ſich in der allge„meinen betrachtenden Weltweisheit ungemein her„vorgethan; aber in der beſondern ausübenden Sit„tenlehre möchte der Deutſche eher über Mangel zu „klagen haben — Unſere Lehrdichter ſind vor„trefflich, wenn ſie die Syſteme der Weltweiſen vor-

*) Th. 8. p. 216. **) Th. 8. p. 163. rc.

„tragen, wenn ſie ſich in die Höhen des Unermeß-
„lichen emporſchwingen, wenn ſie den Schöpfer und
„ſeine Werke beſingen; hingegen ſinken ſie unter das
„Mittelmäßige, ſobald ſie ſich zu den Sitten der
„Menſchen herablaſſen. Popens Essay on man
„möchte man einem Deutſchen weit eher zutrauen,
„als einem Franzoſen; aber ſeine Moral Essays
„verrathen eine ſo feine Kenntniß des menſchlichen
„Herzens, als noch nie ein deutſcher Schriftſteller
„gezeigt." — Dieſe beiden ganz wahren Bemerkungen machen, daß ich den deutſchen Dichtern die philoſophiſche Dichtungsart des Lukrez, als ein glückliches und reizendes Feld anpreiſe: doch mit einiger Einſchränkung. — Lukrez iſt in meinen Augen nach dem Feuer ſeiner Bilder einer der erſten Genies unter den Römern. Wenn man die trockene Philoſophie ſieht, mit der er kämpfen mußte, die Schwierigkeiten, mit denen er ſtritte — — propter egestatem linguae ac rerum nouitatem — — und die er doch überwand, die Strenge, mit der er ſeiner Schule genug thut, und die herrlichen Gemählde und Ausſchweifungen, die er einſtreuet: ſo muß man erwarten, daß unſere Lukreze in einer zur Weltweisheit ausgebildeten Sprache, in einer weit bequemern und biegſamern Materie, mit einerlei Genie, um ſo viel höher vor dem Römer ſtehen müſſen, je höhere Vorzüge ſie nach der Cultur ihrer Werkzeuge haben. — Betrachten wir dies, ſo bleiben von allen unſern deutſchen Lukrezen *) vielleicht nur drei noch, die dieſen

*) Ich ſondre hier gleich die moraliſchen Lehr-

Namen verdienen; die übrigen können gute Lehrdichter ſeyn, allein Lukreze ſind ſie nicht, wenn Lukrez zu unſrer Zeit gelebt hätte. Haller — Witthof und Creuz, drei Dichter auf drei verſchiednen Stufen! — Nimm Hallers Gedicht auf die Ewigkeit, und auf den Urſprung des Uebels, und zeige mir im Lukrez, du, der du ſein Anbeter, und vielleicht ein zweiter Creech biſt, zeige mir im Lukrez ſo hohe, wahre und dringende philoſophiſche Wahrheiten in ſo reelle und kurze Bilder eingehüllt. Hallers Geiſt iſt in zween Dichter getheilt, in Witthof und Creuz. Jener hat die nachdrucksvolle Kürze in Sentiments und Beobachtungen oft bis zum Neide in ſeiner Gewalt; dieſer hat zu viel Talent zur ſchwermüthigen Malerei eines Weiſen, als daß man ihn unter den G. . anern vergeſſen ſollte. *) Jener weiß abſtrakte Ideen in poetiſche Körper zu kleiden; dieſer, abſtrakten Ideen poetiſche Farben zu geben: jener iſt glücklich im Ausdruck der menſchlichen Denkart, ſo fern man ſie aus einer genauen Weltweisheit kennen kann: dieſer in der dichteriſchen Abbildung einiger metaphiſiſchen Hypotheſen. Beide würde ich wegwerfen, wenn ich jenen blos als Dichter nach dem Aeußern, und dieſen als Metaphyſikus nach dem Innern allein beurtheilen müßte.

---

dichter ab, Hagedorn, Duſch, Wieland u. ſ. w.

*) Die Literaturbriefe haben nie an ihn gedacht, obgleich ſeine Gräber auf ihre Zeit treffen, wie mich dünkt.

In der That, um ein guter Lehrdichter zu ſeyn, wird weder ein Stern von der erſten philoſophiſchen noch von der dichteriſchen Größe erfodert. Der wahre Geiſt der Weltweisheit an ſich leidet kein beinahe Wahres, kein halbgründliches; und unſere philoſophiſchen Wizlinge, die uns Schaum der Weltweisheit, mit dem Goldſchaum der Aeſthetik überdeckt, verkaufen, ſehen zwar, daß ihre Philoſophie im Anfange ſiedet, und von Kindern und Narren, (die aber diesmal nicht die Wahrheit reden) gelobt wird — aber Schaum und Philoſophie zergeht und iſt nicht mehr! — Laß dieſe das philoſophiſche Lehrgedicht wählen, den Reihn zwiſchen Philoſophie und Einbildungskraft; ſie werden vielleicht gut werden! — Auf der andern Seite giebt es ſchöne Geiſter, die zu viel Philoſophie an unrechtem, und zu wenig poetiſches Genie an rechtem Ort haben: die uns in Fabeln und Erzählungen, in traurigen Luſt- und erbärmlichen Trauerſpielen mit ſeichter Weltweisheit quälen — auch dieſen gebe man das Lehrgedicht vor: denn die Epopee, das Drama, die Ode, und jede Erdichtung fodert Schöpfungsgeiſt im Ganzen, und kann kein beinahe Schönes leiden; aber das Lehrgedicht leidet noch zuerſt die Lieblingswendung ſo vieler deutſchen Vorreden:

ubi plura nitent in carmine, non ego paucis offendar maculis. —

Dies fodert die wenigſte Einbildungskraft, iſt am wenigſten an Regeln gebunden, und vielleicht iſt das freieſte und leichteſte Sylbenmaaß auch das an-

gemeſſenſte und einzige für das Lehrgedicht — ich meyne nicht das Alexandriniſche, ſondern das ſogenannte Recitativmetrum, das ſich am meiſten der Proſa nähert, die meiſten Formen annehmen kann, ſich jeder Materie am beſten anſchlieſſet, und die Aufmerkſamkeit am füglichſten erhält.

* * *

Bisher habe ich einige Dichterlein mit dem Lehrgedicht abzufertigen, und im Vorhofe der Poeſie aufzuhalten geſucht, damit ſie, als Ungeweihte ſich nicht ins Heilige wagten: jetzt lege ich einen Gegenſtand vor, der ins Allerheiligſte der Dichtkunſt gehört, und, wie ich glaube, würdig iſt, die ganze Seele eines Genies allgenugſam auszufüllen: es iſt zwar blos ein Lehrgedicht, aber ein Lehrgedicht, dem ſelbſt die epiſche, dramatiſche und lyriſche Muſe zujauchzen würde. Laß es ſeyn, daß die deutſchen Lehrdichter unter das Mittelmäßige herabſinken, ſobald ſie ſich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menſchen herablaſſen. „Laß es ſeyn, daß ſie nicht Kenntniß des menſchlichen Herzens genug hätten, um Moral Essays zu ſchreiben:“ ich zeige ihnen ein Essay on Man an, wo ſie ſich in die Höhen des Unermeßlichen emporſchwingen, und im zwiefachen Verſtande Geiſtſchöpfer durch ſich ſelbſt werden können.

Man weiß es, daß die deutſche Weltweiſen, wenn in einem Stücke der Philoſophie, ſo in der Pſychologie vorzüglich, gleichſam auf eignem Grund und Boden ſind, weil ſie die kühnen

Blicke, die Plato, Baco und Locke in die menſchliche Seele gethan, weiter verfolgt, oder wenigſtens die Erfahrungen dieſer drei Männer wiſſenſchaftlicher gemacht. Sie haben wenigſtens Kunſt und Mühe angewandt, um die Materialien fremder Nationen zu einem Gebäude zu erheben, deſſen Bauart das merkwürdigſte Phänomenon der neuern Zeiten bleibt. — Und was kann ich hieraus folgern? — Dies, daß ein poetiſches Gebäude von dieſer Art ebenfalls auch das Denkmal unſres Volks und unſrer Zeit ſeyn könnte. In dem eigentlichen Spekulativen der Weltweisheit iſt der Dichter immer ein Fremdling; man ſage, was man will, er bleibt ein Gileaditer, der ſich in dieſe platoniſche Republik einſtiehlet, um Holzhauer und Waſſerträger zu ſeyn. Das Dichteriſche, was der Lehrdichter, der Syſteme reimt, behalten kann, um den Weltweiſen nicht gleich vor den Kopf zu ſtoßen, ſind alte Schuh, und verſchimmelt Brot: und aller der Nutzen, den er dem Philoſophen giebt, iſt, daß er ſo viel von dem philoſophiſchen Geiſt ihm raubt, als er ihm dichteriſchen giebt: eigentliche Bürger können ſie nie zuſammen werden.

Aber die philoſophiſchen Erfahrungen, Muthmaßungen und Hypotheſen über die menſchliche Seele; die ſind aller Stärke der Dichtkunſt fähig, und aller ihrer Reize werth. An der Fähigkeit wird niemand zweifeln, und wenn zehn feige Kunſtrichter zitterten und Einwürfe machten, und Bollwerke bauten, und Schlingen legten: ſo fühle ichs doch, daß alle ihre Warnungen

zu klein ſind, um ein Genie zittern zu machen: großmüthig würde es ſie verachten, und ſehr gern eine Ausnahme machen, wenn ſeine Ausnahme nur Meiſterſtück iſt. Wenn da, wo der Weltweiſe nur von fern furchtſam lauſchen muß, der Dichter, als Bote der Götter, als Vertrauter der Geheimniſſe des Geiſtes, mit kühnem Schritt fortginge, um in das Heilige zu dringen: was würde er ſehen? Von keinem Auge geſehene Dinge! Was würde er hören? Heilige und geweihte Worte, die niemand gehöret! Und was ſprechen? Geflügelte Sprüche, die keine Zunge vor ihm wagte. — Ich will mich erklären. Wenn die Erfahrungen, die man über und in der menſchlichen Seele angeſtellet, zu poetiſchen Körpern umgeſchaffen würden: wenn die Muthmaßungen des Weltweiſen vom Dichter, nach der ihm verliehenen Freiheit, ſinnliche Gewißheit bekämen; wenn die Hypotheſen zu dichteriſchen Fiktionen ſich umbildeten: wenn jede große pſychologiſche Wahrheit ſinnliches Leben erhielte: kurz, wenn die ganze Welt der menſchlichen Seele ins Licht des poetiſchen Glanzes träte, deſſen ſie fähig iſt: — welch ein Gedicht! — Wenn der Dichter die ganze Ausdehnung der menſchlichen Seele, ihre Höhen und Tiefen, mit ſeiner mächtigen Hand umſpannte: wenn er zu der Größe, deren eine menſchliche Seele fähig iſt, ſich erheben, die Stärke des Geiſtes umfaſſen, und die Güte des Herzens, wie einen pieriſchen Quell, koſten könnte, da ſeine Ideen ſo hoch, ſeine Wahrheiten ſo ſtark, und ſeine Empfindungen ſo bezaubernd wären, als der größte Geiſt, die ſtärkſte Seele, das beſte

Herz: — und er hiezu alle Macht der Dichtkunſt aufböte — wie lebhaft hat nicht ſchon Abbt gedacht, der doch blos beobachten, nicht ſchildern; der inſonderheit lehren, nicht rühren wollte, der vorzüglich die Geſchichte zu ſeiner Gehülfin machte, da dem Dichter alles zu Befehl ſteht.

Der Dichter würde da anfangen, wo der Philoſoph aufhöret: er würde von ſeiner göttlichen Höhe den ganzen dunkeln Grund der Seele überſchauen, aus dieſem Chaos alle die Ideen aufrufen, die in ihm ſchlummern, aus dieſem Ocean alle die Gedankenſchätze heben, die der Zoll der ganzen Schöpfung ſind, und in ihm verſenkt liegen: auf dieſem ungeheuren Felde alle Leichname mit Lebensgeiſt beſeelen, ſo wie dort Rieſen aus der Saat des Jaſons entſtanden. Wenn er alle Fähigkeiten des menſchlichen Geiſtes: die Schöpfungskraft ſeiner Einbildung, die Zauberquelle zu Erdichtungen, die inſonderheit in den jugendlichen Zeiten der Welt ſo reich geweſen, die Hypotheſen von der Göttlichkeit der Seele im Schlaf und Träumen, den Enthuſiasmus der Leidenſchaften und der Raſerei, die Stärke, die ſie anwenden muß, um Abſtraktionen gegen die ganze ſinnliche Welt, die auf ſie ſtürmet, zu vertheidigen, ihre Feinheit in Zergliederung, und ihre Schnelligkeit in Zuſammenſetzung der Begriffe: ihr Nervengebäude, in Abſicht des vergnügenden und moraliſchen Gefühls; die Macht ihrer Triebe, und alle Wirkungen ihrer Leidenſchaften: die Freiheit ihrer Beſtimmung, die ſich über Schmerz und Plage und Tod erhebt — wenn er

alle dieſe Seiten uns gegenwärtig machte, und alles, was er in der Seele ſiehet, ſelbſt fühlte, und ſelbſt in uns zu wirken wüßte; ſo wäre dies ein Gedicht, was alle Saiten des menſchlichen Herzens treffen müßte, da Epopee und Drama nur immer eine oder wenige anrühren kann. Unſere ganze Seele würde ihm entgegen arbeiten, wenn wir theils ſeine ganze Seele in Aufruhr ſehen, theils ſein Objekt, eben auch die menſchliche Seele, in aller ihrer Wirkſamkeit erblickten. Wenn er ſie uns, eingehüllt in die Strahlen Apolls, in dem Schmuck der Dichtkunſt, von Muſen umgeben und von Grazien begleitet, als eine Braut des Himmels, eine zweite Eva, unſere Hälfte, entgegen führte: wie Adam würden wir auf ſie zueilen, und ihrer Umarmung entgegen jauchzen: das iſt Fleiſch von meinem Fleiſch! Das ganze ſympathetiſche Saitengewebe unſerer Empfindungen würde in dieſem Zuruf nachſchallen: denn nie rührt uns das, wo wir nicht unſer Bild erblicken: dies wäre der höchſte und kühnſte Weg über die unbetretnen Höhen der Vernunft in das Gebiet der Leidenſchaften: es wäre vielleicht die größte Höhe des poetiſchen Genies in unſerer Stufe der Cultur: und die originalſte Ausgabe der menſchlichen Seele. — Wie würde ich mich freuen, wenn etwa ein Genie, indem es dieſes läſe, erwachte, ſich fühlte, ſeine Schwingen wiegte, um von ihnen den Staub der Syſteme abzuſchütteln, und alsdann ſeinen Flug zur Sonne nähme. Eine neue Sonnenbahn würde ſich alsdann eröffnen; Zaunkönige auf ſeine Flügel ſetzen, um ihn ruckweiſe zu überholen; keichend der Neid ihm nachſtreben und zurückfallen: wir aber würden, mit einem Fernglaſe

in der Hand, ihm nachſchauen, und ihn bewundern. — Sollte jemand ſo unglücklich ſeyn, zu denken, daß das Probſtück, die Pſychologie in Reime zu bringen, ihn ſo hoch bringe: der würde alsdann die Fledermaus vorſtellen, die von Nachtphiloſophen, und von den ſchönen Geiſtern des Tagelichts, den Sperlingen gleich, verfolgt wird.

Wie weit hat es Akenſide gebracht, da er blos eine Seite der menſchlichen Seele, die Vergnügen der Einbildungskraft, beſang: mit welcher Stärke beſingt Young blos einige Widerſprüche des menſchlichen Herzens: wie rührt Shakeſpear in ſeinen Monologen, wenn blos eine Leidenſchaft kämpft: wie gefällt ein einziges Klopſtockiſches Gleichniß aus der menſchlichen Empfindung gehoben! — wenn nun alle Seiten, und alle Widerſprüche, und alle Leidenſchaften, und alle Empfindungen aufwachten, die zuſammen ſeyn, und auf einander folgen können — welch ein ſchöner Aufruhr! —

3.

Von Nachahmung der Lateiniſchen Elegien. *)

Es iſt eine eigne Sache mit den Elegien. Man kann nicht immer ohne Unverſchämtheit fodern, daß das Publikum ſich ſoll Klagen vorwinſeln laſſen. — Und wenn es vollends Klagen eines Verliebten ſind! — Mir hat es immer geſchienen, daß die Aufmerkſamkeit, die ſich die alten Dichter durch ihre verliebten Elegien erworben haben, mehr durch unſre Neugier, als durch derſelben innere Kraft hervorgebracht worden. Man iſt gleichſam nach den Anekdoten eines ſolchen Mannes begierig, und will von ſeinen beſondern Angelegenheiten Nachricht haben. Man betrachtet ſeine Elegien als einen kleinen Roman, darin die Geliebte erſt ſpröde, dann erweicht, dann eiferſüchtig und ungetreu wird; und der Unterſchied zwiſchen dieſem Roman und den andern Romanen iſt der, daß in den letztern die Urſache dieſer Erfolge weitläuftig, in der verliebten Elegie aber nur die Wirkungen, die ſie auf das Gemüth des verliebten Dichters hervorgebracht haben, erzählet werden. Die Kunſt des Dichters beſteht nun darin, daß er dieſe Wirkungen rührend und angenehm be-

*) Dieſe ganze Abhandlung, ein ſchätzbares Fragment zu einer Poetik, die noch zu den unbekannten Ländern gehört, iſt aus den Literaturbriefen Th. 13. p. 69—83. Blos die kleinen Anmerkungen gehören mir.

ſchreibe. Und hieraus läßt ſich zugleich erklären, warum dem geliebten Gegenſtande eine Elegie am beſten gefalle. Es iſt nemlich ſchmeichelhaft für ihn, Wirkungen beſchrieben zu ſehen, davon er ganz allein die Urſache iſt. Andere Leſer, deren Eigenliebe nicht ſo gut ins Spiel gebracht wird, werden vielleicht gar darüber aufgebracht, wenigſtens des Leſens überdrüßig, weil der Verſtand bei der Erforſchung der Urſache und ihrer Verbindung mit den Wirkungen gar nichts zu ſchaffen hat. *)

Die meiſten Dichter ſcheinen den Begriff der Elegie allzuſehr eingeſchränkt zu haben. **) Man könnte ſie überhaupt erklären, als die ſinnlich vollkommene Beſchreibung unſrer vermiſchten Empfindungen. Was ſie mit andern Gedichten gemein hat, iſt das ſinnlich=vollkommene: der Gegenſtand nur, den ſie bearbeitet, un=

---

*) Alles dieſes dachte ich auch bei der Mad. Klopſtock hinterlaſſenen Schriften: und demohngeachtet träumte ich ſie ſo angenehm durch, weil überall das Gewand des Außerordentlichen und Empfindungsvollen mich aufmerkſam machte: ich las ſie, nicht wie ein Jüngling an der Brautkammer der Verliebten lauſcht, ſondern wie ein Fremder, der als Freund in das Haus eines Ehepaares geführt wird, das er aus Hochachtung zu ſehen wünſchte. Wie verſchieden iſt das Denkmal, das ein Klopſtock und ein Gottſched ſeiner Gattin aufrichtet.

**) So wie man auch den Begriff der Ode, wie ich glaube, immer zu ſehr einſchränkt.

terſcheidet ſie von den übrigen Arten. Ich habe dazu die vermiſchten Empfindungen *) angegeben; und glaube, ſo viel ich jezt ſehe, Recht zu haben. Die reinen, oder richtiger, die merklich reinen Empfindungen der Luſt, gehören, ſo wie ihr Gegentheil, wenn ſie die Seele nicht ganz übermannet, und ihr zum Ausdruck gleichſam den Athem benommen haben, für die Ode. Alle Arten der Empfindungen und Handlungen, die in einem Geſellſchaftlichen, das weder Zwang noch Verbrechen kennet, entſtehen, gehören für das Schäfergedicht; wenn die elegiſchen Dichter ſich hieran erinnert hätten: ſo würden ſie einem der gewöhnlichſten Vorwürfe, daß ſie nemlich unnatürlich werden, entgangen ſeyn. Allerdings iſt es widerſinnig, bei einem großen Schmerzen ſich geſchwäzig zu zeigen. Wenn dieſer die Seele auf einmal an allen Orten angreift, wenn ihre Kräfte durch den plözlichen Anſtoß niedergeriſſen werden, und der Schmerz ſie alſo gleich den Fluthen des Meeres überſchwemmet: ſo ſind alle ihre ſchönen Auswüchſe von angenehmen Bildern, alle Früchte nüzlicher Ueberlegungen auf einmal verdecket. **)

---

*) Von denen man in der Rhapſodie des Verfaſſers der Phil. Schr. Th. 2. ſcharfſinnige Gedanken findet.

**) Hieraus, glaube ich, geht man der Frage entgegen, die unter einigen neuen Kunſtrichtern, bald verneint, bald bejahet iſt: Ob die Ode wahre Empfindung oder Nachahmung ſey? Spielt man nicht mit der ganzen Frage, ſo muß man theilen, und fragen: iſt die Ode ein wirklicher Ausbruch von Leidenſchaft und Empfindung? Un-

Man erblickt nichts, als eine traurige Fläche, und hört nichts als das wilde Rauſchen der Wehmuth. Es giebt Seelen, welche beſſer verwahrt, und gleichſam mit friſchen Dämmen umgeben ſind: an dieſe prallen die Wellen an und zerſchellen. Dieſe Seelen brechen bei einem großen Schmerz nicht in Klagen, ſondern in Rechtfertigungen, in Vorwürfe, in Drohungen, in unerwartete Entſchlüſſe aus. Ein ſolcher Schmerz zeigt ſich im Trauerſpiele; er kann aber auch in der Ode vorgeſtellt werden. Von der Empfindung der Luſt laſſen ſich eben die Anmerkungen machen. Dem elegiſchen Dichter bleiben alſo nur Empfindungen übrig, die durch die gegenſeitigen ſchon gemildert ſind: Empfindungen, die in der Seele nach und nach entſtehen, nicht im Sturme der heftigen Leidenſchaft: ſondern wenn ſie dieſelben erhält, ſo iſts bei ihr öfters nur

— ein Frühlingstag,
der durch ein Wölkchen lacht.

---

möglich, wenn ich eine Ode nach der gewöhnlichen Bedeutung verſtehe, ſo iſt ſie ſchon immer künſtliche Sprache. Kann die Ode ein poetiſcher Ausdruck einer wahren Empfindung ſeyn? Ja, und billig ſollte ſie es durchaus ſeyn. Kann der poetiſche Ausdruck einer wahren Empfindung Nachahmung heißen? Meinetwegen! nur den poetiſchen Ausdruck betrifft das Nachahmende allein: die Empfindung bleibt die wahre, nur ſie iſt ſchon ſo gelindert, daß die Einbildungskraft gleichſam ihren natürlichen Ausdruck in einen Ausdruck der Kunſt überträgt.

Es verſteht ſich, daß es dabei auch auf die Verſchiedenheit der Seelen ſelbſt ankomme.

Die vermiſchten Empfindungen können entweder *) aus der Betrachtung des menſchlichen Zuſtandes überhaupt, oder dieſer und jener Geſellſchaft eines beſondern Standes, einer einzelnen Perſon entſtehen, und bei der letztern werden die verſchiedenen Zuſtände in Erwägung gezogen, die dergleichen Empfindungen nothwendig hervorbringen müſſen. Der Satyrenſchreiber betrachtet auch den Zuſtand der Menſchen überhaupt, bricht zuweilen in eine bittere Klage aus: aber dieſe Klage entwiſcht ihm nur aus Ungeduld, wenn er die Ungereimtheiten ſo gehäuft ſieht, daß faſt alle Hülfsmittel dagegen mangeln. Der elegiſche Dichter hingegen überläßt ſich mehr einer mitleidigen und jammernden Empfindung. Das Elend, das er vor ſich ſieht, rührt ihn bis zur Klage, ohne daß er es unterſucht, wo die Urſachen dazu liegen, und da die Gegenſtände nicht nahe genug ſind, um ſein Mitleiden in eine ganz unangenehme Empfindung zu erhöhen: ſo genießt er des Vergnügens, das ihm die Mäßigung deſſelben darreicht. **)

Wenn

*) Von hier fängt, wie ich glaube, die wahre Abhandlung an, da das Vorige, wie fern ſich Elegie von den andern Gedichtarten pſychologiſch und aus der Natur der Seele unterſcheidet, ſich nicht eben über alle Einwendungen erheben möchte.

**) Daß Elegien über den Zuſtand der Menſchen überhaupt, möglich ſind — wer wird das läugnen,

der

Wenn die Schickſale einer beſondern Geſellſchaft dergleichen Empfindungen erregen ſol=

---

der es zugiebt, daß es leider! zu viel Uebel gibt, welche die Menſchheit drücken und Klagen erpreſſen können — Aber, daß dieſe Klagen nicht ſo oft in Elegien zerfließen, daß eine ſo allgemeine und philoſophiſche Elegie ſo ungebraucht iſt — woher mag dies kommen? Wenn ich recht rathe, ſo beſtimme ich zugleich dieſe Art der Elegien beſſer, oder vielmehr, ich ſchränke ſie ein! Zuerſt: Betrachtungen über das Elend des ganzen menſchlichen Zuſtandes gränzen zu ſehr in das Gebiet des philoſophiſchen Gedichts, um blos Elegie zu werden. Das Elend des ganzen menſchlichen Geſchlechts liegt blos im Einzeln vor uns: klagen wir über dieſe einzelnen Fußtapfen: ſo iſt's nicht mehr die Elegie über das allgemeine Elend, die der Verfaſſer vorzeichnet. Soll dieſe letztere wirklich werden, ſo iſt's beinahe unmöglich, „zu klagen, ohne daß man unterſucht, wo die Urſachen dazu liegen.“ Der allgemeine Gegenſtand kann nicht anders in unſrer Seele lebendig werden, als durch ein abgezogenes Bild. Dieſes kann ſich uns nicht ganz darſtellen, ohne daß die Urſachen gleichſam die einzelnen Züge vereinigen — und ſo wird ein philoſophiſches Gedicht daraus, das zwar in einzelnen Tönen elegiſch wird, (wie in vielen Stücken unſrer philoſophiſchen Dichter,) aber nicht den Hauptton der Elegie annehmen kann, weil dieſer dem Gegenſtande nach fremde iſt. Und er iſt's auch zweitens nach der Wirkung, die der Gegenſtand auf uns macht. Ich ſetze zum Voraus

len; ſo müſſen wir eine beſondere Neigung für dieſelbe haben: ſie betreffen alsdann entweder unſer

---

daß er unſern Empfindungen nahe genug liege, denn ſonſt kann die Poeſie bildervoll und tiefſinnig, aber ganz und gar nicht elegiſch werden. Ich nehme an, daß er in dem Geſichtspunkte betrachtet werde; daß er uns intereſſirt; daß er auf unſer Herz wirkt: — was wird geſchehen? Voll Gefühl über die Unvollkommenheiten der Menſchheit wird der Dichter in Klagen ausbrechen, die eher ein tragiſches Selbſtgeſpräch, als Elegie werden: ſo ſind die rührenden Selbſtgeſpräche **Hamlets**, die nicht eigentlich voll **Leidenſchaft**, ſondern als Ausbrüche **einer düſtern Laune zu betrachten** ſind. Ich müßte die ganze dritte Scene: Oh that this too too solid flesh would melt u. ſ. w. die das Selbſtgeſpräch, da ihm der Geiſt erſchienen, und welches mit dem Denkwort: remember thee, ſo launiſch ſpielt: der rührende Kampf mit ſich, ob er ſeyn oder nicht ſeyn ſoll, und das darauf folgende Geſpräch mit der Ophelia, ſeine Unzufriedenheit mit ſich, bei Gelegenheit des Fortimbras, ſeine vertrauten Unterredungen mit Horatio, ſeine Betrachtungen über die Hirnſchädel am Grabe, kurz, ſeine miſanthropiſchen Geſinnungen, die er lebend und ſterbend äußert, herſetzen: ſie ſind über den **Zuſtand der Menſchheit**; ſie ſind nicht Satyre, wenn ich das Geſpräch mit der Ophelia ausnehme: ſie ſind nicht ſchlagende **Donner** der Ode: ſondern von fern her dumpf murmelnde Gewitterwolken — aber doch nicht Elegien. Denn ſolche Klagen über das **Allgemeine** müſſen doch durch

Vaterland, oder unſere Geburtsſtadt, oder das Land unſerer Vorfahren, oder ſonſt ein Volk, für welches

---

einzelne Vorfälle veranlaßt werden, und da erheben ſie ſich immer eher zu einem Tone, der unzufrieden mit ſich, oder der Welt, jetzt mit ſeinem Selbſt, und jetzt mit dem Schickſal habert. Oder wem das Verderben, und die Sünde als Mutter des Elends erſcheint, (denn wer kann die eine ſehen, ohne Widerwillen an die andere zu denken): ſo wirft ſich der klagende Dichter, der jetzt die Geißel des Satyrs verachtet, auf dieſe Furie mit dem Grimme der ſchäumenden Pythiſſe. Er ſieht die Erde rings um ſich als ein weites Grabmal, entweiht, von Verbrechen rauchend, von Brüderblut und Frevel bedeckt, von einer giftigen ſchwarzen Atmoſphäre umfloſſen, ein großer Garten voll Unkraut, und giftiger vielklauichten Plagethiere, die unter demſelben kriechen, eine Einöde, wo die Sonne, wie Apoll unter den Griechen, mit jedem feurigen Strahle einen Pfeil des Verderbens ſendet, wo das Geſchrei der Laſter die hinüberziehenden Donnerwolken herunterzieht, daß ſie treffen — Bei dieſem Elende wirft der Dichter ſeine thränende ſanftwimmernde Leyer weg, ſein Helikon wird ein Ebal des Fluchs: ſeine Klagen werden ſo ſchwere Lieder, wie die Laſten der prophetiſchen Weißagungen im alten Teſtament, wie die Klagen Youngs an verſchiednen Orten, wie die Strafoden, z. E. das Ende der dritten Horaziſchen: audax omnia perpeti u. ſ. w. — Kurz! die Ausſicht über das allgemeine Elend iſt ent-

wir beſonders eingenommen ſind. Wenn alſo ein Krieg das Vaterland verwüſtet, die Wuth der Feinde eine Vaterſtadt in die Aſche legt; Länder, wo die Muſen ſonſt gewohnt haben, durch Barbarei entheiligt ſind: ſo können dergleichen Empfindungen entſtehen; nur muß die Zeit den Bildern ihre allzugroße Lebhaftigkeit geraubt haben: die ſchwarzen Formen müſſen nicht mehr ſo gedrängt ſtehen, daß die Erinnerung nicht zugleich einige angenehme dazwiſchen ſtellen könnte. Eine Mutter, die ihr einziges Kind verloren hat, ſieht in den erſten Tagen nichts vor

---

weder zu kalt, um Elegien zu weinen; oder ſie wird von einzelnem Elende erzeugt und unterhalten, und der Schmerz muß wahrhaftig mehr als elegiſch ſeyn, der von mir Klagen über das allgemeine Elend erpreßt, der es mich als Unglück fühlen läßt, daß ich ein Menſch und der Mitbürger in einem Thale voll Thränen bin. Daher iſt dieſe Elegie ſelten; aber nicht unmöglich wenn ich einen mittlern Standpunkt annehme, wo mich nicht mein Unglück über den allgemeinen Jammer klagen lehrt; noch auch meine Betrachtung ſtoiſche Ausſicht iſt, und dieſer Standpunkt iſt — das Unglück Anderer. So kann bei der Wiege eines Neugebohrnen, und an dem Sarge eines Junggeſtorbnen eine Elegie angeſtimmt werden, wie ohngefähr das Geburtslied und Grablied unſers Kleiſt's iſt: ſo kann vor dem Anblicke eines Hoſpitals voll Armer und Abgelebter, eines Schlachtfeldes voller Leichen und Sterbenden, eines Lazarethes voller Kranken ꝛc. eine Elegie Thränen weinen, die die Ehre der Menſchlichkeit ſind.

ſich, als den erblaßten-Leichnam, nichts als eine Zukunft ohne Troſt, ein Alter ohne Stütze, Hoffnungen, die vergangen ſind, Feinde, die ſich freuen, und iſt betäubt, ohne Sprache, ohne Thränen: — ſo bald ſie ſich erſt wieder erinnert, wie viel Witz ihr Kind ſchon gezeigt habe, was für lebhafte Antworten es gegeben, wie artig es ſich ſchon in Geſellſchaften bezeiget: ſo löſet ſich der Schmerz in Thränen auf: die Empfindung wird vermiſcht und zur Elegie weich genug. *) Zu dieſer Gattung gehört der

---

*) Von der Elegie über die Schickſale einer beſondern Geſellſchaft gelten beinahe die vorigen Einſchränkungen, damit ſie weder prachtvolle aber empfindungsloſe Malereien, noch Ausrüfe eines patriotiſchen Enthuſiasmus werden. Von dem erſten ſieht man bei jedem öffentlichen Unglück einer Stadt und eines Landes leider! nur zu oft Spuren: ſo daß, wenn alle Götter ihren Zorn wider Stadt und Land ausgeleeret, man es für die letzte Zornſchale anzuſehen hat, wenn nachher Apoll elende Dichter erweckt, die unſer Schrecken und Wehmuth in Ekel zu verwandeln wiſſen, oder uns durch ihre Schilderungen, ſtatt eine elegiſche Thräne abzulocken, einen ſanften Schlummer zutröpfeln, und den dunkelgrauen Mantel des Schlafs, (wie Sancho Panſa ſich ausdrückt) über unſer Antlitz leiſe und tröſtlich verbreiten, daß wir die Scenen des Jammers nicht mehr ſehen. — Auf der andern Seite ſtehen die begeiſterten Oden über öffentliche Trauerfälle von Patrioten geſungen: ſie mögen ſtrafen oder lehren. So hat vielleicht Alcäus geſungen: ſo ſingt Horaz zum römiſchen Volk

137ſte Pſalm in dem Kirchenliede: „An Waſſerflüſſen Babylons," den auch der Aufſeher nach Sidneys Ueberſetzung gegeben hat. Die Klagelieder Jeremiä werden ohne mein Erinnern hieher gerechnet werden.

Die beſondern Stände unter den Menſchen können auch zu ſolchen Empfindungen Anlaß geben; beſonders denjenigen, welchen eine Art von Ungerechtigkeit von den Gegenſeitigen wiederfährt. Die Elegie auf dem Gottesacker in einem Dorfe, welche Dodsley in London bekannt gemacht hat,*)

über das Verderben Roms, in der ſechsten Ode des dritten Buchs, die uns Hagedorn überſetzt, und inſonderheit in der prächtigen ſiebenten und ſechzehnten Epode: ſo ſind Uz Oden an Deutſchland, die dritte, neunte und vierzehnte in der neuen Ausgabe der Kloziſchen Gedichte, und wie mich dünkt, ganze Bücher von den Gedichten mittlerer Lateiniſcher Dichter. Die Elegie ſteht mitten inne, und die Klaglieder Jeremiä und andere Stücke der Propheten ſind in dieſer Gattung die beſten Beiſpiele, die ich kenne.

*) Ich glaube, ſie in einem Theile der Erweiterungen überſetzt geleſen zu haben; allein wie weit ſtärkern Eindruck empfand ich, da ich ſie in den Dodsleyiſchen Sammlungen an der Seite eines Freundes las, der mit mir die ſtille Stärke im Ausdrucke des Originals empfand! Vielleicht werden viele mit mir wünſchen, daß ein Ebert oder Meinhard aus dieſen Sammlungen einige der vortrefflichſten Gedichte uns mittheilte, unter

iſt hierin ein Meiſterſtück. Dieſes Dichters Empfindungen entſtehen aus der Betrachtung, daß mancher brauchbare Mann, manches Genie, das auf einem höhern Poſten einen lichten Glanz, erquickende Wärme rings um ſich würde verbreitet haben, auf dieſem Gottesacker unbekannt und unerwähnt liege. Weil ich jetzt dies Muſter in Gedanken habe; ſo will ich ſogleich ein paar Anmerkungen, die ich dabei machen kann, hier mitnehmen.

Zeit, Ort und Umſtände ſind dem elegiſchen Dichter nicht ganz einerlei. Die Stunden, darin der einſame Vogel der Nacht aus ſeinem philoſophiſchen Schlummer ſich erhebt, und durch das mitternächtliche Echo ſeinen Flug ankündigen läßt, ſind für ihn am bequemſten. Nicht allemal muß es eben ein Gottesacker auf dem Lande *) ſeyn, ob ich gleich ge-

---

denen mir jetzt vorzüglich einige ſchöne Stücke von Dyer im Andenken ſchweben, mit denen uns die Briefe zur Bildung des Geſchmacks nicht bekannt gemacht haben.

*) Mir fällt hiebei einer der beſten Gellertſchen Briefe ein, der ſeine Gedanken auf einem Landkirchhofe erzählet. — Ich glaube, daß eben ſo Zeit, Ort und Umſtände dem Leſer der Elegien nicht ganz einerlei ſind. Nie habe ich Youngs Klagen und Creuzens Gräber mit ſo gleichgeſtimmtem Ton der Seele geleſen, als in einigen Sommernächten, unter einem beſtirnten Himmel, in der ſchweigenden Laube eines Gärtchen, das an einen Kirchhof ſtieß, wo alte heilige Linden, vom Hau-

ſtehe, daß zu der von dem Engelländer ausgeführten Materie nicht leicht ein glücklicherer Ort hätte erwählet werden können. Aber Einſamkeit muß immer herrſchen; die Lage ſelbſt muß ſolche vermiſchte Empfindungen erwecken können. Daher ſind einſame Zellen und Creuzgänge, wo Eloiſe ihre Briefe geſchrieben: Ufer, wo ein Strom traurig dahinrauſcht: (wo der Iſraelitiſche Dichter ſeine Elegie verfertiget,) Wälder*), Felſen, wo die Ausſicht und Stille in

---

che der Nacht beſeelt, Schauder in die Seele rauſchten, und aus den etwas entferntern Trümmern eines ſinkenden ritterlichen Schloſſes, und aus ihren Wohnungen im alten gothiſchen Kirchthume die philoſophiſche Eule ihre hohlen Accente manchmal darunter ſtieß — Alsdann findet man ſich in einer Lage, da die Stürme von Gedanken herabbrauſen und ruhen, und die Seele wird ſtille, wie eine ſtille See in der Sommernacht, und hört gleichſam die Stimmen aus den Gräbern der Todten, und präget ſie in ihr Innerſtes.

*) Wem fällt hier nicht jener Hallerſche Eingang zu ſeinem Gedichte über die Ewigkeit ein, wo er uns in dunkle Wälder, an rauſchende Flüſſe, in ein einſames Gehölz, in hohle Felſen führt, plötzlich den Schatten ſeines Freundes vor unſern verwirrten Blick ſtellet, ſeine letzten Worte und das unbekannte Gebiet der Ewigkeit in unſre Seele leitet — und jetzt in dieſer ehrwürdigen Faſſung unſern Geiſt erwiſcht. Dies iſt das Kunſtſtück, das der Genfiſche Bürger vorzüglich gebraucht, um ſeine Lehren einzudrücken, und der gute Savoyſche Vikar

der Seele die Vorſtellung der Gefahr und das Bewußtſeyn der Sicherheit wechſelweiſe hervorbringen, meiſtens dazu erwählt worden. Ein einſames Zimmer *) kann aber auch dazu dienen; beſonders wenn noch äußere Dinge dazu kommen, von denen die Seele etwas leidet. Ein trüber Himmel, ein aufſteigendes Gewitter, rauſchende Winde **), zitternde Fenſter, eine Leiche, die vorübergetragen wird, das Geläute der Sterbeglocken, eine Trauermuſik ***). —

---

würde ſeinen Schüler oft Zähnen gemacht haben, wenn nicht ihre Situation ſo lebhaft vorbereitete.

*) Nur nicht die einſame Stube eines Poeten, drey Treppen hoch, unter dem offnen Dach, bei zerſchlagnen Fenſterſcheiben, wo Schnee und Kälte durchzeucht, weil hier ſo viel ſatyriſche Nebenzüge ſich aus den Dichtern und witzigen Köpfen mit in unſre Seele ſtehlen. — Indeſſen hat der Verfaſſer des Drama: das Gemählde der Dürftigkeit ſich einiger dieſer Züge glücklich zu bedienen gewußt.

**) Das Klopſtockiſche Stück im nordiſchen Aufſeher (Th. 2. St. 94.), das ſeine Empfindungen aus einigen rührenden Naturſcenen nimmt, drängt ſich immer an ein gefühlvolles Herz, das auf dieſe Nüancen Acht hat und etwas anders ſucht, als Malereien oder Non-ſens von geiſtlichen Empfindungen.

***) Die brittiſchen Trauerſpiele haben ſich ſolcher äußern Mittel der Rührung ſehr bedienet, wie einem jeden das Grab und der Leichenzug im Hamlet, die Todtenglocke und Ausführung

Ja, wenn von dergleichen Umſtänden mehrere auf einmal zuſammenkommen: ſo kann die Seele auch in der gröſseſten Verſammlung in dieſen Zuſtand der vermiſchten Empfindungen geſetzt werden. Man muß ſich aber hüten, alle dieſe äußeren Sachen ſo ſchwarz zu machen, daß dadurch eher Schrecken, als ſüße Melancholei, in der Seele entſtehen würde. So würde es widerſinnig ſeyn, wenn jemand an einem Ort, wo er ſich wirklich vor Geſpenſtern fürchtet, eine Elegie machen wollte. Die Schildwache im Hamlet war gewiß nicht dazu aufgelegt. Die Seele wird alsdann von einer ganz unangenehmen Empfindung, dem Schrecken, bemeiſtert.

Alle dieſe Regeln leiden einige Abänderungen,*)

---

zum Gericht im Kaufmann von London und dergleichen beifallen. In den Trauerſpielen des Rowe ſoll dieſes Aeußere den Mangel des Innern rührenden erſetzen. — In vielen Gegenden wird der Sterbenstag des Erlöſers durch ſolche Zeichen ehrwürdig gemacht, und vielleicht iſts ſolchen frühen Eindrücken zuzuſchreiben, daß ich in einer Stadt unter dem gemeinen Manne die herrſchende Meynung gefunden, daß von den Zeiten ihrer Väter und Urväter her, dieſer Tag traure, der Himmel meiſtens voll dunkler Wolken ſey, und in den Sterbeſtunden gegen Abend eine Stille zu herrſchen pflege, die dieſem Tag den Namen: ſtiller Freitag gegeben. —

*) Warum leiden ſie Abänderungen? weil der Verfaſſer in der Parentheſe von Zeit, Ort und Umſtänden ſich von dem Elegiſchklagenden auf das

wenn die vermiſchten Empfindungen aus der Betrachtung unſres eignen Zuſtandes*) entſtehen. Natürliches oder von der Einbildung geſchaffenes Unglück kann alsdann in der Elegie angetroffen

---

Schreckhaftrührende zu weit eingelaſſen. So ſehr die Empfindungen von Mitleiden, Schrecken, Zorn, Furcht u. ſ. w. in einander zuſammen fließen: ſo muß doch in der Elegie das ſanfte Gefühl, nicht aber Schauder der herrſchende Ton ſeyn. Indeſſen als Vorbereitung und Nebenſache betrachtet, hilft eins dem andern, und ich bin dem Verfaſſer auf ſeinem Spaziergange unbekümmert nachgeſchlichen.

*) Dies iſt die Reſidenz der Elegie und alles vorige wird blos dadurch das Gebiet der Elegie, ſo fern es ſich unſerm Selbſt nähert, ſo fern wir Antheil daran nehmen. Fehlt dieſe Beziehung auf uns ſelbſt: ſo kann die Elegie ein ſchönes Exercitium stili werden; aber nie ein Meiſterſtück. Und hat man nicht Elegien genug, die offenbar in fremden Namen ſind? — Du darfſt nicht rathen mein Leſer! ſiehe die Heldenbriefe an, die Ovid in Gang gebracht: ein Dichter, der in mehr als einer Abſicht mit der Poeſie geſpielt hat. Betrachte dieſe Heroiden als rührende Situationen: ſo ſind ſie eine dramatiſche Uebung, die für junge Dichter nützlich ſeyn können; aber höher ſtelle ſie nicht als unter Uebungen, denn ſie borgen fremde Situationen und leyern im Ganzen ungefühlte Empfindungen, und zeichnen ungeſehene Charaktere. Sie rauben alſo der Dichtkunſt alle ihre Würde, eine Dollmetſcherin unſrer ſelbſt zu ſeyn, wie ſie es bei den Alten war, und verpachten unſre Talente

werden. Mitleiden mit uns ſelbſt oder mit einem andern kann darin herrſchen. Es würde überflüßig ſeyn, alle verſchiedene Fälle aus einander zu ſetzen. Die verliebten Klagen *) gehören zu dieſer Gattung,

---

in fremde Zeiten, Umſtände und Perſonen. Dadurch gewöhnet man ſich an jene erkünſtelte Sprache der Leidenſchaften, die mit Worten ſpielt, mit erdichteten Sentiments um ſich wirft, und ſich übt, von beiden Seiten Linſen durch ein Nadelöhr zu werfen. Wird aber ſogar dieſer Geſchmack an Heroiden der herrſchende Geſchmack einer Nation und einer Zeit: ſo verfällt man auf unwichtige Situationen, auf ſpielenden Witz, und zeichnet aus fernen Zeiten nach dem Geſchmack ſeiner Nation Charaktere, die von Herzen ſchief, und nach aller Kunſt albern ſind. Sollte man dies nicht von der jetzt in Frankreich herrſchenden Mode ſagen, wo man ſchon den Adam an die Eva, und Kain an Mehala, und Philomele an Procris und Procris an Philomele u. ſ. w. hat, und nächſtens die Sonne an den Mond, und den lieben Mond an die liebe Sonne wird ſchreiben laſſen. Daß viele unter ihnen nicht ſchöne Stellen haben, wer wollte das läugnen, der z. E. Dorats Poeſie kennet; aber daß alle ſeine Nachahmer ſchön, daß dieſes Feld einer Hauptbeſchäftigung würdig ſey, daß das Gedichte dieſer Art vorzüglich nutzbar ſey, wer wollte das behaupten!

*) Woher ſind dieſe ſo allgemein für den einzigen Gegenſtand der Elegie gehalten? Rathe ich recht, ſo möchten drei Urſachen ſeyn. Zuerſt die lieben Al-

und faſt ſcheint es, daß außer dieſen und den Todesfällen die Meiſten keinen andern Gegenſtand der Elegie kennen *). Ich will nur noch dieſes anmerken.

---

ten, z. E. Ovid, Tibull und Properz haben ſich meiſtens in dieſe Gattung eingeſchränket, und ihr Beiſpiel hat meiſtens Regel abgeben müſſen. — Ferner die verliebte Empfindung iſt der Elegie am paßlichſten; das ſtille Feuer in ihr, das ſelten ſtürmende Leidenſchaft wird, aber deſto mehr durch die Glieder ſchleicht: wie die Sappho in ihrem zweiten ἆσμα aus Erfahrung ſinget, und Kleiſt ſeine Phillis am Damon ſingen läßt; dieſe ſtille Glut erhält ſich am beſten in dem Maaſſe, das die Elegie fodert. Drittens iſt auch kein Misvergnügen uns ſo angenehm, als die verliebte Traurigkeit. Wenn ein andrer Schmerz bis zum Verdruß, ein andrer Verluſt bis zur Verzweiflung, ein andrer Zorn bis zur Feindſchaft, ein andres Schrecken bis zum Entſetzlichen, ein andrer Unwille bis zum Ekel übergeht: ſo unterhält uns der verliebte Schmerz noch mit Annehmlichkeit: der verliebte Verluſt macht uns nicht untröſtlich: der verliebte Zorn iſt ein kleines Wölkchen in der Morgenröthe, der verliebte Schrecken läßt uns die Zunge zu ſprechen, und die Hand zu ſchreiben frei: der verliebte Unwille wird erneuerte Liebe. Daher fließt dieſe bitterſüße Empfindung in jene hinkende Verſe aus, die halb ſich, halb den andern rechtfertigt, haſſet, liebet und ergötzet.

*) Hier kommen die Elegien über Thiere, oder lebloſe Sachen, die uns lieb geweſen, zu ſtehen: Ca-

Auch ohne das Zuthun äußerer Zufälle kann jeder zuweilen in die Gemüthsverfaſſung, etwa bei einem einſamen Spaziergange geſetzt werden, daß er ſein ganzes Leben zuſammenrechnet, das Gute und Böſe darin überdenket, und ſich denen daraus entſtehenden Empfindungen überläßt. Mit einem Worte, die Seele muß ſich in der Gelaſſenheit befinden, wo ihr weder die bittere Thräne des Leides ausgepreſſet, noch der tiefe Seufzer der Angſt entriſſen, noch das röchelnde Schluchzen der Wehmuth abgezwungen wird. Wenn ja die Thränen fließen, ſo mögen ſie ſo milde fließen, und wenn Seufzer gehöret werden,

---

tulls Liedchen auf den Tod ſeines Sperlings, und Gleims ſterbende Nachtigall, der Mad. Karſchin Klagen über einen Canarienvogel u. ſ. w. Obgleich die Zeit ziemlich vergangen, da die Helden Homers mit ihren Pferden ſprechen, und dieſe über den Tod ihrer Herren, „erſtarret ſtehen, wie ein Leichen„ſtein über dem Grabe eines verſtorbnen Menſchen, „die, da ſie die Häupter ſinken laſſen, und heiße „Thränen fließen ihnen unter Seufzern über die „Wangen zur Erde nieder: und die ſchöne Mäh„ne ſinkt aus den Locken herab, und wälzt ſich im „Staube:" Ich ſage, ob dieſe Zeit, da ſich Thiere und Menſchen noch mehr kannten und verſtanden und liebten, ziemlich vorbei iſt: ſo dürfte doch eine Elegie auf ein treues und geliebtes Thier oft verdienter und herzlicher ſeyn, als manches ſtattliche Trauergedicht auf einen Joſt: ich nehme an, daß jenes und dieſes nicht Satyre iſt.

ſo mögen ſie uns zum ſanften Mitleid ſtimmen, und nicht zur Bangigkeit quälen.

Die Gedanken nun ſelbſt müſſen der Würde der Empfindungen angemeſſen*) ſeyn. Es wird dabei ein Geiſt vorausgeſetzt, der ſich weder durch den Verluſt eines ſchlechten Gutes dahin reißen läßt, noch auch jedem Verluſte friſch widerſteht. Folglich werden die erhabnen Gedanken**) aus der Elegie weg-

*) Oder vielmehr der Weisheit der Empfindungen. Hiezu gehört daß er ſich ganz mit ſeinem Gegenſtande beſchäftige, doch ſo, daß ich ihn nicht mit einem feurigen unverwandten Blicke anſehe, wie in der Ode, ſondern mit einem naſſen thränenden Auge, das auf ſeine verſchiedne Seiten irret, und die genoßnen Zeiten, die Gegenwart und die Zukunft mit matten ſuchenden Blicken durchwandert. — Hiezu gehört zweitens, daß er den Gegenſtand nie anders als in Beziehung auf ſich, betrachtet: dies iſt inſonderheit das Zeichen der wahren Empfindung; dies rührt, und iſt ſtatt aller beobachteten Regeln.

**) Wohl kann ſich unter die reichen Empfindungen hin und wieder ein Gedanke miſchen, in dem eine ſtarke Empfindung eingehüllet liegt. Nichts aber iſt der Elegie ſo entgegen, als der geſchraubte Witz. Eine von Thränen erſchlaffte Saite tönt nicht hell, und macht keine Bockstriller. Da man das Nervengebäude der Empfindung ſehr treffend mit einem Saitenſpiel vergleichen kann: ſo merke ich hier an, daß wie eine Saite blos mit einer gleichgeſtimmten harmoniſch tönet: ſo fodert das Wimmern der Elegie gleichſam einen Leſer von glei-

bleiben. Da die Seele ferner in einer Art von Erſchlaffung iſt: ſo iſt ein geſchärfter Witz, das Epigrammatiſche, das allzuweithergeſuchte in der Elegie unnatürlich. Hingegen finden Vergleichungen, kleine Geſchichten, Fabeln darin ihren Platz. Denn die Einbildungskraft iſt bei einem ſolchen Zuſtande der Seele faſt allein beſchäftiget *). Sie ſucht alſo alle

verge-

chem Ton der Seele. Weil nun ganz gleiche Bildungen der Seele eben ſo unmöglich und ſelten ſind, als völlig gleiche Geſtalten des Geſichts: — welche eigne Dreuſtigkeit gehört dazu, das ganze Publikum für einen Abdruck ſeiner Seele anzuſehen und jedem Fremden den ſympathetiſchen Zug zuzutrauen, ohne den unſre Klagen ihm langweilig, ekelhaft, oder lächerlich werden können. Wenn man es bedenkt: daß wir zwar im Denken uns einander ſo ziemlich ähnlich, aber im Empfinden gewaltig verſchieden ſind: ſo muß ich dem Troſte jenes Autors faſt recht geben, der zu ſich ſagte: „ich bin mein „eigner, einziger und beſter Leſer!"

*) Ich kann hierin die Elegie nicht beſſer als mit einem Traume vergleichen: dieſe Vergleichung ſagt vielleicht viel. Die ganze Bilderreihe, die vor ihrem Auge vorbeiſtreichet, iſt in einem heiligen Schleyer halb verhüllt, der das dunkle Gewand der Traumgeſichte zu ſeyn pflegt: ſie iſt an ſich verbunden, ſo wie die Folgen der nächtlichen Gedanken, nur das Band iſt nicht ſo regelmäßig und ſichtbar, als im Wachen: dazu kömmt, daß in der Elegie, ſo wie im Traume, Einbildungskraft und Gegenwart zuſammengemiſcht.

vergeſellſchaftete Bilder auf, die mit ihrer herrſchenden Empfindung übereinſtimmen, um entweder ſich dadurch zu tröſten oder noch mehr zu betrüben. *) Sie bleibt öfters bei ſeinem einzigen Gedanken ſtehen und wiederholt ihn; ja macht unmittelbar die Anwendung auf ſich. Daher kömmt die Wiederholung einerlei Worte am Ende des vorhergehenden, und im Anfange des folgenden Verſes, welche die Elegiendichter öfters ſo glücklich anbringen. **)

---

wird: und hieher gehört jetzt die vorige Einſchaltung mit, wie viel Macht, Zeit, Ort und Umſtände in die Elegie ſich eindrängen, nicht blos Gedanken nähren, ſondern auch erzeugen, die ſich alsdann unter die andern hinſtellen, anſchließen, und gleichſam elegiſch werden.

*) So wie jede Leidenſchaft ſich der ganzen Welt mittheilen will: ſo ſucht auch die Betrübniß überall Zeugen und Begleiterinnen ihres Schmerzes: ſie will ſich nicht widerſprechen laſſen, und tröſtet ſich, wenn man ihr Recht giebt.

**) So bald dieſe Wiederholungen regelmäßig, und bei dieſem Regelmäßig noch dazu ſchleppend, eintönig und leer werden: ſo ermüden ſie, wie z. E. die Elegie Daphnis und Daphne in der Sammlung verm. Sch. — So verwirft auch die Elegie oft den Perioden, heftet ſich auf ein Wort, das ſie wiederholt, und ſich recht vors Auge ſtellet: hierin iſt ſonſt Klopſtock ſehr glücklich, nur in dem Trauergeſange Davids um Jonathan, den zwei Sänger ſeinem Salomo ſingen, und wie ich glaube, in ſeiner neuern Elegie:

Alle Gedanken, die ins Groteske fallen, *) allzuhäufige O und Ach und Weh! Verwünſchungen, die Abſcheu erregen, zu heftige Betheurungen ſeines Schmerzens tödten die Elegie. Die erſtern erwecken Gelächter; die andern ſind entweder Zeichen einer allzuheftigen Traurigkeit, oder eines gänzlichen Mangels der Empfindung; die dritten bedeuten mehr Wuth und Kummer, und die letztern ſind entweder verdächtig oder überflüßig. Die Traurigkeit muß ſich durch die Reihe von Gedanken, auf die der Dichter verfällt, an den Tag legen. Vor allen Dingen muß der elegiſche Dichter die kleinſten Umſtände, **) die mit ſeinem Gegenſtande verwandt geweſen, ſammlen und anführen. Dieſes zeigt, daß ſeine Einbildungskraft ganz damit angefüllt ſey, und nicht das geringſte habe verloren gehen laſſen.

Rothſchilds Gräber ſind einige Verſetzungen zu gezwungen, einige Wiederholungen zu todt, und manches O und Ach! ein Aſteriſcus, der da ſagt: hier iſt zu gähnen!

*) Wenn jener Elegienſänger dem, der nicht mit ihm weint, den Cypreſſenſtrauch ins Geſicht werfen will: ſo muß man ſich vor ihm hüten, weil wenn unſre Augen ſich thränend ſchließen, und unſre Thränen ihm nicht kugelrund genug ſind, wir nicht vor einem Wurf ſicher ſeyn möchten.

**) Man erinnere ſich hier an das Lied unter Langens Gedichten, da alles ein Zeuge vom Verluſte wird, und jeder Umſtand das Bild des Freundes zurückbringt.

Der Ausdruck wird ſo wenig als möglich prächtig ſeyn dürfen. Reinlich und auch zierlich — sine squalore, aber auch auro absque ac gemmis. Je natürlicher dieſe Empfindung iſt, je weniger ſind die Worte geſucht. Ich will eine kleine Engliſche Elegie herſetzen, die ich irgendwo in Muſik geſetzt geſehen habe: es iſt die Anrede eines Mädchens an ihren Geliebten:

Gentle Youth, o, tell me why
Tears are starting from my eye;
When each night from You I part
Why the sigh, that rends my heart?
Gentle Youth, o, tell me true,
Is it then the same with you?

Die Naivetät, welche hier herrſcht, hat einen ganz ungeputzten Ausdruck erwählet; und glücklich! — Wenn nur das Aeußerſte auf beiden Seiten vermiſcht wäre: ſo wird die Verſchiedenheit der Materie den Ausdruck an die Hand geben.

Die verliebten Elegien *) ſind für die wenigſten

*) Eins der ſchönſten Klaggedichte in dieſer Art iſt das Gleimiſche: Mich, o Doris, willſt du haſſen ꝛc. Uebrigens gefällt es mir, daß der Kunſtrichter die Elegie in kein eigenſinniges Sylbenmaaß einkerkert: es kann elegiſche Oden in vielerlei Sylbenmaaß, elegiſche Eklogen u. ſ. w. geben, nur wenn einige das förmliche elegiſche Sylbenmaaß erwählt: ſo iſt der Pentameter, der freilich zu elegiſchen Wiederholungen gebildet zu ſeyn

Leſer. Wenn es ein Dritter ſchon überdrüßig wird, dem Geſpräche zweier Verliebten zuzuhören: was für eine Dreuſtigkeit gehört nicht dazu, ein ganzes Publikum in die Geſellſchaft zu bringen? Ueberhaupt ſind die Elegien eben nicht die Gedichte, die man zu allen Zeiten leſen kann. Es wäre zu wünſchen, daß die Dichter auch daran dächten. *)

4.

Von der Horaziſchen Satyre.

Noch immer iſt an mir die Reihe, die Hand auf den Mund zu legen, und zu ſchweigen. Unſerm Rabner habe ich es immer anzuſehen geglaubt, daß er aus Swifts Schule der Erſte ſeiner Zöglinge ſey: hier iſt ein Schriftſteller, der uns in ſeinen Satyren mit der Urbanität eines Horaz unterhält: der Verfaſſer, der Mores Eruditorum, Genius seculi, Ridicula etc. geliefert. Ich urtheile nicht: ſondern ſchreibe ab: **)

„Es iſt eben nichts neues, daß man den Juvenal vom Horaz unterſcheidet, daß man des

ſcheint, mir immer im Deutſchen noch ſehr hart und gezwungen vorgekommen. —

*) Wenn einigen meine Anmerkungen langweilig geweſen, ſo denke man daran, daß ich über die Elegie commentirt. — Elegiſche Noten, die ſich nicht zu aller Zeit leſen laſſen.

**) Lit. Br. Th. 9. p. 82.

„letztern ridendo verum dicere, ſeine ſchalkhafte „Verziehung des Mundes, ſeine vielbedeutende „Miene, von den geißelnden Streichen des erſtern, „von ſeinem entflammten Geſichte, und von ſeinem „zornigen Auge unterſcheidet. Aber was macht denn „dieſen Unterſchied? — Die alte Komödie brachte „die Bürger mit ihren Sitten ganz, bis auf ihren „Namen unverändert, auf die Bühne; dies iſt Ju„venal, wenn man noch dazu ſetzt, daß er ſeine „Mitbürger nicht blos von der lächerlichen, ſondern „auch von der laſterhaften Seite, und von dieſer „öfter, als von jener zeigt. Sein lebhafter Blitz „dringt in das Innerſte des Heuchlers; er reißt ihm „die Maske ab, wenn auch ſein Geſicht darüber „blutrünſtig werden ſollte, und giebt ihm nur einen „andern Namen; aber niemand läßt ſich betrügen. „Der iſt es, ruft man, nach dem Leben! — Zu „dieſer Satyre gehört ſo viel Anlage nicht! Man „darf nur aufmerkſam ſeyn, auf das, was um uns „vorgehet. Wenn ſie gut werden ſoll: ſo muß ich „merken, daß der Mann vom Herzen weg redet, „und daß er bei allem Eifer, den er hatte, doch „Beurtheilungskraft genug beſeſſen hat, mir unter „den verſchiedenen Originalen nur die wichtigſten und „an dieſen nur das Merkwürdigſte zu ſchildern.

„Mittelmäßige Köpfe fallen immer zuerſt auf „das, wovon ſie bei ſich empfinden, daß ſie es viel„leicht erreichen könnten. Allein, weil es doch eine „gefährliche Sache iſt, Narren und Böſewichter „kenntlich zu ſchildern: ſo vermeiden ſie dieſe Ge„fahr, und machen, daß das ganze Stück nichts „taugt. Sie mahlen uns platte Karaktere, die ekel-

„haft ſind, und an denen man weder genaue Zeich-„nung, noch das lebhafte Colorit eines Juvenals „findet. Beiſpiele davon können uns in unſern un-„zählbaren Wochenſchriften nicht mangeln. — Unter „den Franzoſen iſt vielleicht der einzige La Bruye-„re, der den Ausweg eines Genies gefunden hat. „Er hat ſeine Zeichnungen übertrieben, um ſie nicht „kenntlich zu machen. Aber für ſeine Zeitgenoſſen „waren doch die Züge nicht verſtellt, und für uns „haben ſeine Farben noch nichts von ihrer Lebhaf-„tigkeit verloren.

„Die Horaziſche Methode hingegen, eine „Satyre zu ſchreiben! ich wollte wohl behaupten, „daß man mit dem Talent dazu müßte gebohren „ſeyn. Vielleicht iſt dieſes ein Grund, warum der „ſatyriſche Dichter auf dem Parnaß auch ſeine Stelle „hat. Denn jene von der erſten Art ſind, däucht „mir, in nichts von dem proſaiſchen Schriftſteller „unterſchieden. — Dies Talent iſt nichts anders, „als die Naivetät, mit welcher der Dichter an „ſich auf eine lebhafte Art zeigt, was er an andern „lächerlich gefunden hat, und es an ſeinem eignen „ſonſt einfachen Charakter beſonders auszeichnet. „Oder auch: er weiſet auf etwas, was lächerlich iſt, „aber ohne daß er es als ein ſolches zu kennen „ſcheint — und eben weil es dieſen ſonſt ſo ſimpeln „Mann befremdet; ſo werden die übrigen jetzt auf-„merkſam, und entdecken das Lächerliche. Nicht daß „der Dichter gar niemals ſeine ſatyriſche Geißel mit „ſich führte: auch Horaz, wenn er aufgebracht iſt, „giebt ſeinem ineptus Fannius etwa einmal einen „Hieb, und läßt ihn

Discipulorum inter plorare cathedras.

„Aber es geſchieht ſelten. Der ſatyriſche Dichter iſt „ſeinem Temperament nach cupidus pacis, und „dies macht ihn eben zu dieſer Naivetät geſchickt. „Keine ſtarke Leidenſchaft, welche tobend iſt, wohnt „in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken, „oder eine naive Handlung vornehmen ſoll. La Fon„taine und Gellert haben nur dies ſatyriſche „Talent, und ich vermuthe ſogar, daß ſie durch daſ„ſelbe zu der Erzählungsart in ihren Fabeln ſind ge„bracht worden, die ihnen beliebt hat. Faſt allein „ihre Ausſchweifungen, durch welche ſie von der Ae„ſopiſchen Kürze abweichen, und die unſre einfältige „Nachahmerheerde für bloße Ausſchmückungen der „Erzählung gehalten hat, ſind ſatyriſche Züge, die „dem Dichter entwiſchen, und eben deswegen ſo ſehr „gefallen, weil er ſich ſo blöde und unerfahren an„ſtellt. Ein Mann, der ſo unſchuldig iſt, wie könnte „der mir Schaden thun, wenn er mir auch die „Wahrheit ſaget? Er ſagt ſie in ſeiner Unſchuld. „Dies iſt der Grund der mannigfaltigen Erdichtun„gen, in welche ein gutes Genie ſeine Satyren ein„kleidet. Es muß ſich Situationen erfinden, in wel„chen es dieſe Naivetät am beſten zeigen kann. — —

„Die Mores Eruditorum und Genius se„culi *) zeigen auch dieſe Mannigfaltigkeit in Erfin„dungen, den feinen Spott, der aus der Unſchuld „des Herzens zu kommen ſcheint; aber auch eine „Art von Einſchränkung auf eine gewiſſe Gattung „von Gelehrten. — Indeſſen giebt ihnen das Latei-

*) Lit. Br. Th. 10. p. 197.

„niſche Kleid eine Neuigkeit, in der ſie ſich uns „zum Vergnügen darſtellen. Was mag wohl die „Urſache davon ſeyn? Liegt es an dem Gedrängten „der Lateiniſchen Wendungen, an den Ausdrücken, „die uns durch das Natürliche, und durch einige „ihnen anklebende Nebenbegriffe anreizen; oder ent„ſpringt dieſes Angenehme aus dem Vergnügen, das „wir über die glückliche Mittheilung der Gedanken „unſers Verfaſſers in der Sprache der Römer haben? „Ein Schriftſteller, der dieſes ungezwungen erreicht, „läßt uns gleichſam einen Zeitgenoſſen des Tullius „hören, der ſich über unſre Sitten in ſeiner Spra„che ausdrückt.“

* * *

Ich unterſchreibe im Ganzen das Bild, das man von Juvenal, Horaz und unſerm Kloz mahlt: ohne aber auch die Naivetät des Horaz durch Fragen affektiren zu wollen, muß ich doch folgendes fragweiſe dazu ſetzen, weil ich mir ſelbſt nicht antworten will:

Sollte das Lächerliche der alten Komödie, mit dem Lächerlichen des Juvenals einerlei ſeyn? Ich meyne nicht das Belachenswerthe, was beide ſchildern, denn da verſteht es ſich von ſelbſt, daß dies mit den Sitten und Zeiten ſich ganz verändert haben muß: ſondern nur das Lächerliche, wie beide es ſchildern? Ich will nicht an den Unterſchied denken, den ſchon die lehrende Satyre, und ein pöbelhaftes Drama fodert: ſondern ich rede von dem charakteriſtiſchen Tone beider, un-

abhängig von der äußern Einkleidung, blos an ſich gegen einander geſetzt.

Sollte Juvenal Sitten dergeſtalt in ſeine Satyre bringen, daß blos die Namen verändert ſind: ſo daß nur Aufmerkſamkeit auf das menſchliche Leben, ein Eifer, der vom Herzen weg ſpricht, und Beurtheilungskraft, das Wichtigſte und Merkwürdigſte zu ſchildern, die Talente zur Juvenalſchen Satyre wären?

Wäre Juvenals Charakter, daß er Narren und Böſewichter kenntlich ſchildert; und er würde nicht bei dieſem Kenntlichen ein Paſquillant? Sollte er von den ſchlechten Charakterſchmierern unſerer Wochenblätter blos durch Genauigkeit und Colorit unterſchieden ſeyn? Eine Satyre, die das Kenntliche, das Genaue zu ihrem Hauptzuge hat, verdient die den Rang, den doch Juvenal mit Recht fodert?

„Die Horaziſche Methode in der Satyre — mit „dem Talente muß man gebohren ſeyn!" Muß denn das Juvenalſche Talent nicht angebohren ſeyn? — Sobald man das kindiſche Vorurtheil ablegt, die Einkleidung ſey das Vornehmſte in der Satyre, ſo kömmt Juvenal an Genie zur Satyre immer über Horaz.

„Juvenal iſt ein proſaiſcher Schriftſteller, „und Horaz hat ſeine Stelle auf dem Parnaß, „weil er mit dem Talente zur Satyre gebohren wor„den." Dürfte ich nicht hingegen ſagen: Horaz iſt in ſeinen Satyren ein proſaiſcher Schriftſteller, weil er vorzüglich als Dichter zur Ode gebohren iſt. Juvenal iſt nach ſeiner Kühnheit, ſeinem Feuer,

ſeinem Colorit, und ſelbſt ſeinem Sylbenmaße nach, ungleich mehr Dichter. *)

Wäre La Bruyere unter allen Franzoſen der einzige, der den Ausweg eines Genies gefunden, in der Zeichnung der Charaktere? Unter allen Franzoſen, die in der Zeichnung des Lächerlichen auf ſo viel Schriftſteller ſtolz ſeyn können, von denen jeder eine eigne Art der Zeichnung hat — die vielleicht hierin, und hierin allein, Originale vor den Alten und Neuern ſind? — Und hier wäre La Bruyere das einzige Genie? Und das einen Ausweg eben von der Juvenalſchen Zeichnungsart gefunden hätte, mit dem er doch gewiß am wenigſten gemein hat? — Der Kopf thut mir bei dieſen Fragen weh! Was muß ein Franzoſe denken, wenn er dies lieſet?

---

*) Denn „keine ſtarke Leidenſchaft wohnt in der Seele, „die einen naiven Gedanken ausdrücken ſoll,“ heißt es auf der folgenden Seite, und Th. 18. p. 119. heißt es gar: „Horaz muß den Mißſtand, kleine Thorheiten mit dem Schwunge des Hexameters zu belachen, ſelbſt empfunden haben, weil er, der es ſo wohl verſtand, einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn gerade in ſeinen Satyren ſo nachläßig bearbeitet, daß man glauben ſollte, er habe es mit Vorſatz gethan, um ihn dadurch ſeinem Inhalt mehr zu nähern, und ihn mit dem Tone ſeiner Materie übereinſtimmiger zu machen.“ — Dieſer Ton iſt naive Proſe, und eben wegen dieſer naiven Proſe ſoll Horaz ein größerer Dichter ſeyn, als andere, die feuriger ſchildern? —

Dürfte nicht die Anmerkung über La Fontaine und Gellert wichtig ſeyn? Wer zweifelt daran, daß ihre Ausſchweifungen ſatyriſch ſind? Und folgt hieraus, daß ſie in einer Aeſopiſchen Fabel etwas mehr als Ausſchmückungen ſind, „dafür ſie die einfältige Nachahmerheerde gehalten hat?" Hat den La Fontaine ſeine luſtige Schwatzhaftigkeit für etwas anders ausgegeben, als für Ausſchmückung? Ja blos für eine kleine Schadloshaltung gegen die Kürze des Phädrus?

Und dann? Dürfte Klotz, wenigſtens in einigen ſpätern Schriften und Streitigkeiten, völlig frei vom Zorne des Juvenals, der Horaziſchen Laune immer getreu bleiben, die ihm freilich eigner läßt. Ich ſage dies nicht, um ihn zu tadeln: denn freilich, zu unſrer Zeit, muß man oft ſagen, nicht blos aus Juvenal, ſondern auch mit ſeinem eifernden Tone: difficile est, satyram non scribere! — — Und in den meiſten Stücken geben wir der Klotziſchen Freimüthigkeit unſer geheimes und herzliches Plaudite. Ein Mann, wie er, der das Mark der Lateiniſchen Denkart und Sprache, inſonderheit der Horaziſchen Laune, in ſich geſogen, der durch ſeine Abhandlungen und Gedichte, durch Ausgaben und Beurtheilungen die in Deutſchland ſo ſeltnen Lateiniſchen Muſen bekannter und nutzender zu machen ſucht: ſein Name beſchließe dieſe Fragmente von Lateiniſchen Dichtern.

6.

Haben wir Deutſche Ciceronen? *)

„Erſt müſſen wir Beredſamkeit und Wohl„redenheit unterſcheiden, und mit dem Cicero „bei der erſtern diejenige, welche in der Feldſchlacht „gegen die bloßen Schwerter anrückt, quae in acie „versatur et ferro, von der abſondern, die nur „auf der Uebungsbahn ſich zeiget. Die erſte man„gelt uns, und wir können keinen Redner haben, „den wir mit Cicero oder Demoſthenes meſ„ſen könnten.

„Wir haben keine politiſche Beredſam„keit; nicht einen Schatten davon, und können ſie „auch nicht haben, weil unſere Staatsverfaſſungen „gar nicht dazu eingerichtet ſind. Wo iſt das Volk? „wo ſind die verſammleten Provinzen? Wo ſind die „angeklagten Feldherren und Fürſten? Wo iſt öf„fentliche Berathſchlagung über Krieg und Frieden? „In unſern Verfaſſungen bezahlt das Volk ſeine „Abgaben, und wird über den Gebrauch derſelben „nicht gefragt; die Vornehmen werden nicht ange„klagt und vertheidigt, ſondern fallen in Ungnade; „und im Kabinette geſchieht der Ausſpruch: es ſoll „Krieg ſeyn, weil wir es wollen, und Friede, weil „wir nicht mehr können — und der Unterthan hört „es. Nun kommt zu Haufen, ihr Demoſthe-

*) Dies ganze Fragment iſt aus den Literaturbriefen, Th. 13. p. 106.

„nen und Ciceronen! Nicht wahr, alles iſt euch „fremde; — verlaßt den kleinen Markt, und lernet „— trockene Proceſſe.

„Ich thue noch einen Schritt: die große Bered„ſamkeit kann nirgends, als in der gerichtli„chen Art zu reden angebracht werden. Das Fo„rum iſt das einzige Treibhaus für ſie, und jeder „andere Boden zu kalt. Wir wollen ſehen, was die „gerichtliche Art für Vortheile habe; ob dieſe Vor„theile die große Beredſamkeit zuwege bringen, und „ob die andern Arten eben dieſe Vortheile verſchaffen.

„Die Materien bei der gerichtlichen Art ſind „immer neu; immer höchſtwichtig, ſelbſt nach „der Meynung der Zuhörer. Die Zeit zwiſchen „der Ueberlegung und dem Erfolg iſt kurz. Da„durch drängen ſich die Gegenſtände näher hinzu, „und werden folglich größer, ſinnlicher und lebhaf„ter. Die Gründe, deren ſie ſich bedient, ſind ganz „aus dem Reiche der Wahrſcheinlichkeit. Ein un„endlicher Vortheil! Denn aller Scharfſinn des Red„ners kann ſich dabei üben: alle ſeine Erfindung. „Ferner, weil das Wahrſcheinliche ſeine Hülfe von „allen kleinen Umſtänden zuſammen ſucht: ſo berei„ten eben dieſe Umſtände, folglich ſchon die Beweis„gründe, die Leidenſchaften zu. Denn dieſe Um„ſtände liegen in den Seelen der Zuhörer, ſo zu „ſagen, neben andern verwandten, die dem Zunder „zu vergleichen ſind. Der Redner darf ſie gleich„ſam nur rühren, damit Luft hineinkomme, und „alles fangt an zu glühen. Bläſet er vollends an: „ſo iſt alles eine Flamme.

„Wenn Cicero einen Clodius verdächtig „macht: ſo geht er ſein ganzes voriges Leben durch. „Wie viele Handlungen müſſen darin nicht geweſen „ſeyn, wodurch dieſem oder jenem von den Zuhörern „Unrecht geſchehen! Dieſe Erinnerung giebt in der „Seele dieſes Mannes dem Beweiſe des Redners „ſchon ein größeres Gewicht. Einen Ariſtides „ſelbſt würde es leicht geweſen ſeyn, anzuklagen, „weil die Beweiſe ſeiner vorgeblichen Schuld in den „Herzen der Meiſten ſchon vom Neide vergiftet lagen. „Daher kam es auch, daß die meiſten großen Män„ner ſich vor den Anklagen ſo sehr fürchten mußten. „Gründe hingegen, welche auf die Gewißheit gehen, „haben dieſe Vortheile nicht.

„Endlich die Leidenſchaften. Alle kann „der gerichtliche Redner im höchſten Grade erregen. „Er erweicht nicht blos zum Mitleid, er rührt bis „zum Schluchzen. Er bringt den Zorn nicht nur „zum Kochen, er läßt ihn auch zur Wuth ausbre„chen. Der Zuhörer wird vom Schrecken nicht nur „blaß: er läuft in der Angſt wie ein Unſinniger „herum; kurz, er macht nicht, daß der Zuhörer an„fängt zu überlegen, ſondern daß er ſich auf der „Stelle entſchließt. In dieſem Zeitpunkte ſteht er „vor der beweglichen Menge faſt wie ein Gott da, „der die Herzen derſelben gleich den Waſſerbächen „in Händen hat.

„Nun wollen wir die übrigen Redearten dage„gen halten. Wie die Menſchen heut zu Tage von „Homers Helden an Stärke verſchieden ſind: ſo „ſtehen auch die bei uns üblichen Redearten von der „alten gerichtlichen Art ab. Bei den panegyri„ſchen und akademiſchen Reden erhellet es

„von ſelbſt. Was ſind die letztern? Abhandlungen „abſtrakter Sätze. Sie können ſchön vorgetragen „werden: aber was iſt dieſer Schmuck gegen die „Rüſtung auf das Schlachtfeld? Der Panegyrikus? O laß die Zeiten noch ſo helden„reich ſeyn: er iſt ſelten anzurathen. Hundert Bio„graphen; aber höchſtens einen Panegyriſten. Boſ„ſuet unter den Neuern iſt wohl das größte Mu„ſter hierin, (denn Fleſchier iſt meiſtens nur „wohlredend) aber einmal hat er nicht viel Lobreden „geſchrieben: und dann wird ſie auch niemand mit „den größten Reden der Alten vergleichen. Wenn „dieſe lobten: ſo war das Lob niemals ihre Haupt„abſicht, ſondern nur ein Mittel zu derſelben: den „Plinius ausgenommen. Einiges Mitleid und „Bewunderung ſind die einzigen Rührungen, die „wir dabei fühlen können; und ehe uns der Redner „dazu bringt, muß er bei einer einzigen Rede faſt „alle ſeine Schätze verſchwenden.

„Nun bleiben noch unſre Kanzelreden übrig. „Ohne mich durch die Frage zu ſchützen: ob es nicht „viel beſſer wäre, auf der Kanzel Homilien als „Reden zu machen? — ſey es einmal angenommen, „daß wir alle Beredſamkeit dabei anwenden ſollen, „die in unſerm Vermögen iſt. Ich läugne es, daß „wir dieſelbe zu dem Grade der gerichtlichen erheben „können. *) — Materie, Beweiſe und Af-

*) Und ich läugne, daß ſie ſich mit der gerichtlichen vergleichen laſſe, daß ſie dabei gar nichts verlöre, wenn ſie ihr auch in allem folgenden nachſtände: eine wichtige Materie.

„*fekten* verweigern dem Redner ihre Hülfe, bis „dahin zu ſteigen. Die *Materien* des Kanzel„redners rühren wohl ſelten durch ihre Neuigkeit, *) „wenigſtens diejenigen gewiß nicht, die eine chriſtliche „Erziehung genoſſen. Zu den Zeiten der Apoſtel „und bei Völkern, die erſt bekehrt werden ſollen, „iſt dies freilich ganz anders; daher läßt ſich auch „menſchlicher Weiſe die Menge der Bekehrten in „einem Tage begreifen. Allein, wie kann unter uns „der Kanzelredner ſeine Materien *neu* machen? **) „Es bleibt ihm alſo nur das *Intereſſe* derſelben „übrig; und dies werde ich doch nicht läugnen? Nein. „Ohne daß man mir es zudeklamirt, begreife ich „wohl, daß die Entſcheidung über unſer Wohl oder „Elend auf eine Ewigkeit wichtiger ſey, als die Ent„ſcheidung über Krieg und Frieden auf etliche Jahre. „Iſt ſie es aber auch nach der *Meynung aller* „*Zuhörer*, und zwar in dem Grade der Lebhaf„tigkeit, ***) welcher allein den Willen bewegen kann?

*) Nie durch eine zum voraus anlockende Neuigkeit; aber ihre Art iſt auch eben die entgegengeſetzte: ſo viel hineinzulegen, daß die Materie neu werden *muß*.

**) Ich könnte es dem Verfaſſer mit einem Worte ſagen, wenn der Homilet nicht über Worte, ſondern über das menſchliche Leben ſpricht; allein dies eine Wort fodert zur Erklärung viel andre.

***) Der geiſtliche Redner hat es ſelten zum Zweck, augenblickliche Thaten, Zeitentſchlüſſe zu erwecken, wo er es zu ſeiner wirklichen Abſicht hat, kann ers auch erregen.

Der Redner kann es vielleicht dahinbringen, aber er „muß es erſt thun, wenn es für den gerichtlichen „Sprecher ſchon gethan iſt. *) — Deſto ſchlimmer „für ſolche Weltkinder! — Zugeſtanden, und dieſe „Weltkinder ſind der größte Theil der Zuhörer. Die „meiſten Seelen entſchließen **) ſich nicht eher, bis „aller Zwiſchenraum der Zeit von dem Entſchluſſe „bis zur Wirkung gleichſam vernichtet iſt. Dieſe „Trägheit hat ſogar dem beredten Apoſtel einen Tri„umph entriſſen. Felix und Druſilla entdeck„ten, daß ſie noch wahrſcheinlicher Weiſe Zeit hätten „neue Vorſätze zu faſſen, und ſchickten den Redner „von ſich. Dies liegt in der Natur der Sache ſelbſt „und keine blos menſchliche Kraft kann es bei dem „undenkenden Haufen überwiegen.

„Gleiche Unbequemlichkeit entſteht für die Kan„zel aus den Beweiſen. Die Ausſprüche der heil. „Schrift, ſo bald es klar iſt, worauf ſie gehen, ſchnei„den alle Erfindungskunſt ab. Gott hat es befohlen: „hier iſt der ganze Beweis ***). Nur ſelten zeigt

---

*) Eben hier trennt ſich der politiſche vom geiſtlichen Redner: dieſer fängt an, wo jener aufhört: keiner erreichet ſeinen Zweck, wenn ſie beide einen Weg nehmen.

**) Immer entſchließen! In einen Taumel von Entſchlüſſen iſt der Zuhörer endlich noch zu ſtürzen; wenn das des Homileten Amt wäre; aber vom Entſchluß zur That! die Kluft überſpringt der Kunſtrichter, und ſie iſt die ſchädlichſte.

***) Dieſe Worte ſind der ſchönen Abhandlung ganz und gar unwürdig: iſt das predigen, wenn man ſeine Materie mit einer Kette bibliſcher Spruchſtellen umflicht, und ſie ſo aufführt? Hier verkennt der Verfaſſer die wahre Natur der geiſtlichen Beredſamkeit, und der menſchlichen Seele.

„ſich eine Schwierigkeit in der Anwendung auf einen „beſondern Fall. Das freieſte Feld für den Kanzel„redner verſchafft der Contraſt der Handlungen mit „der Ueberzeugung von den Geſetzen; und zu dieſem „Felde öffnet ihm das Geſchehene die Schranken. „Daher ſind unſre beſten geiſtlichen Reden über der„gleichen Materien geſchrieben. Bourdaloue, Maſ„ſillon, Mosheim — man wähle die beſten „ihrer Reden, und man wird mir Recht geben.

„Wie ſteht es nun mit den heiligen Affekten? „Sie werden freilich eben ſo erregt, wie die übrigen, „aber nicht eben ſo leicht, nicht eben ſo ſtark*) „Freude, Traurigkeit, Liebe, Haß, Be„wundrung kann der Kanzelredner erregen, aber „nur in einem gewiſſen Grade. Ja, die erſten wer„den vielmehr vermiſchte Empfindungen, „und die letztere verliert ſich in ſtille Anbetung. „Steigt er über jenen Grad: ſo entgehen ihm die „Seelen ganz aus den Händen, überlaſſen ſich ihren „ruhigen Empfindungen, und der übrige Theil ſeiner „Rede iſt verloren. Ja, je öfter einerlei Bild vorge„bracht wird: deſto ſchwerer fällt es, die ihm zuſa„gende Leidenſchaft zu erwecken. Wie weit kann es „alſo der geiſtliche Redner bringen? O wahrhaftig! „Cicero könnte wohl vielleicht der beſte Kanzelredner „unter uns ſeyn; aber ein Cicero würde er nicht „ſeyn. Ja, wenn Cicero unter uns wäre erzogen „worden: hundert gegen eins, nach ſeiner herrſchenden

*) Wenn der politiſche Redner kein Akteur an Rührung ſeyn kann, ſo muß es der geiſtliche noch weniger ſeyn, wenn er nicht alle Zwecke verfehlen will: — Doch alles dieſes würde theologiſch!

„Neigung der Eitelkeit würde er Gedichte herausge„geben haben, und ganz gewiß ſchlechte Gedichte. „Aber die Theile in den Reden der Alten ſind einer„lei mit den unſrigen geweſen, und auf einerlei Art ge„macht worden? Was kann das helfen? Es kommt „auf den Gebrauch dieſer Theile an. Ein Haufen „macht ſeine Kriegsübungen ſo wie ein ganzes Heer. „Er rückt fort, er lenkt ſich, er hält zuſammen, je„der Soldat handelt. Wird deswegen ein Stadt„hauptmann in einer Reichsſtadt, der ſeine Bürger„kompagnien muſtern kann, Feldherr ſeyn? Viel„leicht bis auf die zwo Kleinigkeiten, daß der Feld„herr ein ganzes Heer in Bewegung ſetzt, und gegen „einen Feind in Bewegung ſetzt — Unſern Rednern „fehlt die Materie, ein ſolches Ganzes zu machen, „und der Feind, den ſie überwinden müſſen. Dies „iſt der Unterſchied zwiſchen der acies und der pa„laestra des Cicero.“

6.

Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben?

Ich ſuche die bisher vorgezeichnete Ausſicht der Literaturbriefe etwas weiter zu verfolgen. — Wenn wir auf unſern Rathhäuſern keine Ciceronen mehr haben, da jetzt das Urtheil einer wichtigen Sache nicht mehr vom Volk, und von dem Zuklatſchen ſei ner Hände, nicht mehr von den Rednerfiguren eines Advokaten, nicht mehr von einer glücklichen Viertel-

ſtunde oder einem muntern Einfall abhängt: ſondern von Richtern, bei denen Geſetze, Prozeßformen, Rechtsgänge, oder höchſtens Schmeicheleyen, die die Hand, und nicht das Ohr kitzeln, ihr Urtheil beſtimmen: ſo iſt die Beredſamkeit, wie es ſcheint, in die Tempel geflohen, und auf den Kanzeln ſtehen noch viele Ciceronen.

Ciceronen können ſie nicht ſeyn, und darf ich dazu ſetzen; ſie ſollen es auch nicht ſeyn: denn ſie ſinds am unrechten Orte. Zuerſt: da das Volk, dem ſie reden, nie das römiſche Volk iſt, nie jene Quiriten von ſtolzem Ohr und feiner Empfindung, nie jene verſammleten Curien und Centurien, der Ausſchuß von den Geſchlechtern Roms, ſondern nach der Menge zu rechnen, eine Verſammlung von geſundem guten Verſtande iſt, ſo wie ihn die Natur gibt, eine mittlere Erziehung bildet, und den das gemeine Leben beſchäftigt: ſo muß auch der innere Geiſt des Vortrags ſich nie über dieſe Sphäre erheben. Es iſt eine ſehr alte Schwierigkeit, daß die Zuhörer bei keiner Verſammlung getheilter und verſchiedner an Geſchmack und Cultur wären, als die Verſammlung des Kanzelredners, und bei vielen, inſonderheit jungen Rednern, hat ſie den Schaden gethan, daß ſie ihrem Vortrage die größeſte Ungleichheit gegeben: hier verliert er ſich in Wolken, dort ſchleicht er im Staube, um, wie man ſich entſchuldigt, beiderlei Denkarten zu umfaſſen. Allein, eine mittlere Höhe, die man zu treffen ſucht, iſt, nicht blos bequemer, ſondern auch wirklich die einzige, und beſte, und das iſt der populaire, freundſchaftliche und vertrauliche Ton, der ſich zur feinern Sprache des gemeinen Lebens herabläßt, alle ſcharfe abſtrakte Ideen lieber in flie-

ßende ſorgſamere Beſtimmungen auflöſet, alle das ſpitzige, aufgeſtutzte, und concentrirte Allgemeine, das ſich ſo oft hinter einzelne, willkührliche und wiſſenſchaftliche Worte verbirgt, zu dem glatten, ungeſchmückten, und entwickelnden Tone herabſtimmet, der es vorausſetzt, aber nicht zeigt, daß man wiſſenſchaftlich dachte, daß man für die Kanzel dachte, daß man ſelbſt einer Büchersprache gewohnt ſey. Dieſer Ton ſtiehlt ſich ſowohl dem Gelehrten, als gemeinen Mann ins Herz, denn es iſt die Sprache des geſunden Verſtandes und fühlenden Herzens: weder die Sprache der niedrigern Sinne, noch die Sprache der höhern Vernunft.

Zweitens: da der geiſtliche Redner nie mit den Ciceronen und Demoſthenen einerlei Abſicht hat, ſo können auch ihre Mittel nie einerlei ſeyn. Jene wollten das Volk eine Viertelſtunde übertäuben; es war ihnen genug, daſſelbe auf eine kleine Zeit zu bezaubern, und ihren Vortrag und Foderung gleichſam zu dem Element ihrer Gedanken und ihrer Entſchlüſſe zu machen, ſo lange ſie ſprachen: ſie ſchlugen alſo an jede Saite ihrer Empfindungen, die mit ihrem Zwecke eintönig war: ſie weckten den Haß, die Liebe auf, die in ihren Herzen ſchlummerte, weil ſie ihnen vortheilhaft, nicht weil ſie moraliſch gut war. Sie flößten ihnen Affekten ein, nicht weil ihre Seele in dieſem Feuer ſchöner und beſſer würde: ſondern weil dieſe, oft blinde, oft ſchädliche, und immer kurze Hitze ihren Zweck beförderte. Der Redner hätte in den wenigſten Fällen die Entſchlüſſe, die er wirkte, gleichſam zur beſtändigen Geſinnung, zur herrſchenden Denkart machen können, theils weil die Entſchlüſſe Zeit-

entſchlüſſe waren und die Affekten, die er aufregte, oft unmoraliſch ſeyn mußten. — Welch eine ganz andre Bewandniß mit den geiſtlichen Ciceronen unſrer Zeit! Reden ſie, um eine Viertelſtunde zu bezaubern, ſo predigen ſie ſicherlich nicht die Religion, ſondern ſich ſelbſt. Regen ſie die ganze Phantaſie der Zuhörer auf: ſo bleibt ihr Verſtand um ſo viel kälter: erfüllen ſie die ganze Atmoſphäre des Tempels mit Spezereyen: ſo wird der Zuhörer um ſo freyer athmen, wenn er in die friſche Luft kömmt. „Der Begriff der Beredſamkeit aus den Schriftſtel„lern des Alterthums, nach welchen man ſich auch „eine geiſtliche Beredſamkeit ausgedacht, und derſel„ben ihren Sitz auf unſern ordentlichen Kanzeln an„gewieſen hat: ſcheint in ſeiner Anwendung ſo offen„bar unrichtig, daß ich mich über ihren Beifall und „Eingang wundern muß. Der Römiſche und Grie„chiſche Redner ſuchte gar nicht ſeine Bürger auf „ihre Lebenszeit zu moraliſch guten Menſchen zu ma„chen, ſondern er wollte ſie nur für jetzo zu einem „Entſchluſſe bringen, der durch erregte Gemüthsbewe„gungen am beſten gewirkt werden konnte. Wenn „alſo auf jenen Verſammlungsplätzen nur ſo in die „Seelen gedonnert ward, daß dieſelben für dasmal „nichts anders ſehen und denken konnten, als z. B. „die Gefahr vor einem macedoniſchen Philipp, „oder einem Catilina: ſo hatte man alles, was „man geſucht, und man ließ ihre übrigen praktiſchen „Grundſätze ſo, wie ſie immer ſeyn mochten. Der „chriſtliche Prediger hingegen hat einen ganz andern „Zweck, und muß ihn haben. Es kömmt ihm da„rauf an, daß eine gewiſſe Denkungsart und Geſin„nung bei dem Menſchen auf immer das regierende

„Principium ſeiner Handlungen und ſeines Lebens „werde: und das iſt nicht das Werk einer bloßen „Rührung. Es gehören klare und gewiſſe Erkennt„niſſe dazu, die in den ſtillen Stunden des Nach„denkens eine jede Prüfung aushalten. Dieſes Licht „aber entſteht nicht aus der Hitze der Gemüthsbe„wegungen, ſondern erfodert eine kältere Ueberzeu„gung.“ Dies ſind Worte eines Gottesgelehrten, „der ſelbſt ein Kanzelredner iſt. *)

Noch ein andres Zeugniß**), über eine Sache, von der ich gern andre reden laſſe: „Die Kunſt, die Affekten zu erregen, iſt bei den Gottesgelehrten ſowohl, als bei den fanatiſchen und enthuſiaſtiſchen Predigern, in großer Hochachtung, und man wendet vielen Fleiß darauf.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demoſthenes und Cicero, beide Demagogie in einer demokratiſch eingerichteten Republik, ſind dennoch in Ausübung dieſer Kunſt ſehr von einander unterſchieden. Der erſte, welcher mit einem polirtern, gelehrtern und witzigern Volk zu thun hatte, ſetzte den größten Nachdruck ſeiner Beredſamkeit in die Stärke ſeiner Beweisgründe, und ſuchte alſo hauptſächlich den Verſtand zu überzeugen. Tullius hingegen ſahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht ſo gelehrten und lebhaften Nation und blieb deswegen bei der pathetiſchen Beredſamkeit, welche die Affekten erreget.

---

*) ſ. Spaldings Werth der Gefühle. p. 195. 196.

**) Lit. Br. Th. 1. p. 70. aus den moral. Beobacht. und Urtheilen. Zürich. 1757.

„Allein, das Vornehmſte, das man hiebei beobachten muß, iſt, daß dieſe Redner in allen ihren Reden ein beſonderes Vorhaben hatten: und alles wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nachdem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu beſänftigen, inſonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit dieſes Letzten Reden machen ſich junge Geiſtliche, (ich meyne die, welche Autores leſen,) insgemein mehr bekannt, als mit des Demoſthenes ſeinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was inſonderheit die Redekunſt anlanget. Allein, ich kann nicht ſehen, wie die Kunſt, die Affekten zu erregen, von großem Nutzen ſeyn könne, wenn man die Chriſten unterrichtet, wie ſie ihren Wandel gebührend anzuſtellen haben, wenigſtens in unſern nördlichen Climatibus wo ich gewiß verſichert bin, daß auch die größeſte Beredſamkeit von dieſer Art wenig Eindruck in unſre Gemüther haben wird, ja nicht einmal ſo viel, daß die Wirkung davon ſich nur bis auf den andern Morgen erſtreckte. Ich glaube gewiß, daß die Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn ſie ſich umſehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtſamkeit, und einen großen Theil ſchlafend finden werden. Und es iſt auch kein Wunder, daß ein ſolches Mittel nicht allemal anſchlägt, maßen es ſo viel Kunſt und Geſchicklichkeit erfodert, wenn man es darinn zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher nicht im Cicero findet, geſchweige aus ihm lernet.“

Drittens: kaum dürften unſre Kanzelredner mit Cicero die Redtheile gleich haben ſollen:

wenigſtens iſt die Sprache bei beiden ſehr verſchieden. Ich fange vom kleinſten an. Man hört auf der Kanzel leider zu oft zuſammengeſchlungene, verkettete, und mit Bindewörtern verpalliſatirte Perioden, die einige junge Redner und unwiſſende Lobredner ciceronianiſche Perioden nennen; ſie haben aber mit Cicero nichts gemein, als den äußern Leiſten, und das dazu am ganz unrechten Ort. Wenn der Römer in den aſiatiſchen Styl ſich ausbreitet: ſo iſt dies gemeiniglich eine Ueberſchwemmung, die ſeine Sprache geſtattet, das Ohr des Volks erlaubet, und ſeine Leidenſchaft fodert. „Die Römer mußten wegen der Kürze ihrer „Worte die periodiſchen Theile ketten, wenn ſie nicht „in den abgeſchnittenen Styl fallen wollten. Ohne „Artikel, ohne Hülfswörter, reich an Participien fügte ſich ihre Sprache ſo an einander, daß immer ein „Satz in wenigen Worten da ſtand. Im Deutſchen „aber, welcher Unterſchied! Wenn wir die Perioden „nicht ſchleppen wollen, müſſen wir ſie mannichmal „trennen *).“ Wo ſchleppt ſich aber die Sprache mehr, als auf den Kanzeln? — Hier, wo man das Verſtändliche des Vortrages ſo oft darein ſetzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu ſagen, den Perioden in ſeine fürchterliche Glieder zu ordnen, um einen paniſchen Schauder einzujagen. Wie oft hört man einen Gedanken nach dieſem Zuſchnitt: „Wenn „wir um uns umherſchauen — wenn wir — wenn wir „— weil es — — ſo werden wir gewahr, daß die „Menſchen Sünder ſind:“ dies iſt die gewöhnliche

*) Lit. Br. Th. 13. p. 120.

homiletiſche Schlachtordnung, die Bindewörter, und Beiwörter, und Hülfswörter und Synenymen, und periodiſche Theile in Ueberfluß hat, um den Mangel an Gedanken zu verbergen, die das Ohr übertäubet, um nicht die Leere des Verſtandes zu zeigen; dies iſt der fließende Vortrag, der vor dem Eſſen heilſamen Appetit, und nach dem Eſſen einen ſanften Schlaf machet. Aber nicht blos bei dieſen ſeichten Homileten, ſondern ſelbſt bei glücklichen Rednern muß man es oft beklagen, daß ihr Styl gleich von ſeiner zarten Jugend an, ſich nach dem Latein gebildet, daß der periodiſche Cerimonienzwang, der in Schulen von lateiniſchen zu deutſchen Chrien ſteiget, noch manchmal bei den beſten Gedanken durchblickt. „Im Deutſchen iſt ja ein Styl immer ſchon perio„diſch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht „ſo genau dazwiſchen geſtellet, und die Abſätze ſo „gekettet an einander gehänget ſind *).“ So will es die deutſche Sprache, die von Hülfswörtern und weſentlichen Beſtimmungswörtern ſo wimmelt, daß man die periodiſchen nicht nöthig hat.

Und was will das Ohr der Zuhörer, wenn es ſchon die Sprache an ſich ſo fodert. „Weil bei den „Römern immer ein Satz mit wenig Worten daſtand, „und die Seele alſo wenige Zeichen zu faſſen hatte: „ſo konnten auch die folgenden Begriffe eher ange„hänget werden, wenn nicht die Wichtigkeit der Be„trachtung den Autor zwang, lieber dem Geiſt viel „Ruheplätze zu verſchaffen, als das Ohr zu füllen.“ Aber bei unſern deutſchen Kanzelperioden, wie oft leidet da der Verſtand! Leute von einem Geſchäft- nicht aber Bücherverſtande, wie können die das gan=

*) Ebendaſelbſt.

ze Gebäude eines ſolchen Perioden überſehen, wenn es auch noch ſo ſtolz errichtet wäre? Ihre Aufmerkſamkeit ermüdet durch den Zwang; da ſie nicht mit den Gelehrten einerlei Schärfe des Auges, und wenigſtens nicht einerlei Sehepunkt haben: ſo ſind alle die Schönheiten meiſtens für ſie verloren, ja das Ganze wird für ſie dunkel. Dieſe Wendung ſollte den Zuhörer überraſchen, und verwirrt ihn; jener Umſchweif ſoll ihm Gelegenheit geben, ſelbſt einen Vorſprung zu thun, und macht ihn irre: dieſer kleine Schatten ſoll ſein Auge reizen, und macht es ſtumpf: die Gradation ſoll ihn ſtufenweiſe höher führen, und macht ihn matt; jene Inverſion ſoll dem Gedanken einen Schwung geben, und macht den Zuhörer ſchwindlich: wie viel rhetoriſchen Wendungen des Cicero muß nicht alſo der geiſtliche Redner entſagen, um nicht ein tönend Erz zu ſeyn. — Und nun ſetze man dazu, daß unſre ganze Wortfügung nicht das periodiſche Bild erlaubt, das mit jedem Wort den Gedanken weiter führt, beſſer ausmalt, und bei dem Schlußwort ein Siegel der Vollendung darauf drückt. Alle die feinen Künſte der Lateiner gehen verloren, die eine Saite nach der andern mit jedem neuen Wort treffen, und mit dem letzten das ganze Ohr und die ganze Seele füllen. Da nun die Deutſche Sprache hierin nie die Lateiniſche erreichen kann: warum entſagt ſie denn ihrer eignen Freiheit, um in römiſchen Feſſeln ſich periodiſch im Triumph aufführen zu laſſen?

Hat der Cicero auf der Kanzel mit dem Römer nichts ähnliches, als: „viel Worte machen; einen „kleinen Gedanken durch weitſchweifende Redensarten „aufſchwellen, labyrinthiſche Perioden flechten, bei „welchem man dreimal Athem holen muß, ehe man

„einen ganzen Sinn faſſen kann*):“ ſo verkennet er Cicero ganz. „Sein Styl iſt alsdann der „ſchlechte Kanzelſtyl eines ſeichten Homileten, der nur „deswegen ſolche Pnevmata herpredigt, damit die „Zuhörer, ehe ſie ans Ende derſelben kommen, den An„fang ſchon mögen vergeſſen haben, und ihn deut„lich hören können, ohne ihn im geringſten zu ver„ſtehen. — Wenn ſolche Perioden, die man, ge„ſchrieben oder gedruckt, durch alle ihre verſchränkte „und verſchraubte Glieder und Einſchiebſel kaum mit „dem Auge verfolgen kann, ohne ſchwindlicht zu wer„den, — wenn ſolche Perioden uns von der bedächt„lichen langſamen Ausſprache eines Kanzelredners „Wort vor Wort zugezählet werden; nimmermehr „kann die feurigſte Aufmerkſamkeit, das beſte Ge„dächtniß, ſie in ihrem ganzen Zuſammenhange faſ„ſen, und am Ende auf einmal überſehen**). Und „im Grunde ſind dies nichts weniger, als cicero„nianiſche Perioden. Man ſuche die allerläng„ſten aus den Reden des Römers: man findet kei„nen einzigen, in welchem die Symmetrie in Gedan„ken und Worten vernachläßigt iſt. Nur dieſe Sim„metrie macht die langen zuſammengeſetzten Perioden „erträglich, beſonders wenn ſie ſelten eingeſtreuet wer„den***).“

Ich ſchreibe dieſe Anmerkungen mit Vergnügen ab, weil ſie wahr, nach dem Zuſtand unſerer ciceronianiſchen Schulübungen nöthig, und wenn ſie auch nur einen einzigen ſchlechten Homileten, oder Schul-

---

*) Lit. Br. Th. 9. p. 92. **) Th. 6. p. 313.

***) p. 317.

rhetor überzeugten, ſchon nützlich genug wären. Ich habe ſie aber ausleſen müſſen, weil die Literaturbriefe an dieſen Stellen manchmal ſelbſt in den weitſchweiſigen homiletiſchen Styl*) unter homiletiſch-ſtrenge Gründe, und in homiletiſch langweilige Rechtfertigung**) ſich zu verirren ſcheinen. Das erſte und letzte citire ich unten; zu dem mittlern rechne ich die Worte: „Welcher Prophet, welcher Apoſtel, welcher „Kirchenlehrer hat je das Wort des Herrn in cice- „ronianiſchen Perioden verkündigt †)" Antwort: und wenn kein Apoſtel, Prophet und Kirchenlehrer es ſo verkündigt hätte: und der ciceronianiſche Periode wäre nicht meiner Sprache, dem Licht, der Ordnung, dem Nachdruck einer Predigt entgegen; ja wenn er alles dies beförderte — ſo iſt er immer erlaubt und nöthig, denn kein Apoſtel, Kirchenlehrer und Prophet hat das Wort des Herrn Deutſch, auf Kanzeln ſiebzehn hundert Jahre nach Chriſti Geburt, in Mantel und Kragen für unſre Zuhörer geprediget. Und Paulus macht in ſeiner Sprache, nach ſeiner Denkart, zu ſeinem Zwecke doch auch bisweilen Perioden, welche mit allen ihren Parentheſen nie von uns nachgeahmt werden können. Eben ſo mag ein andrer unterſuchen: „ob Cicero ſolche labyrinthiſche Perioden „alsdann geflochten, wenn er die Ohren einer unwiſ- „ſenden Menge kitzeln, wenn er gerichtliche Ränke „brauchen wollte u. ſ. w. ††)" Ich weiß nicht, ob Cicero ſolch ein Sophiſt geweſen, ich breche gar vom

---

*) p. 313. **) p. 321 = 347. †) p. 317.
††) Lit. Br. Th. 3. pag. 317.

Kanzelſtyl ab, damit nicht, wenn dies wäre, ein witziger Kopf, der gemeiniglich an der Homiletik zuerſt zum Ritter werden will, mir gar zu dieſem Stücke der Parallele ſalutire mit jenen Worten aus Ovids Verwandlungen:

> Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit
> Raucaque garrulitas, studiumque immane loquendi.

Ich frage vielmehr: haben denn die **Alten** — haben ſelbſt die **Römer** — haben ſie ſelbſt in der **politiſchen Beredſamkeit** ihren Cicero als ſolch ein erhabenes Muſter angeſehen, in quo ingenii humani summa vis et quasi mensura eluxit et constitit, und der das größeſte Vorbild ſeyn müßte, ſich ihm nicht blos nachzubilden, ſondern ihm nachzuahmen, ihn zum Mittelpunkt der Nachahmung in allen Arten der Gelehrſamkeit zu machen — haben ſie ſo gedacht? Es kann ſeyn: aber folgende Worte ſtehen auch in einem Römer, die ſeine Meynung von der **alten Beredſamkeit** enthalten, und die ich gleich auf unſere Homilien deuten kann. „Caßius Severus lenkte ſich zuerſt von „jenem gebahnten Wege der alten Rednerei ab: aber „ich behaupte, nicht aus Schwäche des Genies, nicht „aus Mangel der Gelehrſamkeit, ſondern mit reifer „Ueberlegung und mit Verſtand. Er ſahe nehmlich „daß mit dem Geiſte der Zeitalter, und mit der Veränderung des Numerus für das Ohr (diversitate „aurium) auch die Form und Gattung der Beredſamkeit ſich ändern müſſe. Damals konnte ein Volk, „das unerfahren und ungebildet war, noch eine weit-

„läuftige Rede ausſtehen, ja ſelbſt das wurde dem Red„ner zum Lobe angerechnet, wenn er einen ganzen „Tag mit ſeinem Vortrage hinbrachte. Daher konn„ten lange Eingänge und Vorbereitungen, eine Reihe „hiſtoriſcher weithergeholter Umſtände, der prächtige „Aufzug mit vielen Eintheilungen, die Steigerung „von tauſend Beweiſen, und was es ſonſt vor Re„geln in den trocknen ſtaubichten Büchern des Her„magoras und Apollodors gibt — alles konnte da„mals zur Ehre gereichen: und hatte der Redner „noch dazu etwas von Weltweisheit genaſchet, und „brachte aus ihr ein Stück in ſeine Rede — o ſo „wurde er zum Himmel erhoben! Und wer wird „ſich hierüber wundern? Dies alles war neu und „unbekannt; ſelbſt die wenigſten Redner ſahen die „Vorſchriften der Redekünſtler und die Sätze der „Weltweiſen ein. Aber, mein Gott! jetzt, da alles „dies bekannt iſt, da kaum jemand an der Kirchen„thür ſiehet, (der Römer ſagt, in cortina) der nicht „die Anfangsgründe der Religion, (im Lateiniſchen „studiorum) wenn nicht verdauet, ſo doch gekoſtet „hätte: iſt da nicht eine neue Rednerbahn nöthig, „um dem Ohr nicht verdrüßlich zu werden: inſonder„heit vor einer Verſammlung, (der Römer ſagt: vor „Richtern, die nicht nach Geſetz und Recht, ſondern „nach Gewalt und Anſehen ein Urtheil fällen,) die „ſich nicht immer nach Gründen und Pflicht, ſondern „nach Bequemlichkeit und Neigung beſtimmet, die „ſich nicht vom Redner vorſchreiben läßt, ſondern „ſie ſich ſelbſt nimmt.“ So urtheilten die Römer*),

*) De causs. corrupt. eloquent. dial.

über einerlei Redegattung, von einerlei Volk, über einerlei Materie, in einerlei Sprache, zu einerlei Zwecken; blos die Zeit hatte ſich geändert — Und wir, in einer ganz verſchiednen Art von Beredſamkeit, vor andern Zuhörern, über andere Sachen, in einer andern Sprache, zu andern Zwecken, wollen ihnen blind nachahmen? —

Jetzt höre man des vorigen Römers Urtheil von Cicero, über den er doch beſſer urtheilen konnte, als wir: „Cicero hat ebenfalls der alten Bered„ſamkeit den Ausdruck ſeiner Zeit vorgezogen, und „hat die Redner eines frühern Zeitalters in nichts „ſo ſehr übertroffen, als im Urtheil. Er iſts, der die „Rede zuerſt ausgebildet, zuerſt eine Auswahl in „Worten, zuerſt Kunſt in Zuſammenſetzung der Thei„le gezeigt: blühendere Stellen verſucht, einige nach„drückliche Sprüche erfunden — inſonderheit in ſei„nen ſpätern Reden, die er in ſeinem Alter aufge„ſetzt, als er durch Uebung und Erfahrung es ſchon „gelernet hatte, welches die beſte Art des redneriſchen „Vortrages ſey. — Aber ſeine erſten Reden haben „nicht ganz die Fehler der alten Beredſamkeit ver„mieden: er iſt in den Eingängen ſchläfrig, im Er„zählen weitſchweiſig, ſchweift müſſig aus: kömmt „ſpät in Hitze, und ſelten wird dieſe Hitze Feuer, „u. ſ. w." Ich führe dieſe Stelle an, nicht als wenn wir die Fehler zu vermeiden hätten, die ihm Aper Schuld gibt, die mußte man damals vermeiden, da der Verfaſſer dies ſchrieb, und in Abſicht auf uns hat ſich dieſe jüngere Beredſamkeit ohnſtreitig wieder ſehr verändert. Ich will nur das ungeheure Vorurtheil beſtürmen: Cicero iſt ein Muſter der Beredſamkeit, ſchlechthin und ohne

Einſchränkung: ihn nachahmen, heißt Original ſeyn! und zehn ſolche hochtrabende Ausdrücke, nach denen man in unſern Schulen, wie man ſich rühmt, junge Ciceronen bildet, und ſie mit einem reinen gewäſſerten Styl zu einem Lateiniſchen Perioden in ihrer lieben Mutterſprache gewöhnet. Erneſti in ſeiner nützlichen Vorrede zu Cicero, und Klotz in ſeinem Genius seculi *de Ciceronianis* haben einige im Schwange gehende Fehler der wörtlichen Nachahmung gerüget: wie weit der veränderte Geiſt der Zeiten und Situationen ſelbſt dem Geiſte der Beredſamkeit eine andere Geſtalt gegeben — will ich nicht unterſuchen, ſondern kehre zu meinen geiſtlichen Ciceronen zurück. Mein folgendes Fragment betrachtet die Homiletik nicht zunftmäßig und theologiſch: ſondern als ein Stück der Literatur; in dieſem Geſichtspunkte leſe man es.*) Es geht den vorigen Vergleichungen der Briefe nach, und zeigt: daß die Homiletik eine ganz andere Beredſamkeit fodere: daß ſie allemal bei Ausbildung nach der politiſchen der Alten leiden müßte: und an ſich, ihrem wahren Begriffe nach, ihr ganz und gar nicht nachſtehe.

*) Da es hier unter Lateiniſchen Schriftſtellern exuliren würde: ſo bleibts unter meinen Papieren.

IV.

Nachſchrift.

Ich muß dieſe dritte Sammlung aus den Händen laſſen, ohne noch zu wiſſen, wie ihre beiden ältern Schweſtern aufgenommen ſind; ich gebe ihr alſo einen Scheidebrief mit, den vielleicht ſchon die erſte hätte vorzeigen ſollen.

Ich würde lachen, wenn man die erſte Sammlung für eine ſehr unvollſtändige Deutſche Grammatik; die zweite für eine ſehr ungründliche Bibelerklärung, für eine ſehr mangelhafte Abbildung der Griechiſchen Dichtkunſt; und endlich dieſen dritten Theil für gar keine ſtandesmäßige Anpreiſung der Römer, förmlich und feierlich erklärte. Das kann ein jeder ſehen, daß ich blos Stückwerke von Materialien aufzeigen wollte, ſo fern die Gelegenheit es erlaubte, und eine Stelle es foderte, um über ſie urtheilen zu können. Sagt man alſo: „meine Geſichtspunkte „ſind wahr, aber noch nicht einleuchtend genug: ſie „ſind nützlich, aber nicht vollſtändig: ſie reizen, aber „wir wünſchen weiter zu ſehen!" ſagt man dies, ſo lobt man mich, wie ich wünſche, über Fragmente gelobt zu werden.

Aber wenn man mich aus fremden Standorten anſähe; das überginge, was ich zuerſt nur von weitem zeige, ob man auch darauf merke? — auf das lobend oder tadelnd fiele, was ich hingeworfen; kurz! an meinem Bilde Fußzehen, Colorit und Faltenwerfung betrachtete; alsdann habe ich vergebens ge-

ſchrieben, und wie ſchmerzhaft iſt dies für den, der als Liebhaber, als Patriot ſchrieb, über Sachen von denen er weder Titel, noch Brot, noch Lohn hat.

Ich habe hier und da freie Urtheile eingeſtreuet: wie ſie daſtehen, ſcheinen ſie leichtfertig, ich nehme dies Wort in ſeiner urſprünglichen Bedeutung; aber wie ich ſie dachte, waren ſie peinlich. Wer da ſagt, daß ich um Beifall buhle; der hat mir nicht ins Geſicht geſehen: viele müßten ſich ſelbſt ablegen, wenn ſie von meinen ſchlechten Fragmenten blos unpartheiiſch urtheilen wollten. Wäre unſer Büchterton in Deutſchland republikaniſcher; wie manches hätte ich deutlich ſagen können, wo ich jetzt, vielleicht dunkel, oder kühn in Parabeln und Anſpielungen rede. Wer dieſe als Zwecke und Schönheiten meines Styls anſieht: der ſiehet mit mir nicht gleich; wer aber ſagt, daß ich blos, um leichtſinnig zu tadeln, habe ſchreiben wollen, der thut mir Unrecht. Da die meiſten Schriftſteller, über die ich rede, berühmter ſind, als daß ich mit meiner ſchwachen Bruſt ihr Lob würdig ausrufen könnte, wie ich dies mit voller Ueberzeugung hinſchreibe: ſo konnte ich von mir ſelbſt es nicht fodern, ſie im akademiſchen Leichentone zu loben: man nehme von einem Armen ein kleines herzliches Wort ſtatt gleißender Complimente an. Ich rede blos von Schriften, die das Vergnügen und die Beſchäftigung meiner Einſamkeit ausmachen, die ich nicht genug leſen kann, und deren Würde nicht in Fragmenten, ſondern in prächtigen Ehrenmälern glänzen muß.

Macht ſich indeß ein handfeſter Kunſtrichter fertig, mich, wenn ich bisweilen geſchlummert hätte,

bei einer günſtigen Stunde, über Bord zu werfen; armer Schlummernder!

O nimium coelo et pelago confiſe sereno
Nudus in ignota, Palinure, jacebis arena.

Wo wird ein Aeneas ſeyn, der dein Grabmal baue!

Ich werde kaum mehr als den vierten Theil liefern, weil ich corpulente Autorſchaften nicht liebe. Die Materien alſo, vor denen dieſe nur Vorläufer hätten ſeyn ſollen, werden aufgeſchoben oder aufgehoben: wie das Publikum will. Ich wollte ſie nennen: allein für wenige werden die Namen lockend ſcheinen: Philoſophie und Aeſthetik: die erſte iſt halb veraltet, die zweite hat man vielleicht noch nicht geſehen.

Sollte jemand meine dritte Sammlung der Deutſchen Literatur nachtheilig, und es nach ihrer gegenwärtigen Lage für nothwendiger halten, anzupreiſen, als abzuſchrecken: der will mich nicht verſtehen. Will ich jemand von Kenntniß der Alten abhalten, oder ihn in ihrem Studio ermüden, der werfe mein Buch ins Feuer. *)

*) Der Leſer, welcher die Nachſchrift mit der Vorrede der zweiten Ausgabe des erſten Theils vergleicht, wird bemerken, daß die erſten Sätze aus der Nachſchrift bereits in jene eingewebet ſind. Es verdiente indeſſen auch die Nachſchrift wegen des Uebrigen darin enthaltenen aufbehalten zu werden.

Inhalt der zweiten Sammlung.

I. Vorläufiger Discurs: von dem Urſprunge der Kunſtrichter, und den Geſichtspunkten, in denen er erſcheint. . . . . . . S. 3

II. Einleitung in die Fragmente: über die Mittel zur Erweckung der Genies in Deutſchland. . 12

III. Vergleichung unſrer Orientaliſchen Dichtkunſt mit ihren Originalen:

1. In der ſchönen Natur, die beide ſchildern: Urtheil über die Jüdiſchen Schäfergedichte. 17

2. In der Vaterlandsgeſchichte der Morgenländer: Von einigen Dankpſalmen. 21

3. In ihren Nationalmythologien; Von dem Gebrauche Orientaliſcher Maſchinen und Fiktionen. 24

4. In dem Geiſte ihrer Religion; Von chriſtlichen Liedern in Orientaliſchem Geſchmack. . . 29

5. In ihrer ganzen poetiſchen Sphäre. . . 33

6. Sprache und poetiſchem Sinne. Von der Nachahmung der Chöre, und Bilder. . . 35

7. Daher die elenden Nachahmungen widerrathen, und Erklärungen zuerſt angerathen werden. 38

Geſpräch zwiſchen einem Rabbi und Chriſten über Klopſtocks Meßias. 43

IV. Von der Griechiſchen Literatur in Deutſchland.

A. Wie weit wir die Griechiſchen Dichter kennen! Plan aus ihnen eine Aeſthetik zu ſammlen: Vorſchläge zur Ueberſetzung Homers: Ein Urtheil des Geſchmacks über Steinbrüchels Ueberſetzungen: Entwurf zu einer Winkelmanniſchen Geſchichte der Griechiſchen Poeſie. . . 54

B. Wie weit haben wir ſie nachgebildet?

1. Klopſtock mit Homer verglichen: war Homer ſo unbekannt unter den Griechen, wie Klopſtock unter den Deutſchen? Hat Wieland oder ſein Gegner bei καλος κ᾽αγαθος Recht? . . . . S. 67

2. Pindar und der Dithyrambiſt: Ueber das Urtheil der Literaturbriefe von den Dithyramben: Hypotheſe von dem antiken Geiſte der Dithyramben; Prüfung der neuern Gedichte dieſes Namens: Ein Trinklied darüber. . 83

3. Anakreon und Gleim: Ein Liedchen an Anakreons Taube. 113

4. Tyrtäus und der Grenadier: Er iſt mehr als Tyrtäus. 118

5. Theokrit und Geßner: Von der beliebten Unterſcheidung zwiſchen Ekloge und Idylle. Hat Theokrit ein höchſtverſchönertes Ideal? Großer Unterſchied zwiſchen Theokrit und Geßner. . 121

6. Alciphron und Gerſtenberg. . . 135

7. Sappho und Karſchin: Zwo Antipoden: Ob Sappho und Corinna wegen ihrer Buhlerei verloren gegangen? Ein Urtheil der Literaturbriefe. 136

Beſchluß. Nachſchrift an den Leſer, Schriftſteller und Kunſtrichter. 141

Inhalt der dritten Sammlung.

I. Eine Ausſicht über die neuere römiſche Literatur. S. 145

1. Die neuere Literatur hat durchaus eine Lateiniſche Geſtalt. Da wir alles durch die Hände der Römer bekommen: ſo haben ſie uns alles geraubt, was wir hatten. 147

2. Die Wiederherſteller der Wiſſenſchaften haben allem eine römiſche Form gegeben, und unter der Herrſchaft der Lateiniſchen Sprache hat die unſre ſehr ihre alte Stärke verloren. . . 157

3. In den Schulen hat lange ein Lateiniſcher Geiſt geherrſcht, der Genies, brauchbare Männer, und ſelbſt Gelehrte hindert . 167

4. Unſre wiſſenſchaftliche Sprache hat einen lateiniſchen Zuſchnitt, mithin die Wiſſenſchaften ſelbſt. 175

5. Wie fern klebt der Gedanke am Ausdruck in der Sprache des gemeinen Lebens? Anwendung auf die Schriften, die über gemeine Sachen, für den gemeinen Mann, und für das Frauenzimmer geſchrieben werden. . . 177

6. In der Dichtkunſt iſt Gedanke und Ausdruck wie Seele und Leib, und nie zu trennen. 187

7. Ein wahrer Dichter muß in ſeiner Sprache ſchreiben. 189

8. Was gewinnt der neuere lateiniſche Dichter, und was wagt er für ſich? 201

9. Was gewinnt und wagt er, wenn dieſer Geſchmack allgemein wird. 208

10. Wie klebt in der Weltweisheit der Gedanke am Ausdruck, ſinnlich, techniſch und grammatiſch? 212

11. Es iſt der Tod der Philoſophie, nach ihrer Materie und Form den Gedanken blos eingehüllt in gewiſſe Ausdrücke zu betrachten. S. 216
12. Anwendung auf den wiſſenſchaftlichen Vortrag. 222

II. Vom neuern Gebrauch der Mythologie.
1. Klotzens Einwendungen gegen ſie werden geprüft. 227
2. Die Antworten ſeines Recenſenten ebenfalls. . 232
3. Wie fern iſt ihr Gebrauch zuträglich in verſchiedenen Gedichtarten. 237
4. Gränzen dieſes Gebrauchs. 245
5. Vorſchläge, die Mythologie als eine poetiſche Hevriſtik zu nutzen. 249
6. Einige Machtſprüche der Literaturbriefe dagegen. 253
7. Ein vierfacher hevriſtiſcher Gebrauch derſelben. 257

III. Von einigen Nachbildungen der Römer.
1. Von der horaziſchen Ode, Rammlers, Klopſtocks, Uz und Lange. . . 261
2. Vom lukreziſchen Lehrgedicht, von Haller, Witthof und Creuz: Plan zu einem philoſophiſchen Gedicht über die menſchliche Seele. 290
3. Von Nachahmung der lateiniſchen Elegien: eine ſchöne Abhandlung der Literaturbriefe mit elegiſchen Anmerkungen begleitet. . . . 300
4. Von der ſatyriſchen Laune des Horaz und Klotz, nebſt einigen neugierigen Fragen darüber. . 324
5. Können wir deutſche Ciceronen haben? . . 331
6. Sollen wir ſie auf den Kanzeln haben? Der Verſammlung, dem Zwecke, der Sprache nach. 339

IV. Nachſchrift. 354

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herder, Johann Gottfried <<von>>, / Müller, Johannes / Heyne, J. F.

J. G. von Herders sämmtliche Werke

Bd.: 18

Carlsruhe 1821

Opp. 653 c-17/18

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604964-4